Aus dem Orient

Von

Gustav Hirschfeld

Aus dem Orient.

Von

Gustav Hirschfeld.

Zweite Auflage.

Berlin.
Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.
1897.

Vorwort.

Es ist schwer, die eigene Zeit richtig zu verstehen, nur bei eindringlicher Beobachtung aller einzelnen Faktoren ist ein solches Verständnis zu erlangen. Im Orient haben während unseres Jahrhunderts große Wandelungen stattgefunden, andere noch größere scheinen sich vorzubereiten. Die Gesamtheit der Faktoren darzulegen, welche als geschichtliche Entwickelung in die Erscheinung tritt, ist gewiß anziehend, aber überaus schwierig, schon weil zwei so ungleichartige Elemente, wie Menschen und Dinge in unaufhörlicher Mischung, einander sich bedingend, daran beteiligt sind. Der Orient wird aber gerade deswegen jetzt von hohem Interesse, da das augenblickliche Stadium derartig ist, daß es uns einmal einen Einblick gewährt. Während in Griechenland in den letzten siebzig Jahren Ereignisse sich vollzogen haben, welche das Land aus asiatischer Verkettung gelöst und es unaufhaltsam in den Strom der Weltkultur getrieben haben, ist auch der weitere Boden, von dem jene Scholle abgerissen ist und mit wachsender Geschwindigkeit sich entfernt, in Bewegung gekommen. Friedliche Neuerer, ohne Schwert, ohne Fanatismus, sind ins Land gedrungen, die gewaltigsten, die es gegeben hat, seit das Menschengeschlecht denkt, unwiderstehlich durch die Wohlthaten, die sie bringen, die den Erdball zu einem kleinen, zu einem einheitlichen Völkerschauplatz machen, Dampf und

sie sich dort allmählicher — in dem Eindringen und den Schiebungen der Bevölkerungselemente, der seßhaften sowohl als der nomadisierenden, ein Stillstand noch nicht erreicht ist. Ja die während des letzten Jahrzehnts vorzugsweise mit deutschem Kapital und von deutschen Ingenieuren erbaute anatolische Eisenbahn, wie sie von den Ufern des Bosporos, von Skutari bereits bis Angora reicht und bald auch bis Konia (Ikonion) vollendet sein wird, scheint ungleich mehr als die von Smyrna ausgehenden, schon länger bestehenden Bahnen bestimmt zu sein, diese Bewegungen in rascheren Fluß zu bringen. Wenn, was wohl in nicht gar zu ferner Zeit zu erwarten ist, es gelingt, die anatolische Bahn über die Tauros-Pässe hinaus bis Bagdad zu verlängern, dann besitzt Kleinasien wieder die alte persische Königsstraße, angepaßt den heutigen Verkehrsverhältnissen. Verkehrswege und Völkerstraßen bleiben, wie mannigfaltig sich auch die politischen Zustände der Länder umgestalten mögen, in dem Wechsel der Zeiten.

Inhalt.

Wandelungen und Wanderungen in Kleinasien.

Es giebt Länder, welche die Natur selbst so fest umgrenzt und zu einer Einheit abgeschlossen hat, daß sie auch für die Entwickelung eines einheitlichen Volkes und Volkslebens vorausbestimmt scheinen: so England, Spanien, Italien. Andere, denen solche natürliche Umgrenzung mehr oder weniger mangelt, können nur durch ein begabtes Volk zu einer Einheit zusammengefügt und zusammengehalten werden, und gerade die Feststellung, die Erkämpfung und Behauptung nicht natürlicher Grenzen pflegt alsdann einen Teil ihrer Geschichte auszumachen: das ist bei unserem eigenen Vaterlande der Fall. Noch andere endlich sind ganz vorgebildet als Übergangsländer, als Durchgangspunkte; ihre Phasen, ihre physiognomischen Veränderungen pflegen in besonderer Deutlichkeit die Vorbereitung und den Vollzug großer und allgemeiner historischer Wandelungen erkennen zu lassen, und solch ein Land ist für die alte Welt vor allen anderen Kleinasien.

Mitten hinein zwischen die drei Erdteile unserer Hemisphäre, zwischen Asien, Afrika und Europa, tritt Kleinasien, auch räumlich der Mittelpunkt der im Altertum bekannten Erdstücke und ihrer Bewohner, welche — ohne das Meer zu benützen — nur über dieses Land mit einander in Verkehr treten konnten. Von Großasien aus einer Hand gleich vorgestreckt, in einer Länge von über 100 Meilen, einer durchschnittlichen Breite von etwa 80 Meilen, bildet es auch in seiner äußeren Form und inneren Gestaltung den Übergang, den Mittelpunkt sehr verschiedener Formationen. Während die Halbinsel im Innern angefüllt ist von einer großen Gesamterhebung, welche nichts ist als ein Ausläufer der gewaltigen Hochgebirge Mittelasiens, gleicht sie an ihrer kürzeren Westseite in lebendiger Küstenentwickelung und in der übersichtlichen Reihung ihrer Bergzüge dem gegenüberliegenden Griechenland, von dem denn auch dieser Teil geschichtlich untrennbar geworden ist. Aber auch die Erhebung des Inneren ist nicht etwa eine gleichmäßige, nach Norden und Süden abfallende Bergmasse; eine ununterbrochene, sehr schwierige und jäh abstürzende Bergkette, der alte Taurus begleitet den Südrand; in mählichen Terrassen fallen dagegen die Erhebungen nach Norden ab; beide umschließen mit hohen Rändern eine zwischen ihnen liegende Einsenkung, ein Hochplateau, das ganze Relief asiatischen Formen vergleichbar, wie denn dieses Innere mit Recht als ein Klein-Irân bezeichnet worden ist. Ebenso verschieden von der Westküste wie das Relief ist die übrige Kontur, die Küstenentwickelung, welche an beiden Seiten viel zu wünschen übrig läßt, besonders im Norden, wo die Natur in Hafenbildungen überaus karg gewesen ist.

Während aber die südliche Küste doch wenigstens frei auf dem Wege derer liegt, welche vom ägäischen Meer zwischen Rhodos und Kreta hindurch nach Osten segeln, schließen den Norden zwei enge Straßen, Hellespont und Bosporus sowie ein Vormeer, die Propontis, geheimnisvoll und drohend ab, und diese Umstände halten die ganze Nordküste und das Hinterland in ihrer Entwickelung um Jahrhunderte zurück.

Der Norden ist am meisten asiatisch, der Westen am meisten griechisch, zwischen beiden steht die Südküste.

Nun liegt in dieser Formation die Rolle, welche dem Lande im ganzen und im einzelnen in der Geschichte zugefallen ist, in unverkennbaren Zügen ausgesprochen: Vermittlerin zu sein zwischen Ost und West, eine Brücke der Völker, auf der Orient und Occident einander nahen konnten zu friedlicher wie zu feindlicher Kraftmessung, das war und ist die weltgeschichtliche Stellung von Kleinasien. Wenn wir uns nicht täuschen, liegt auch darin die Erklärung dafür, daß Kleinasien niemals — bis auf nicht nennenswerte Ausnahmen — ein eigenes Reich gebildet hat. Und wie die eigentümliche Zwischenlage des Landes Zuwanderungen von den verschiedensten Seiten her bedingte und begünstigte, so haben hier in der That arische und semitische Stämme in bunter Mannigfaltigkeit von Sitten, Gebräuchen und Lebenseinrichtungen meist unvermittelt neben einander gehaust, und so war auch die Bevölkerung des Landes nie eine einheitliche und kompakte Masse, sondern immer ein vielgemischter Völkersaal, voll von den überraschendsten Gegensätzen und fremdartigsten Eindrücken.

Aber die Zustände konnten — wenn auch immer von größter Buntheit, doch eben bei der Natur des Landes

nicht immer die gleichen bleiben: in kaleidoskopischem Wechsel lösen sich hier Herrscher und Beherrschte, Einrichtungen und Sitten, Blüte und Verfall einander ab, vom Eintritt in die Geschichte bis auf den heutigen Tag, wenn auch bisweilen in geschichtlichen Perioden von solcher Ausdehnung, daß man nur einen Stillstand im Innern des Landes wahrzunehmen wähnt. Doch ist es nicht allzuschwer, dieses Mißverständnis zu heben: es bedarf nur der kleinen Anstrengung, die verschiedenen Perioden nach einander unserm geistigen Auge vorüberzuführen, um den Wechsel nicht bloß, sondern auch die folgerichtige, die gesetzmäßige Wandelung zu erkennen und damit zugleich die etwaige Anwartschaft für die Zukunft.

Die ältesten Durchwanderungen Kleinasiens waren Eroberungszüge. Zwar ägyptische Herrscher sind schwerlich tief ins Land, geschweige bis an die Westküste des Landes vorgedrungen; und es zeigt nur, wie wenig sicher die älteste Zeit bekannt war, wenn Herodot in gewissen Felsreliefs nicht weit von Smyrna und weiter ägyptische Heerführer erkennen wollte. Wir wissen heute aus der Bilderschrift, daß sie Bilder asiatischer Kriegsfürsten sind, die dem sogenannten hetitischen Kulturkreise angehörten. Aber die Ergebnisse dieser Eroberungszüge liegen noch im Dunkel, wir mögen nur schließen, was sich eigentlich von selbst versteht, daß auch damals die asiatischen Völkerschaften, wie sie in Stamm und Sprache verschieden, ungeeint waren und gerade deshalb einbrechenden Heeren keinen ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen vermochten.

Als im Mittelstromlande zwischen Euphrat und Tigris die Reiche von Assur und Babylon sich erhoben, war das

Centrum der Macht Kleinasien zu nahe gerückt, als daß es sich diesem wenigstens in seinem östlichen Teile hätte entziehen können. Vielleicht schon damals leitete eine Kunststraße den Tigris aufwärts über die sich türmenden Berge hinüber bis zum schwarzen Meere. Doch die erste sichere Bahnung von Kunststraßen durch Kleinasien knüpft sich an den Namen der Perser, welche um die Mitte des sechsten Jahrhunderts ihre Herrschaft bis ganz nahe der Westküste, bis zur alten lydischen Hauptstadt Sardes, des Crösus Residenz, ausdehnten. Dieser Königsweg, wie ihn der alte Herodot nennt, ging von Sardes bis zur persischen Königsstadt Susa, oberhalb des persischen Meerbusens, in einer Länge von ungefähr 270 deutschen Meilen (etwa wie von Lissabon bis Berlin), also noch ausgedehnter als der bewundernswerte Bau der Inkas in Peru, der freilich noch über ganz andere Höhen geführt ist. Diese ganze Straße nun leitete im Herzen der Halbinsel schon durch bewohnte und sichere Länder, ihre Ausdehnung in Kleinasien allein betrug fast 120 deutsche Meilen; da waren alle 4 Stunden ausgezeichnete Herbergen und königliche Poststationen; auf diesen wechselten die Kuriere der persischen Fürsten ihre Rosse, wenn sie auf- und abflogen zu den Statthaltern der Provinzen, die auf eben dieser Straße in glänzenden Kavalkaden ihr Gebiet durcheilten. Dieser Weg, wenn auch erst kunstgerecht bereitet durch die Perser, muß doch schon vorher benützt worden sein, wie er eine der wenigen, durch die Natur hier gegebenen Verbindungsstraßen ist: denn an diesem Wege ist es, wo seit wenigen Jahrzehnten eine Reihe von uralten Felsreliefs wieder aufgefunden ist — anscheinend Huldigungs- und Opferceremonien —, welche klar

zeigen, daß auf diesem Wege eine allmähliche Wandelung der Kunst des Mittelstromlandes sich vollzog. So ist den an der Westküste hausenden Griechen eine überaus wichtige künstlerische Anregung — außer auf dem Seewege durch die Phönizier — auch auf dem Landwege in Kleinasien vermittelt worden.

Während die Königsstraße, welche zugleich die provinziellen Hauptorte verband, dem Staatsdienst gewidmet war und sicherlich zugleich die Truppenbewegung erleichtern sollte wie bei den Inkas, ziehen Handelskarawanen südlich davon auf näherem Wege ins Euphratthal, auch hier eine uralte, ausgetretene Straße und bei den immer fast unverändert gebliebenen Verkehrs**mitteln** in jenen Teilen festgehalten bis auf unsere Tage, wo erst die Erschließung nördlicher und südlicher Häfen durch europäische Schiffe die alten Wege aufzulösen und zu verzweigen beginnt, während doch die Schienenstraßen in ihrem großen Zuge aus mehr als einem Grunde an jene alten Verkehrsadern gebunden sind.

Es ist sicher, daß um das Jahr 500 vor Christus die Königsstraße, und zwar vielleicht schon seit geraumer Zeit, im Betriebe war: die bestimmten Entfernungsangaben, die regelmäßige Verteilung von Herbergen und Stationen läßt eine genaue Kenntnis des Landes, einen bedeutenden Verkehr annehmen, mögen auch die Entfernungen, wie ich überzeugt bin, nur durch Abschreitungen festgestellt worden sein. Ja, es gab auf einer in Erz geschnittenen Erdkarte eine Zeichnung dieses Weges, welche den Spartanern vorgelegt wurde, als sie für einen Zug gegen Persien gewonnen werden sollten. Alles dieses hat geordnete, friedliche Zustände zur Voraussetzung, und so werden denn auch die

Nationen, deren Gebiete die Straße durchschnitt, als reich an edlen Metallen, an schönen Gewändern und an Herden geschildert; aber verschieden an Stamm, Sprache und Sitte, hält sie nur die persische Herrschaft zusammen. An der Westküste aber saßen Hellenen in dichtgedrängten Kolonien, die, wie Griechenland größtenteils auch, ihrer ganzen Lage nach mehr auf den Verkehr zur See als zu Lande angewiesen waren.

Ein ganz anderes Bild gewährten freilich die Bergänder im Norden und Süden: jene durchwanderten ums Jahr 400 die mit Xenophon aus Persien heimkehrenden Griechenscharen; den Süden durchzog Alexander d. Gr. an der Spitze seines Heeres kaum 70 Jahre später. Im Norden, am schwarzen Meer, traten den Wandernden Völkerschaften von der äußersten Wildheit entgegen, sie gingen fast nackt, waren an Brust und Rücken tätowiert, und ihre Raub- und Fehdelust war den spärlichen griechischen Kolonien jener Küste so gefährlich, wie ihnen selber verderblich, da sie in gegenseitigen Kriegen sich aufrieben. Es ist bemerkenswert genug für jene Teile, die wir als altcivilisiert uns vorzustellen pflegen, daß jene Beschreibungen uns anmuten, als wenn wir jetzt von den sogenannten Wilden Centralafrikas lesen.

Weit entwickelter fand Alexander im Süden die Bergvölker des Taurus; aber ihre hoch und fest gelegenen einfachen Ortschaften, ihre durch die Berge gesicherte Freiheit verteidigten sie mit allen ihren Kräften.

So waren nur der Westen und die Mitte des Landes von civilisierten Menschen bewohnt und bequem und gefahrlos zu durchreisen.

Mit den Nachfolgern Alexanders ändert sich nun die ganze Physiognomie des Landes, die alten Verkehrsschranken fallen allmählich, die fertige griechische Bildung und Gesittung mit ihrer überlegenen Kraft dringen unaufhaltsam in die Halbinsel ein: wo bisher armselige Dörfer aus Holzhütten und offene Flecken gestanden, die nur hie und da um einen sicheren Burgberg ängstlich sich geschart hatten, da erheben sich nun ummauerte Städte nach griechischer Weise mit ihren Burgen und Tempeln, mit öffentlichen Profanbauten, Rathäusern und Archiven, mit Gymnasien, Stadien und Theatern, mit Quellhäusern und Wasserleitungen, kurz mit allen den Bestandteilen, welche das langerzogene Lebensbedürfnis der Hellenen hatte entstehen lassen. Und noch ein anderes fällt in die Augen: die bisherigen hohen und schwer zugänglichen Ortslagen, welche — wie im alten und mittelalterlichen Italien — die geringe Sicherheit des Landes einst hatte wählen lassen, veröden, und die Bevölkerung zieht sich hinab in die so viel bequemeren, jetzt sicher gewordenen Ebenen.

So entwickelte sich vom dritten vorchristlichen Jahrhundert an das Innere Kleinasiens zu einem neuen Leben. Zuerst werden die Bewohner in die neue Art sich mit Widerwillen gefügt haben; aber ein reger Verkehr, ein stetes Ab- und Zugehen griechischer Männer machten den Wechsel allmählich zu einem vollständigen, und als das Land vom Ausgang des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts an in die Hände der Römer übergeht, ist es zum großen Teil hellenisiert, d. h. wenigstens in den Städten von Leuten bewohnt, die in Sprache und Sitte den Hellenen glichen. Nun machte die Verwaltung und Behauptung der entfernten

Provinz neue Anlagen nötig: römische Ingenieure vermessen die Entfernungen von Ort zu Ort und bahnen Straßen, römische Legionen ziehen auf und nieder, wo vor grauer Zeit Babylonier und Assyrer, nach ihnen Perser und endlich die gemischten Heere der Diadochen gezogen waren, und römische Verwalter, Prokonsuln, reisen von Stadt zu Stadt, die Verhältnisse der unruhigen Griechen zu ordnen nach Recht oder auch nach Willkür. Die Reise eines dieser Verwalter ist wenigstens in einigen Zügen zu verfolgen, und dieser ist kein anderer als Cicero, der zur Übernahme seiner Provinz im Sommer des Jahres 51 v. Chr. nach langsamer Seefahrt in Ephesus landete, welches damals als Hafen- und Handelsstadt dasselbe bedeutete wie Smyrna für unsere Zeit.

Nach einem lauten stürmischen Empfange durch die klugen Hellenen, welchen die Eitelkeit ihres neuen Statthalters wohl bekannt gewesen sein wird, rollt dieser zu Wagen auf heißer staubiger Straße in das Land hinein, elf Tage rechnet er bis zu seiner speziellen Provinz im Osten — Cilicien —, welche nur etwa 80—90 deutsche Meilen entfernt war und bis wohin ein Kurier von Rom fast sieben Wochen brauchte, ja, es kommt vor, daß Briefe von dort erst nach mehr als vier Monaten in seine Hände gelangen, der modernen Ungeduld schwer erträgliche Verhältnisse.

Überall sieht Cicero die Wunden, die das Erpressungssystem und die Willkür seiner Vorgänger dem Lande geschlagen; freilich war aber auch im allgemeinen die römische Einrichtung der Steuerverpachtung eine ungesunde und den Provinzen keineswegs vorteilhaft, so wenig wie es heute die türkische ist. Tief erschöpft, so behauptet der Prokonsul, sei

das Land, überall Klagen und Beschwerden der Griechen, der Kommunen und Privaten, sie können nicht die Kopfsteuer zahlen, ihre Besitztümer sind verschuldet oder verkauft, nicht als wenn Menschen, sondern als wenn ein Ungeheuer im Lande gehaust hätte. Aber auch die eigenen griechischen Stadtbeamten werden von ihren Landsleuten des Diebstahls bezichtigt, ein Vorwurf, der dem Kenner heutiger griechischer Verhältnisse außerordentlich bekannt und modern klingt. Also schon damals dieselbe häßliche, neidische Beschuldigungssucht, dieselben Übertreibungen wie heutzutage; auch Cicero selber entwirft an anderen Stellen, wo es ihm weniger darauf ankommt, sein eigenes leuchtendes Verdienst durch einen dunkelen Hintergrund zu heben, ein durchaus verschiedenes Bild von dem ganz einzigen Ertrage der Äcker und Fruchtgärten des Landes, von der Ausdehnung seiner Weiden, und dieses Bild fröhlichen Gedeihens und Bodensegens ist offenbar das richtigere.

Doch hielt es der Prokonsul jedenfalls damals für angezeigt, auf das gesetzmäßige Recht zu verzichten, nämlich sich selbst und sein gewiß zahlreiches Gefolge von den Einwohnern unterhalten zu lassen. Höchstens nahm er eine Schlafstelle und vier Betten an, aber zumeist nächtigte er in einem Zelte, das also wie jetzt zu einer kleinasiatischen Reiseausrüstung gehörte. Die Gasthäuser waren, wo sie überhaupt existierten, wenig mehr als Kneipen niederster Art; jeder Angesehenere hatte einen Gastfreund, bei dem er absteigen konnte. In den großen Provinzialstädten, in denen der Prokonsul Tage lang Gericht hielt, besaß der Staat anscheinend oft eigene Häuser für seine Beamten; da wandelt denn Cicero schon vor Tagesanbruch im Audienzzimmer auf und nieder, zu-

gänglich für jedermann; er zieht Beamte zu Tische, empfängt und fertigt Kuriere ab, die besonders im Dienste der Steuerpächter hin und her eilten zwischen Asien und Rom. Hier wie überall ist der eigentliche Weltverkehr zunächst im Anschluß an den Kaufmann und in seinem Dienste erwachsen.

Aber nur in den vorderen Provinzen und in den großen Centren fand der Reisende eine wirklich griechische Bevölkerung; im Süden lebten die ursprünglichen Bewohner immer noch als Hirten fort, welche, wie die heutigen, den Winter in den Ebenen, den Sommer in den Bergen verbrachten, treu ihren alten Sitten und ihrer Sprache, wie besonders die Apostelgeschichte erweist, und in den Bergen des Cilicischen Taurus bekämpfte Cicero selber Völkerschaften, die er beständige Feinde nennt, die weder hellenisiert waren noch auch die Herrschaft Roms anerkannten.

Wir haben uns vorzustellen, daß noch beim Beginn unserer Zeitrechnung die hellenische und hellenisierte Bevölkerung wesentlich in den Städten sich koncentrierte, etwa wie in einem Teile der russischen Ostseeprovinzen die Bewohner in den Städten deutsch, die Landbewohner hingegen lettisch sind. So werden wir uns auch zu erklären haben, wenn im Inneren Kleinasiens ausschließlich in größeren Centren Funde von Resten klassischer Kunst und Industrie gemacht werden, die in den durchaus griechischen Ländern und Landschaften auf Schritt und Tritt aus dem Boden steigen.

Doch muß ein etwa gleiches Niveau an griechisch gearteter Bildung und Lebensansprüchen in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung auch hier allmählich erreicht worden sein: denn allzu gleichmäßig ist der Stil und die Güte des Baues in den zahlreichen antiken Stadtruinen

des Innern, welche ihrer Hauptmasse nach eben jener Periode angehören. Damals bereisten Kaiser wie Traian und Hadrian einige Teile Kleinasiens, und von diesem Lande aus richtete damals der jüngere Plinius an Traian seinen berühmten Brief über die Christen, deren Ausbreitung bereits begonnen hätte hie und da die alten Tempel zu veröden und die Opfertiere vergebens zu Markte kommen zu lassen.

Den damaligen Verkehrszustand veranschaulicht ungefähr die mittelalterliche Kopie einer alten Karte, die einzig erhaltene ihrer Art, die sogenannte tabula Peutingeriana, eine graphische Darstellung des römischen Reiches mit Angabe der Hauptorte, Wege und Entfernungen wohl zu militärischen Zwecken. Ein weit verzweigtes Netz von Römerstraßen durchschnitt die Halbinsel in Länge und Breite und erleichterte das Reisen und den Verkehr, dessen Lebendigkeit sie ihrerseits wieder beweist. Nur in den südlichen Bergen hauste immer noch eine räuberische Bevölkerung; gerade ihr erneutes Vordringen sowie barbarische Einfälle von Osten her trugen vom dritten christlichen Jahrhundert an wieder zum allmählichen Verfall des Landes bei, den die wüsten politischen Verhältnisse nur allzusehr begünstigten. Gerade aus dieser Zeit haben wir noch eine freilich dürre Beschreibung einer Pilgerfahrt von Bordeaux nach dem heiligen Lande durch Kleinasien, auf dessen großen alten Landstraßen die Pilger Jahrhunderte hindurch entlang zu ziehen pflegten. Über 130 Meilen der Route lagen in Kleinasien; noch gab es alle $2^1/_3$ Meilen kaiserliche Poststationen für den Pferdewechsel und alle $3^1/_2$ Meilen Herbergen, noch standen die antiken Städte aufrecht, unverwüstet durch die Erdbeben, welche erst vom fünften Jahrhundert an das hauptsächlichste Zer-

störungselement gewesen sind, und die damals deshalb so verheerend waren, weil man weder die Mittel noch den Sinn noch wohl auch die Menschen mehr besaß, um die entstandenen Schäden zu bessern.

Der Bruch mit der antiken Tradition ist auch hier erst nach der zweiten Teilung des römischen Reiches, durch welche Kleinasien an Byzanz fiel, vollzogen worden; da liegt der Haupteinschnitt zwischen dem Altertum und einer neuen Zeit: seine Feste mußten aufhören, seine Tempel und Heiligtümer wurden entheiligt oder zerstört, die Verwendung der antiken Bauten und ihres Materials zu neuen Anlagen offiziell und ausdrücklich befohlen.

Wer im Beginn des sechsten christlichen Jahrhunderts Kleinasien durchzog, fand das Christentum fest eingebürgert, ihm war gelungen, was Rom vergebens erstrebt hatte, auch die Barbaren und kriegerischen Stämme im Süden zu gewinnen; bis in die entlegensten Thäler des Taurus kann man Sitze kirchlicher Würdenträger verfolgen. Die Städte freilich gewährten ein sonderbares Bild; verödet durch eine wachsende Abnahme der Bevölkerung, wie sie allen niedergehenden Zeiten und Völkern eigen ist, waren die alten Orte zu weit geworden für die spärlichen Bewohner, neben ihren noch stehenden Wohnstätten lagen andere in Schutt und Trümmern, hie und da waren wohl auch die Ebenen geräumt und im Rückgange die alten steilen Höhen bei der zunehmenden Unsicherheit wieder aufgesucht worden. Aus demselben Grunde werden die Städte oft in kleinerer Ausdehnung mit neuen Mauern umgeben, welche das antike Baumaterial massenhaft verschlangen und so für uns oft zu den ergiebig-

sten Fundgruben geworden sind. Die Tempel, soweit sie nicht zerstört sind, werden als Kirchen benutzt oder auch wie andere vordem öffentliche Bauten als Zuflucht der armseligen Bevölkerung. Es ist wohl als Anzeichen des verringerten Verkehrs zu betrachten, wenn Justinian die Herbergen auf den fünften, ja achten Teil reduzierte und Esel statt der Pferde einführte. Die einst so reichen Fluren liegen brach und ungenützt; was der einzelne zum kärglichen Leben bedarf, das bebaut er, nicht mehr, und wozu auch? es geht doch abwärts mit dieser überlebten Welt. Wie sich das im Kleinsten, im Nebensächlichsten verrät! Die alten Einteilungen werden verschoben, die antiken Namen entstellt und verändert, — die Benennung „Kleinasien" für die alte Asia kam damals zuerst auf, — die alten Centren sinken zum Teil zurück, neue sind im Aufleben begriffen, eines jener klaren Symptome des Innenlebens der Länder, das nur aus der Erkenntnis aller zusammenwirkenden historischen und Kultur-Elemente richtig verstanden werden kann.

Kriegszüge erhellen von Zeit zu Zeit den Schauplatz und lassen ihn in dem Rückgange, der Ödigkeit des Lebens, die uns als der unumgängliche Begleiter der byzantinischen Herrschaft erscheint. Indessen wurde eine völlige Veränderung aller Verhältnisse in Kleinasien erst dadurch bewirkt, daß ein Volk ganz anderer Art, mit durchaus anderen Bildungscentren und Sitten auftaucht, die Muselmanen. Der alte Brückenkampf, wie man ihn wohl bezeichnen kann, erneut sich: wie einst im Altertum Kleinasien durch den Occident und seine Bildung und Art dem Orient abgerungen wurde, so tritt nun dieser wieder — wenn auch in ganz neuen Formen, aber durch wilden

Glaubensfanatismus fast unwiderstehlich gemacht — auf den Kampfplatz gegen den Westen.

Hin und her wogte der Streit bis zum elften Jahrhundert, zunächst gegen die Araber; so sehr aber war Kleinasien inzwischen zu einer Stätte abendländischer Bildung geworden, daß es lange als eine Schranke gegen das Vordringen der Eroberer dienen konnte.

Da erschien in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts ein nomadisierender Hirtenstamm, den unerkennbare Ereignisse aus Hochasien getrieben, im Osten an der Schwelle der Halbinsel, um bald darauf zu einem Teile in Kleinasien einzudringen und daselbst ein besonderes Reich, dasjenige von Rum (Ρωμανία) aufzurichten: dieser Stamm sind die Turkmenen, von denen erst allmählich eine feinere Klasse, die Türken sich sonderte, der vordringende Zweig derselben die Seldschuken. In unzählbarer Menge, so berichtet ein zeitgenössischer und eingeborener Chronist, bedeckten sie die Erde, ganz Kleinasien von Syrien bis zum Hellespont in einer Länge von dreißig Tagereisen, einer Breite von zehn bis fünfzehn, wird von ihnen durchzogen, die Städte werden von ihnen genommen, die Kirchen zerstört oder in Moscheen verwandelt, die Einwohner in Sklaverei geschleppt. Damit geschah freilich nicht mehr, als was barbarische Nationen im Kriege sich überall und zu allen Zeiten zu erlauben pflegen. Doch bedeutet es in Kleinasien zugleich einen immer trümmerhafteren Zustand des Alten, aber auch ein allmähliches Emportauchen neuer Bildungen. In baum- und quellenreichen Umgebungen, wie sie die Orientalen von jeher geliebt, erstehen neue Mittelpunkte, geschmückt mit Prachtbauten in fremdartigem Stile, den die Eroberer den be-

gabten Arabern abgelernt hatten, und wie ihn zum Teil ihr Kultus bedingte. Erst später treten auch byzantinische Elemente hinzu.

Der größte Teil des inneren Kleinasiens steht von da an unter mohammedanischer Herrschaft, aber nur langsam und allmählich beginnt da die hellenische und hellenisierte Bevölkerung zu verschwinden: teilweise wendet sie sich den byzantinisch gebliebenen Küsten und Ländern zu, aber die größere Mehrzahl wird wohl muselmanisch, wie sie einst von eigenen Göttern zu griechisch gearteten übergegangen war, teilweise geht auch sie in die Eroberer auf, die durch Beimischung edleren Blutes ihren Typus, besonders in den oberen Klassen sichtlich verbessert haben.

Die türkische Besetzung der Halbinsel that, was die Araber noch nicht gethan: sie verschloß den Christen definitiv den Orient mit dem heiligen Lande, so lange das Ziel zahlloser Pilgerfahrten, und das christliche Europa begeisterte sich zu den Kreuzzügen, deren drei erste durch Kleinasien hindurch auf dem Landwege Palästina zu erreichen suchten. Aus den sehr unvollkommenen Chroniken dieser Züge blickt dem Leser ein völlig geändertes Antlitz der Halbinsel entgegen; zwar auch damals noch führte eine königliche Straße durch das Land, aber in ganz abweichender, durch die Zeitumstände erzwungener Richtung, fremdartige Städtenamen begegnen, weite Strecken sind völlig verlassen, besonders im Osten, wo die Kreuzfahrer vierzehn Tage hindurch weder Menschen noch Tiere antrafen. Die einst so blühende Westküste, so schildert eine byzantinische Prinzessin, lag in Schutt und Trümmern, die Ruinen der herrlichen griechischen

Städte waren eine Zuflucht für Raubgesindel und wilde Tiere geworden: sic transit gloria mundi! —

Freilich waren diese Küstenstriche noch in den Händen der byzantinischen Kaiser, der letzte Rest griechischen Besitzes, wie er im Altertum der Anfang seiner Ausbreitung gewesen war; eine italienische Seekarte aus dem dreizehnten Jahrhundert nennt an der Nordküste unter sechzig griechischen Namen nur erst einen türkischen.

Von den Heeren der Kreuzfahrer sind ihrer ganzen Tendenz nach genauere, besonders vorurteilslose Nachrichten über Land und Leute nicht zu erwarten; einzelne fromme Pilger, die ein sorgfältigeres Tagebuch führten, wagten sich nur nach dem christlich armenischen Königreiche von Cilicien, welchem seine Bodengestaltung jetzt wieder gegen die Muselmanen einen so dauernden Widerstand gestattete, wie den früheren Bewohnern gegen die Römer. Deutsche Hospize sorgten hier für die leibliche Wohlfahrt der Pilger.

Noch war indessen die Veränderung in der Physiognomie Kleinasiens nicht abgeschlossen. Im dreizehnten Jahrhundert treibt die Erhebung Dschingiskhans in Asien neue Turkmenen auf die Halbinsel, beim Niedergange der Seldschuken werden sie die mächtigsten, und um 1300 erklärt sich Othman, der Stammvater des osmanischen Hauses, zum Sultan. Das alte Reich von Rum zerfällt in viele kleinere einzelne Gebiete, die ein Jahrhundert später fast alle in der Hand der osmanischen Herrscher sind. Da in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts auch im Innern der Halbinsel noch auf zehn Menschen neun Griechen oder Armenier und nur ein Türke kommen sollte, kaum zwei Jahrhunderte später aber das Innere ziemlich frei von Griechen ist, so muß gerade

die Ausbreitung der osmanischen Herrschaft im vierzehnten Jahrhundert zur Aufreibung, Umwandlung oder Vertreibung der alten Volksreste beigetragen haben. Die Hellenen hat es niemals viel Überwindung gekostet, aus dem Binnenlande an das Meer zu ziehen, welches als ihr eigentliches und belebendes Element zu betrachten ist bis auf den heutigen Tag; damals werden sie auch in größeren Scharen die Balkanhalbinsel aufgesucht haben, welche zum Unterschiede von Kleinasien, das die Abendländer „die Türkei" benannten, „Griechenland" hieß, auch dann noch, als der Türke schon alles bis auf Konstantinopel besetzt hielt.

Die Osmanen haben dann durch neue Einteilung die letzten Spuren der alten byzantinischen Verwaltung verwischt, und Benennungen kamen in Gebrauch, die entweder ganz neu oder durch Volksetymologie aus den älteren griechischen zu türkischen geworden waren. Die mohammedanischen Reisenden des vierzehnten Jahrhunderts haben bereits ganz die moderne Nomenklatur; einer von diesen, Ibn Batuta, der seine Züge ausführlicher beschrieben hat, zeigt wenigstens, daß die weitherzige Gastfreundschaft der Orientalen den Anhängern des Islam das Durchwandern des Landes so bequem machte, wie es ihre einfachen Ansprüche verlangten. Auch lassen große und prachtvoll angelegte Chane (Herbergen), Brücken und andere Verkehrserleichterungen an jetzt ganz verödeten Orten keinen Zweifel darüber, daß das Land auch einmal während der türkischen Herrschaft höchst belebt, bevölkert und verkehrsreich war. In eine solche Zeit, in das Jahr 1432 fällt eine Durchwanderung der Halbinsel, welche ihrer mannigfachen und überraschenden Vorzüge wegen verdient, aus dem Dunkel hervorgezogen zu werden, in welchem

sie bisher zufällig geblieben. Das ist die Reise eines burgundischen Edelmannes, des Bertrandon de la Brocquière, seigneur de Vieux-Château, Rat und Truchseß Philipps des Guten von Burgund. Einige Jahre später hat er aus seinen Reisenotizen eine ausführliche Beschreibung zusammengestellt, deren Handschrift aus Brüssel nach Paris gekommen ist und in einem Miniaturbilde den Ritter zeigt, wie er neben seinem treuen Rosse kniet und seinem Herrn das Tagebuch überreicht. Es ist eine glückliche Fügung, daß dieser Mann, der für uns den Reigen der modernen Orientreisenden eröffnet, viele seiner Zeitgenossen an Bildung, wohl die meisten unter ihnen an Vorurteilslosigkeit wie an nüchterner und klarer Beobachtungsgabe überragte, so daß ich nicht anstehe, ihn als einen der gescheitesten Reisenden zu bezeichnen, die im Zeitraum von anderthalb Jahrtausenden zwischen den Jahren 200 und 1700 Kleinasien durchwandert haben. Sein militärisch geschultes Auge erkennt sogleich das Wesentliche jeder Bodenbildung, seine Wißbegierde ist unersättlich und findet immer einen Weg zur Belehrung, Mekkapilger fragt er nach dem Grabe des Propheten aus, ein Priester muß ihm für seinen Herrn eine genaue Beschreibung des Koran aufsetzen, der also damals noch recht unbekannt gewesen zu sein scheint, ein vagabondierender Abenteurer ihm von den indischen Christen erzählen, aber er vergißt nie bei unglaubhaften Geschichten ein on dit oder auch je ne garantis rien hinzuzusetzen. Denn was damals dem Glauben guter Pilger zugemutet wurde, mag man daraus ersehen, daß auf einer Höhe bei Damaskus das Wohnhaus des Kain gezeigt zu werden pflegte.

Nachdem unser Reisender zur See nach Palästina ge-

kommen und die Pilgerfahrt des heiligen Landes in einer damals üblichen Reihenfolge und Vollständigkeit abgethan, entschließt er sich gegen den Rat seiner Freunde und aller erfahrenen Männer, zu Lande durch Kleinasien heimzukehren, ein Unternehmen, das freilich so lange als ein Wagnis gefährlichster Art gelten mußte, als niemand versucht hatte, es in freundlichem Verhältnis zu den Bewohnern auszuführen. Vortrefflich sagt der Ritter: Cepedant il me sembla qu'il n'y a rien qu'un homme ne puisse entreprendre quand il est assez bien constitué pour supporter la fatigue et qu'il possède argent et santé. Wenn es ihm mit der Hilfe Gottes und der Heiligen Jungfrau gelang, aller Schwierigkeiten Herr zu werden, so trug sein gewinnendes Benehmen sehr wesentlich dazu bei; es gewann ihm offenbar überall leicht Freunde.

Ein wohlwollender türkischer Mekkapilger aus Brussa, der gerade mit einer Karawane heimkehrte, nahm den burgundischen Edelmann zum Scheine unter seine Diener auf. Dieser erwirbt ein Pferd, welches ihn dann von Damaskus bis Dijon getragen hat, und kauft Vorräte ein, was damals für das Reisen im Orient so nötig war wie jetzt; nachdem er dann sein Gewissen durch die Beichte entlastet — auch seinem temporären Gebieter als captatio benevolentiae noch einen Topf mit grünem Ingwer aufgenötigt, — tritt er seine Reise an in türkischer Tracht, wie sie der Sultan christlichen Reisenden zu ihrer eigenen Sicherheit gestattete. Für alle Fälle hatte sich der praktische Mann eine kleine Liste notwendiger Worte in türkischer Sprache aufschreiben lassen, die er schön und leicht fand (c'est un très-beau langaige, et brief, et bien aisié pour aprendre); doch nahm sich gleich von vorn herein ein Circassier mit der den Muselmanen eigenen

Barmherzigkeit seiner an. Da sie aber beide kein Zelt haben, wie es vornehme Reisende auch damals mit sich zu führen pflegten, so schlafen sie oft genug im Freien und unter Bäumen und dies im November und Dezember. Hier lernte ich, sagt unser Reisender, auf der Erde zu schlafen, Wasser zu trinken, türkisch zu sitzen und mit kurzen Steigbügeln zu reiten. Das dünne lappige, noch heut gebräuchliche Brot aus Wasser und Mehl, Käse und Milch sind seine Hauptnahrung; giebt es Fleisch von Schafen oder Ziegen, so ist es getrocknet oder fast roh; ein Fest macht eine Gans, an der er mit seinem Circassier drei Tage zehrt; zweimal in fünfzig Tagen kommt er zu Wein.

Denkt man dabei des Altertums, so erkennt man das klar: der orientalische Hirtenstamm hat seinen Charakter der Lebensweise der Halbinsel aufgedrückt. Aber die Route, die Bertrandon in schräger Richtung von der untern südöstlichen Ecke des Landes durch die cilicischen Pässe, dann über Laranda, Konia, Kutahia bis oben zur nordwestlichen verfolgte, fand er im ganzen bis auf die hohen Berge bevölkert genug, besonders in der Nähe der größeren Orte wasser-, baum- und gartenreich. Überall in den Städten traf er außer der muselmanischen Bevölkerung und einigen fränkischen Kaufleuten nur Abenteurer, Genuesen, Venetianer, Katalanen und andere, die nur beweisen, daß der Orient schon damals vielfach den europäischen Bodensatz in sich sammelte, ein Asyl für solche, die im Abendlande leiblich, besonders aber sittlich obdachlos geworden waren.

Das Land durchzogen Turkmenen, die rauheren Brüder der Türken, treu der alten nomadisierenden Gewohnheit ihres Volkes; sie hausten in blauen und weißen baumwollenen

Zelten, die fünfzehn bis sechzehn Menschen fassen konnten; „das sind ihre Wohnungen", sagt Bertrandon, „und wie wir in unsern Häusern, so besorgen sie da die ganze Wirtschaft, nur daß sie kein Feuer darin anzünden." Ihr Reichtum bestand in Herden: Ziegen und Schafe zur Nutzung, zur Fortbewegung von Lasten und Menschen Ochsen, Büffel und Pferde. Jede Abteilung hatte ihren Oberen, dem die einzelnen unbedingt sich unterordneten; fast Zug für Zug dasselbe Gemälde, wie 350 Jahre vor Bertrandon und 450 nach ihm.

Man wird von einem Reisenden jener Zeit nicht verlangen, daß er besonders auf die Reste des Altertums geachtet habe, dennoch drängten sich ihm auf Schritt und Tritt die Unterschiede zwischen einst und damals auf; an allen Wegen fand er zerstörte Burgen, da war kein größerer Ort, der nicht vordem bedeutender, fester, wohnlicher gewesen. Freilich hatten erst dreißig Jahre früher Tamerlan und seine asiatischen Scharen hier raubend und zerstörend gehaust.

Wenngleich unser Reisender auch „böse Menschen" getroffen, so macht ihm doch die Verläßlichkeit und Biederkeit der Türken im allgemeinen den tiefsten Eindruck: „Ich habe sie immer treu und loyal gefunden, sie bieten dem Hungernden Speise, sind mäßig, würdevoll, ruhig und", wie er hinzusetzt, „zehn von uns machen mehr Lärm als tausend von ihnen." Auch ist dem, der im Innern des Landes gelebt, nicht auffällig, daß Bertrandon den Türken ein heiteres Temperament nachrühmt. Er verzeichnet auch das immerhin merkwürdige Wort seines circassischen Freundes, daß Gott die Christen so gut geschaffen habe wie die Sarazenen, und das weniger merkwürdige von eben demselben, daß es

unter den Sarazenen so schlechte Menschen gäbe, wie die Franken seien. Der Reisende selber hält unter allen Umständen den Türken für braver als die Griechen und die Ungarn.

Das Geheimnis ihrer großen militärischen Erfolge ist die Disziplin, der unbedingte Gehorsam, aber er findet sie schließlich militärisch weder so furchtbar noch so übermächtig, wie allgemein gesagt wurde. Und diese Beobachtung kehrt bei vielen Nachfolgern Bertrandons wieder in all der Zeit, in welcher wesentlich in der Schwäche Europas die Stärke der Türkei bestand. Es ist heute gerade umgekehrt. In der inneren Verwaltung freilich, soweit sich das aus Bertrandon erkennen läßt, herrschte die gleiche Sorglosigkeit, dieselbe Willkür und das Ungeschick, das später ihr Verhängnis wurde; nur hatten diese Faktoren noch nicht lange genug gewirkt, auch die anderen Nationen waren noch nicht weit genug entwickelt, und die Verhältnisse lagen überhaupt noch zu einfach, um den Fluch dieser systematischen Systemlosigkeit bereits erkennen zu lassen.

Nur oben im Norden am Marmarameer, Byzanz gegenüber, erwähnt der Reisende noch starke griechische Bevölkerung, welcher aber der römische, abendländische Katholik noch verhaßter war als der Türke, ein unnatürliches Verhältnis, das nicht wenig zum Ruin von Byzanz, ja des ganzen byzantinischen Reiches beigetragen hat.

Im übrigen war der Wechsel durchaus vollzogen, das Land war türkisch geworden, selbst am byzantinischen Hofe, der freilich nur noch 20 Jahre existieren sollte, waren schon einzelne ritterliche Übungen der Türken angenommen worden.

Bertrandons ganzen Bericht, der für seinen Herrn

niedergeschrieben war, durchziehen Ratschläge für einen Angriff gegen die Türken, denn noch spukte in den Köpfen und nachweislich bei Philipp dem Guten selber der Gedanke eines neuen Kreuzzuges.

Nach vierzehnmonatlicher Abwesenheit kehrte der Ritter durch Deutschland heim; überall empfing man ihn mit offenen Armen und bewunderte sein abenteuerliches Wagnis. Einzelne Stellen seines Berichtes lassen schließen, daß er für seine ganze Pilgerfahrt nicht 200 Dukaten verbraucht hat, auch dies ist nicht unbezeichnend für die durchreisten Länder.

Aus den Nachrichten mehrerer folgender Jahrhunderte läßt sich kein Gesamtbild gewinnen; es sind teils offizielle Sendungen, teils abenteuernde Touren in den zugänglicheren Teilen der Küsten, auch schon Reisen mit wissenschaftlichen Zwecken. Doch teilt Kleinasien, obgleich so nahe gerückt an Europa, im ganzen doch das Geschick fremder, ganz unbekannter Länder, deren Erforschung mit abenteuernden Zügen zu beginnen pflegt, dann in einer zweiten Periode mit einer Auslese des Merkwürdigsten fortgesetzt und erst zuletzt systematisch in Angriff genommen wird.

Die zweite Epoche beginnt für Kleinasien mit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts und schließt etwa ab mit dem dritten Jahrzehnt des unsrigen. Ein durchgehends freundliches Verhältnis der reisenden Abendländer zur Bevölkerung und damit eine genauere Kenntnis von Land und Leuten war auch in diesem Zeitraum noch nicht zu erreichen; und wenn ein solches im Wunsch der Hohen Pforte gelegen hätte, so würde ihre Macht nicht ausgereicht haben, es herbeizuführen. Nur die Küsten waren, besonders durch eng-

lische Schiffe, genau aufgenommen und bekannt geworden, auch sie bisweilen nicht ohne ernste Gefahr.

Erst im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts ist durch den großen Neuerer Mahmud II., den Vernichter der Janitscharen, eine neue Ära, auch eine ganz andere Möglichkeit, zu reisen, eröffnet worden. Es ist ein tragisches Geschick, daß der erste Herrscher, der nicht bloß die Gebrechen seines Landes und ihre Gründe erkannte, sondern auch sie zu bessern energisch bestrebt war, daß gerade dieser Herrscher es ist, unter welchem Griechenland und Ägypten sich von der Hauptmasse des Reiches losrissen, unter dem damit der Zerfall des Osmanischen Reiches, der Rückgang auf dem Wege der einstigen Ankunft begann. So rächen sich die Sünden der Väter nicht bloß durch das, was sie verursachen, sondern auch durch das „Wie“ und „Wann“ ihres Wirkens.

Endlich haben dann die Kombinationen des Krimkrieges einer ganz anderen Anschauung über die Europäer bei den Türken Bahn gebrochen, und die Möglichkeit schnellen Verkehrs und schneller Justiz, Dampfschiffahrt, sowie besonders die ausgedehnten Telegraphenleitungen bewirken, daß die Empfehlung der Hohen Pforte auch in entlegenen Gebieten respektiert wird. Jetzt ist doch in den meisten Fällen ein sehr freundliches Verhältnis des Reisenden zur Bevölkerung möglich, nur darf er dabei nicht als Wesen höherer Gattung über ihnen schweben wollen und auch nicht versuchen, in das einzudringen, was sie ängstlich verschließen, ihr Haus und Familienleben. Ja bei der unbestimmten, aber hohen Vorstellung von der europäischen Macht und der Beziehung des Reisenden zu derselben darf dieser sich sogar mehr herausnehmen, als je einem Einheimischen verstattet sein würde.

Man muß aus eigener Erfahrung wissen, welch ein Mißbrauch von Europäern oft mit diesem Vorrecht oder besser Vorunrecht getrieben wird, um ihre Lamentationen häufig auf das gebührende Maß zurückzuführen oder auch die Spitze gegen sie selber zu wenden.

Es empfiehlt sich daher nicht mehr in irgend einer Beziehung wie zu Bertrandons Zeit für kleinasiatische Reisen einheimische Tracht anzulegen oder gar den Muselman zu spielen; ich halte das im Gegenteil nach meiner Erfahrung sogar für schädlich und für wissenschaftliche Reisende wenigstens nicht im geringsten zweckdienlich. Denn bei einem Einheimischen würde das Interesse für Land und Leute, für Altes und Neues, Leben und Treiben auffallend, durchaus unerhört und verdächtig sein, mindestens die Absicht noch einer neuen Steuerauflage würde man wittern. Bei einem europäischen Reisenden wird das Interesse als etwas zwar Verrücktes, aber doch Gewöhnliches und Bekanntes hingenommen und befriedigt.

Aber noch immer, wie vor Jahrhunderten, muß der Reisende alles mit sich nehmen, was er etwa für sich und seine Pferde bedarf, für viele Gegenden sogar die Wohnstätte, ein Zelt, Betten und Lebensmittel, die zum Teil gar nicht, zum Teil nur an größeren Orten erneuert oder ersetzt werden können. Wie überall in den Ländern der alten klassischen Kultur im Orient liegen hier Altertum und Gegenwart durchaus unvermittelt neben einander, zertrümmerte Größe und gesunkene Pracht in seinen Ruinen, eine bedürfnislose Armseligkeit im heutigen Leben, und ein Land von dem Flächeninhalte Frankreichs trägt sicherlich nicht ein Drittel von dessen Bewohnern. Still und einsam wie längst

verlassen und vergessen dehnen sich große Strecken des Landes hin. Unter diesen Umständen ist an eine Ausnützung der Hilfsquellen nicht zu denken, selbst wenn die Türken ein ackerbauendes Geschlecht geworden wären, was nicht der Fall ist. Weder der Boden noch das, was er in sich birgt noch auch, was auf ihm gedeiht an Waldungen — und es sind besonders im Süden herrliche übrig geblieben — ist für diesen eingewanderten Stamm ein Gegenstand der Sorge, sondern verfällt unter ihren Händen, ein mühelos, ohne inneres Verdienst zugefallenes Erbe. Hierin soll kein Vorwurf liegen, nur die Aufstellung einer historischen Thatsache. Niemand kann hinaus über seine Natur, auch nicht ein Volk. Es ist bezeichnend für den festgehaltenen Nomadencharakter dieser Nation, daß ihre Häuser selbst in Konstantinopel zum großen Teile nur aus Holz bestehen.

Wo nicht besondere Produkte, wie Opium, Baumwolle, Krap die darauf verwendete Mühe überreichlich belohnen und besonders der griechische Handelstrieb anregend wirkt, da ist nur für das Lebensbedürfnis das nächste Weichbild der Orte bebaut, und ungenützt dehnen sich die schönsten Flächen aus. In dieser ehemaligen Kornkammer der Römer hält es für den Reisenden oft schwer genug Getreide zu seinem täglichen Brote zu erhalten. Das läßt er dann in einer der spärlich verstreuten Mühlen, die einem fast wie Bildungscentren vorkommen, zerreiben und durch eine gutwillige Türkin zu derselben Art von oblatendünnen Broten verbacken, wie sie bereits Bertrandons Aufmerksamkeit erregten.

In den verfallenden Städten der Halbinsel hausen die längst seßhaft gewordenen Türken, die vornehmere Klasse, in alter Unthätigkeit fort; ihre Freude an der

Gartenkultur läßt wenigstens die nähere Umgebung größerer Niederlassungen noch immer anmutig und freundlich erscheinen. Nur die Bazare, die Kaufplätze der Orte, bieten durch ihre Buden, ihre ausgelegten Waren, durch ab- und zugehende Käufer ein lebendigeres Bild. Aber totenstill dehnen sich die übrigen türkischen Straßen aus, hohe kahle Wände rechts und links, die nur hoch oben bisweilen ein vergittertes Fenster durchbricht und unten die schweigsame Thür, die zum inneren Hof führt; um ihn koncentriert sich das Leben. Diese geheimnisvolle Abgeschlossenheit ist nicht der schwächste Faktor in dem märchenhaften Eindruck, welchen der Orient auf den Abendländer zu machen pflegt. Doch teilt der muselmanische Osten diese Bauweise mit dem Altertum, und in den abgelegenen Straßen Pompejis kann man sich noch jetzt den gleichen Eindruck hervorrufen.

Auf den Räumen, welche die größeren Orte von einander trennen, begegnet der Reisende nur einzelnen kleinen Ansiedelungen der Turkmenen und dem Stamme der Yuruken, auch sie der Sprache nach Türken, wenn auch mit einzelnen sehr abweichenden Religionsansichten. Nur die Turkmenen haben es im Laufe der Jahrhunderte zu festen Niederlassungen in der Ebene gebracht, die sie aber fast die Hälfte des Jahres räumen, um mit ihren Herden die frischen Weiden in den Bergen zu beziehen. Bei beginnendem Frühling beleben sich Berge und Thäler von den wandernden Scharen; Pferde und Kamele tragen ihre Zelte und den einfachen Hausrat, dessen Hauptstück ein großer kupferner Kessel ist, in Körbe sind die kleinsten Kinder gepackt, Männer und Frauen schreiten mit den Herden hinterdrein, ein Miniaturbild alter Völkerwanderungen. Wie ehe-

dem stehen sie unter einem Oberen, einem Aga, dem sie sich blindlings fügen und der auch der eigentliche Besitzer der Herden zu sein scheint, welche wie in alttestamentarischen Verhältnissen den Reichtum ausmachen. Auf den Bergen hausen sie in Zelten und nähren sich wesentlich von Brot, Käse und Milch wie vor achthundert Jahren.

In ähnlicher Weise, nur ganz ohne feste Ansiedelungen, immer in Zelten, lebt der Stamm der Yuruken; auch ihr Reichtum besteht in Herden, auch sie vertauschen im Frühling die heißen unteren Ebenen mit den hohen luftigen Berghalden. Dann zeugt von ihrem Leben im unteren Lande nur der Tod: einsam und zusammenhangslos liegen da ihre Grabstätten in der brennenden Sonnenglut, von hohen dunklen Cypressen ernst und still überschattet. Nur der Name, dem sie ihrer Niederlassung, der winterlichen wie der sommerlichen geben, haftet wie ein gegenstandsloser Schatten an dem Fleckchen Erde.

Keine gebahnten Straßen verbinden mehr Ort mit Ort, die Spuren der alten sind längst verwischt, auf den großen Pfaden, welche die Natur geschaffen und die Jahrtausende nur kenntlicher getreten, ziehen die Kamelskarawanen mit melancholischem Geläut entlang; auf den weiten glatten Ebenen des Inneren dient wohl auch noch der alt-ursprüngliche Karren mit zwei vollen Rädern dem spärlichen Landbau. Abseits der natürlichen Hauptadern des Landes sind nur Saumpfade, welche niemand zu finden weiß außer denen, die sie täglich betreten müssen, schwierig und oft gefährlich für Roß und Reiter.

Nur in den größten Orten sind Chane — Herbergen —; im übrigen ist der Reisende, der nicht der Schnecke

gleich sein eigenes Zelthaus mit sich führt, auf die Gastfreundschaft angewiesen, welche bei der mühseligen Art des Verkehres und der spärlichen Bewohnung das Reisen überhaupt erst ermöglicht, gleichsam ein natürliches Korrektiv aller unkultiviert gebliebenen Länder. Wie gern gedenke ich ihrer wahrhaft patriarchalischen Gastfreundschaft! Ein Häuschen oder ein Zimmer mit einer Feuerstelle, dessen Unterhaltung ein Bewohner als fromme Pflicht über sich nimmt, steht auch in den kleinsten Orten für jeden Ankömmling bereit und wird mit Decken und Kissen und dem üblichen umständlichen Kaffeebereitungsapparat ausgestattet, sobald die Einkehr des Fremden kund wird; mangelt aber wirklich ein passender Raum, so räumt ihm der erste beste gern seine Hütte ein.

Nun ist der Fremdling Hausherr im Gemache; er nimmt den Platz in der Ecke ein, der überall dem Wirte gebührt, und empfängt und bewirtet die Bewohner des Ortes, auch den Eigentümer des Zimmers mit dem üblichen Willkommensgruße des Kaffees. Aber erst am Abend füllt sich der Raum mit Besuchern; ein jeder bringt seine Fackel mit sich, einen Kienspan, den er ausgelöscht neben den Herd legt, um ihn beim Abgang wieder anzuzünden. Stumm und würdevoll begrüßen sie den Reisenden und setzen sich ihm gegenüber auf die Erde, lange in stummer Betrachtung. Denn es gilt für unanständig, den Angekommenen mit Fragen zu bestürmen, wie in der guten alten homerischen Zeit, und es ist gute Manier, nicht Natur bei ihnen, Neugier zu verbergen, welche sie, wenn sie sich unbeobachtet glauben, ebensogut verraten wie alle übrigen Menschenkinder. Aber gutwillig beantworten sie die Fragen des

Reisenden, den sein Beruf zur Neugier verurteilt, daran kommt dann langsam das Gespräch in Fluß. Es stört sie aber auch nicht, wenn der Fremde arbeitet, schreibt, liest oder schläft, denn es interessiert sie doch, wie er es thut. Diskret verschwinden sie dagegen, sobald sie sich für überflüssig halten, kurz eine Art der Gastfreundschaft, die ebenso bequem wie taktvoll ist.

Wohl kommen auch immer noch schwieriger zu behandelnde Ortschaften vor, da ist denn, wie zu Bertrandons Zeit ein Gendarm von Nutzen, der eine Wohnung bestimmt, alles Nötige herbeischaffen läßt und die Preise festsetzt.

Die Erkundigungen führen freilich oft irre, denn den jetzigen Bewohnern fehlt ja jedes Verständnis für das, was der Fremde will; was sollten sie von einem Lande und dessen Vergangenheit wissen, mit der sie keinen Zusammenhang haben. Und versprengte Europäer, oft Abenteurer schlimmster Art findet der Reisende nur in den größeren Orten des Innern; und auch da nur haben sich uralte Gemeinden von Griechen erhalten, die aber ihre Sprache längst vergessen haben und nur die ihrer Eroberer verstehen; nur die griechischen Buchstaben kennen sie, und es giebt Gebetbücher für sie, welche in türkischer Sprache, aber mit griechischen Lettern in Konstantinopel gedruckt sind. Doch die neue Generation, die Kinder lernen griechisch, die Knaben, um später an die Küsten und weiter zu ziehen, wo es mehr zu verdienen gebe; aber auch das künftige Geschlecht der Mütter wird griechisch reden, und da liegt ein Symptom eines neu erwachenden Lebens, einer Veränderung der jetzigen Landesphysiognomie.

Vom platten Lande, wo sie ja schutzlos saßen, sind die

Griechen verschwunden, nur einzeln als Hausierer durchziehen sie es noch bisweilen. Aber an der Westküste sitzen sie wiederum dichtgedrängt wie im Altertum, hier breiten sie sich und ihr Gebiet unwiderstehlich aus mit der Absorptionskraft, welche ihr bester Bürge für die Zukunft ist, und das occidentalische Element, dessen Repräsentanten sie doch im Osten nun einmal sind, gewinnt hier wiederum unaufhaltsam an Boden. Auch darin liegt eine Regung neuen Lebens.

Nun sollen ja die kleinen Ansätze zum Seßhaften, welche auch bei den Turkmenen seit den letzten vier bis fünf Jahrhunderten sich gezeigt haben, nicht unterschätzt werden; nur auf solche Weise könnte endlich die Hauptmasse der Bevölkerung ein Interesse am Grund und Boden bekommen. Aber es ist doch die Frage, ob nicht diese neue, dem Volk fremdartige Lebensweise jetzt nur noch mehr zu seiner schließlichen Entkräftigung beitragen würde, die schon vorbereitet ist durch die Armut an Kindern.

Wenn man sich fragt, wie es möglich sei, daß hier ein ganzes, nicht barbarisches Volk im wesentlichen unentwickelt bleiben konnte, so liegt das Geheimnis zum guten Teile in einer anscheinenden Tugend, der Genügsamkeit; bedürfnislos zu sein ist ja eines der Haupthemmnisse für die Entwickelung des Lebens. Allein auch von dieser Seite fragt es sich, ob nicht die Eigenschaften eines solchen Volkes so durchaus ein Ganzes bilden, daß man nichts Wesentliches daran ändern darf, ohne sogleich den ganzen Bau zu erschüttern. Und das Experiment wird in diesem Falle jedem sehr bedenklich erscheinen, der je die europäisch und modern gebildeten Türken Konstantinopels mit dem alten biederen Schlage verglichen hat. Endlich aber ist auch für den besten Freund der

Türken, als welchen ich selbst mich fühle, wirklich nicht abzusehen, wie jetzt und in der Türkei noch auf Grund des Koran eine Kultur ermöglicht werden könnte, welche die Konkurrenz mit der durch die neuen Verkehrsmittel so nahe gerückten europäischen aushielte. So ist der Rückgang der Türken nur eine Frage der Zeit auch für denjenigen, der ihn aus vielen Gründen beklagt.

So viel scheint klar, Kleinasien geht einem neuen Stadium entgegen; wie einst das Morgenland über diese Brücke vordrang, bis das Hellenentum es zurückwarf, wie dann gleichsam eine zweite Reserve aus dem Osten in Gestalt der Türken vorrückte und wieder die westliche Bildung hinausdrängte, so scheint nun in rückläufiger Bewegung das Abendland aufs neue die Halbinsel überfluten zu wollen. In diesem Sinne ist die Ausbreitung der Hellenen, erscheinen die auf Kleinasien gerichteten Absichten der Engländer nur wie einzelne Schaken an einer Kette, wie eine langgezogene rückfließende Welle in dem Auf und Nieder der menschlichen Entwickelung.

Freilich ist das Innere Kleinasiens fast noch ausschließlich von Türken bewohnt, und hier, wo nicht die Berührung mit oft sehr fragwürdigen europäischen Elementen sie demoralisiert hat, sind ihre guten Eigenschaften frei entwickelt; aber dennoch, wer deshalb glaubt, Kleinasien wenigstens werde den Türken bleiben, der übersieht eben die Ansätze occidentalischer Bildung, er verkennt die Bewegung der Geschichte, die niemals zwar sich wiederholt, aber nach ewigen großen unveränderlichen, weil im Menschen selber ruhenden Gesetzen sich erneut, nicht in einzelnen Ereignissen, sondern in den großen Zügen der Entwickelung.

Wohl erwachsen, blühen und altern Länder wie Menschen, aber sie können sich verjüngen — durch sehr vielfache Faktoren: das wissen alle für Italien, für Griechenland ist es den Näherstehenden klar, für die anderen Länder der Balkanhalbinsel bleibt es freilich noch ein frommer Wunsch.

Wenn je ein Land des Schicksals Wechsel erfahren, gealtert hat, so ist es Kleinasien. Ob es auch jetzt aus seinem Jahrhunderte langen Traumdasein zu neuem Leben erwachen wird? Diese Frage, welche aus jeder Ruine, jedem verödeten Landstrich, aus den verbrannten Wäldern und den Zelten der Nomaden dem Reisenden immer aufs neue und dringender sich entgegenstellt, werden nicht Jahrzehnte, sondern erst Jahrhunderte lösen. Keine Ungeduld kann das beschleunigen, die scheinbare Schnelligkeit von Entwickelungen darf die Mitlebenden nicht täuschen. Wir müssen uns damit zufrieden geben, ein stetes Fortleben des Landes in den Wandelungen zu erkennen, von denen auch der vermeintliche Stillstand sich nur als eine Epoche ausweist. Was uns tröstet und ermutigt, sind bis jetzt nur einzelne verlorene Lichtstrahlen, hie und da aufleuchtend aus dem Dunkel, aber wir wissen noch nicht einmal gewiß, ob sie Irrlichter sind oder wirklich der Beginn einer neuen vollkommenen Erhellung.

Bertrandons Reisebericht ist in modernem Französisch veröffentlicht von Legrand d'Aussy, Mémoires de l'Institut, sc. mor. et polit. t. V. an XII S. 422—637. Das aus Brüssel stammende Manuskript befindet sich jetzt in Paris (un gros volume in-folio, numéroté 314, relié en bois

avec basane rouge et intitulé au dos „Avis directif de Brochard“) und dürfte wohl Anspruch auf erneute Beachtung haben. Es sei gestattet, hier noch einen Auszug aus dem Reisebericht folgen zu lassen:

Elf Jahre saß Sultan Murad II. auf dem Throne, den 30 Jahre vorher der Stoß des furchtbaren Timur in allen Fugen erschüttert, und den Murads Vater Mohammed I. unter vielen Wirren und Wechselfällen erst aufs neue wieder gefestigt hatte. Die auseinandergefallene kleinasiatische Herrschaft hatte Murad wieder zusammengefügt und eben erst Ibrahim von Karamanien, dessen Vater aus Timurs Hand dies Reich seiner Ahnen wieder empfangen hatte, zu einem Klientelfürsten herabgedrückt.

Wir wollen kurz den äußeren Verlauf der Reise skizzieren. Am Tage vor Allerheiligen, also am letzten Oktober, brach die Karawane von Tarsos im ebenen Cilicien auf, überwand in vier Tagen, zum Teil unter starkem Schneefall und ohne eine einzige menschliche Behausung zu treffen, die cilicischen Pässe, in welchen der Reisende mit geschultem Auge das Zusammentreffen von vier Thälern aus vier verschiedenen Richtungen geschildert hat. Völlig zutreffend vergleicht er dann die innere Hochebene einem Meere, in welchem einige fern aufsteigende Höhen wie Inseln sich ausnehmen. Hier war der Beginn von Karamanien, und ein Grieche hatte das Wegegeld gepachtet, das an dem engen Felsenaustritt erhoben wurde. Fast wäre es da um unsern Reisenden geschehen; der Grieche, der ihn als Christ erkannte, wollte zwar den Circassier, aber nicht ihn passieren lassen, die sich beide gerade von der Karawane getrennt hatten; wäre er allein umgekehrt, so wenigstens versicherten

ihm später seine Reisegefährten, so wäre er nach kaum einer halben Stunde ermordet gewesen. Auch sonst ist mehrfach von solchen Gefahren die Rede, die freilich in erster Linie dem Christen galten; es kamen Quartiere vor, in welchen der Führer der Karawane ihm zu seiner eigenen Sicherheit ausdrücklich verbot, nachts aus dem Hause zu gehen.

Über Eregli nach Laranda gekommen, traf unser Reisender zwei Abgesandte des eben auf den Thron gelangten Königs von Cypern (Johann III. Lusignan), die mit Ibrahim von Karamanien das frühere Friedensbündnis erneuern wollten. Er hat dann in der Hauptstadt Konia der Audienz beiwohnen dürfen, und diese ist merkwürdig genug, um mit den Worten des Reisenden beschrieben zu werden.

„Dem Gesandten wurde die Stunde angezeigt, um welche er dem Könige — denn so oder Karman nennt ihn Bertrandon — seine Huldigungen darbringen, den Zweck seiner Sendung mitteilen und seine Geschenke überreichen dürfe; denn das ist Brauch in diesen überseeischen Ländern, daß man vor einem Fürsten nie mit leeren Händen erscheinen darf. Der Gesandte brachte 6 Stück cyprischen Kamlot, ich weiß nicht, wie viele Ellen Scharlach, etwa 40 Brote Zucker, einen Wanderfalken und zwei Armbrüste mit einem Dutzend schwerer Geschosse. Für die Geschenke schickte man Lasttiere zum Gesandten, und für ihn selber und sein Gefolge Reitpferde, und zwar diejenigen, welche am Eingang des Palastes die Großen des Königs zurückgelassen, die zur Verherrlichung des bevorstehenden Empfanges sich eingefunden hatten.

Der Gesandte bestieg ein Pferd und verließ es am Thor des Palastes; wir betraten dann einen sehr großen

Saal, in dem sich etwa 300 Personen befinden mochten. Der König war im anstoßenden Gemach, an dessen Wänden dreißig Sklaven herumstanden; er saß in einer Ecke, nach Landessitte auf einem Teppich an der Erde, in karmesinroten Goldstoff gekleidet, den Ellenbogen auf ein Kissen aus einer anderen Art Goldstoff gestützt; neben ihm sein Degen. Vor ihm stand sein Kanzler, und um ihn herum in geringer Entfernung saßen drei andere Männer.

Zuerst wurden ihm die Geschenke vorgelegt, die er kaum anzusehen schien; dann durfte der Gesandte mit einem Dragoman eintreten. Als er seine Verbeugung gemacht, ersuchte ihn der Kanzler um den Brief, den er zu überbringen hatte und las diesen ganz laut vor. Darauf sagte der Gesandte dem Könige durch den Dragoman, es grüße ihn der König von Cypern und bäte ihn, die Geschenke in Freundschaft anzunehmen.

Der König antwortete keine Silbe. Man hieß den Gesandten an der Erde Platz nehmen, aber tiefer als jene drei andern und ziemlich weit vom Fürsten. Dann erst fragte dieser, wie es seinem Bruder, dem Könige von Cypern ginge, und als ihm erwidert wurde, der habe seinen Vater verloren und wünsche nun durch die Gesandtschaft das alte Friedensbündnis zu erneuern, da sagte er, das wünsche ich auch. Schließlich fragte er den Gesandten noch, wann der vorige König gestorben, wie alt sein Nachfolger sei, ob er weise wäre und ob sein Land ihm gut gehorche; und als diese Fragen bejaht wurden, bezeugte er seine Zufriedenheit.

Hiernach hieß man den Gesandten sich erheben; er gehorchte und nahm Abschied vom Könige, der sich jetzt ebenso

wenig rührte wie vorher bei der Ankunft." Sehr viel höflicher war der Empfang bei dem ältesten Sohne des Königs; beide schickten übrigens nach Landessitte dem Gesandten ein Zehrgeld, der König etwa im Werte eines Venetianischen Dukaten, der Sohn etwas weniger. Beide sowie alle ihre Großen seien übrigens griechisch getauft, lediglich, „um ihnen den übeln Geruch zu nehmen", eine Bemerkung, die nicht vereinzelt dasteht. Übrigens hatte Fürst Ibrahim unter andern ähnlichen Zerstreuungen gerade ein paar Tage vorher eine seiner Frauen ermorden lassen, die Mutter eben jenes Sohnes, der aber noch nichts davon wußte.

Obgleich die Cyprioten unsern Reisenden beschworen, von der weiteren Landreise abzustehen — und hätte er tausend Leben, so würde er sie verlieren — und obgleich auch sein guter Circassier ihn hier verließ, nicht, ohne ihn auch noch dringend zur Vorsicht zu mahnen, setzte Bertrandon doch unter dem Schutze des wackeren alten Mekkapilgers seinen Ritt fort. Es ist die sehr bekannte, durch die Natur gegebene Straße über Akschehr, Karahissar und Kutahia nach Brussa. In Kutahia war damals Sultan Murads ältester Sohn (Alaeddin), durch dessen vorzeitigen Tod dann der Thron frei wurde für den zweiten Sohn, den großen Mohammed II., den Eroberer Konstantinopels.

Noch eine halbe Tagereise vor Brussa trennen sich seine bisherigen Reisegefährten von ihm, aufgereizt durch einen bulgarischen Renegaten, der es sündhaft fand, daß Mekkapilger Gemeinschaft machten mit einem Christen, und noch diese kurze Strecke Weges allein gemacht zu haben, ist unserm Reisenden so gefährlich erschienen, daß er zweimal Gott dankt, weil er ihn unterwegs und dann in der Stadt

gleich die rechte Straße habe finden lassen. So etwas sagt mehr, als viele Worte vermögen.

Ich bemerke beiläufig, daß der Reisende in Brussa zum ersten Male in seinem Leben Kaviar zu essen bekam und zwar mit Olivenöl, doch findet er, daß das höchstens für Griechen gut sei, und wenn man eben nichts Besseres habe.

Nachdem er Brussa gründlich besehen, seine Lage unter dem Berge Olymp, seine reiche Bewässerung, seine muselmanischen Bauten, vor allem die zahlreichen Verpflegungshäuser für die Armen bewundert, setzte er seinen Weg nach Konstantinopel in Gesellschaft von drei genuesischen Gewürzhändlern fort; diese bringen ihn auch glücklich den Bosporus, damals Bras de St. George, von Skutari nach Konstantinopel hinüber, wozu es sonst einer besonderen Legitimation bedurfte. Gleich beim Eintritt in die byzantinische Hauptstadt macht er die trübe und bedenkliche Erfahrung, daß ihn seine griechischen Bootsleute nur so lange ehrfurchtsvoll und unterwürfig behandelten, als sie ihn für einen Türken hielten.

Das byzantinische Hofleben aber war noch in vollem Gange; keine Spur davon, daß der äußere Zuschnitt sich verändert, und doch saß der Kaiser schon wie in einer Enklave, da alles Land weit und breit bis auf ein festes Schloß und die Stadt Selymbria am Marmarameer in den Händen der Türken war, und auch diese dürftige Existenz mußte er mit einem jährlichen Tribute von 10000 Dukaten erkaufen. Und doch war erst 10—11 Jahre vorher am 24. August 1422 der Sturm, den der regierende Sultan Murad II. auf die byzantinische Residenz unter-

nommen, nur wie durch ein Wunder abgeschlagen. Gott hat die Stadt gerettet, so bemerkt Bertrandon, um der heiligen Reliquien willen, die sie birgt. Aber schon stand der Vertreter des türkischen Herrschers in der Griechenstadt dem byzantinischen Kaiser ganz unabhängig gegenüber, wie nur noch der Bailio der Venezianer.

Der Reisende hat ein paar Episoden geschildert, mit einer Detailmalerei, die für jene Zeit höchst bemerkenswert und für die Sache wie für den Reisenden gleich bezeichnend sind. Es mag daher einzelnes wörtlich mitgeteilt werden.

„Ich war neugierig," so erzählt er, „den griechischen Kultus kennen zu lernen, und begab mich daher in die Sophienkirche, als einmal der Patriarch celebrierte. Der Kaiser (Johannes VII. Palaeologos) war anwesend mit seiner Gemahlin (Maria Komnena), seiner Mutter (Irene) und seinem Bruder, dem Despoten von Morea (wohl Demetrios, Herr von Misthra in Lakonien). Man führte ein „Mysterium" auf: die drei Männer im feurigen Ofen.

Die Kaiserin, eine Tochter des Kaisers von Trapezunt (Alexis), schien mir eine sehr schöne Dame. Da ich sie indessen in der Kirche nur aus der Ferne sehen konnte, wollte ich sie mir gern etwas näher betrachten; außerdem war ich neugierig zu sehen, wie sie zu Pferde säße, sie war nämlich zur Kirche geritten gekommen, nur begleitet von zwei Damen, drei alten Staatsministern und von dreien jener Art von Menschen, welchen die Türken den Schutz ihrer Frauen anvertrauen (d. s. Eunuchen). Die Kaiserin ging aus der Sophienkirche in einen benachbarten Palast, um dort zu Mittag zu speisen. Dadurch wurde ich gezwungen, abzuwarten, bis sie wieder herauskam und verbrachte in-

folgedessen den ganzen Tag, ohne zu trinken und zu essen. Endlich erschien sie; es wurde eine Fußbank herbeigebracht, auf welche sie stieg, und dann wurde ihr Pferd vor sie geführt, ein sehr edles Tier mit einem prachtvollen Sattel. Jetzt ergriff einer der alten Herren den langen Mantel der Kaiserin, so hoch wie er konnte, und ging damit auf die andere Seite des Pferdes, währenddessen setzte sie den Fuß in den Steigbügel und schwang sich rittlings auf das Tier, ganz wie Männer reiten, und so wie sie saß, warf ihr der alte Herr den Mantel auf die Schultern; dann reichte er ihr einen jener langen spitzen Hüte, wie man sie in Griechenland trägt, oben mit drei goldenen Federn geschmückt, die ihr sehr gut standen.

Ich hatte mich so nahe aufgestellt, daß man mir bedeutete, ich möchte mich etwas entfernen, konnte sie aber ganz genau sehen: sie trug breite flache Ohrringe mit kostbaren Steinen, besonders Rubinen; sie schien mir jung, von zarter Farbe und noch schöner als in der Kirche; kurz ich wüßte garnichts zu tadeln, — wenn nicht ihr Gesicht gemalt gewesen wäre, und wahrhaftig, sie hatte das nicht nötig!

Die beiden Ehrendamen bestiegen ihre Pferde zu gleicher Zeit; auch sie waren schön und trugen ebenfalls Mantel und Hut. Die ganze Gesellschaft kehrte dann in den Palast von Blachernae zurück."

Ein Turnier, das zur Hochzeitsfeier eines Prinzen abgehalten wurde, erschien dem Reisenden „sehr seltsam" und allem Anschein nach zu harmlos, denn „jedermann blieb heil und gesund!"

Aber auch der Hof erfuhr von der Anwesenheit eines so seltenen Fremden, wie es der burgundische Edelmann

war; es verdient angemerkt zu werden, daß die einzige Frage, die der Kaiser ihm stellen ließ, die Jungfrau von Orleans betraf, die bekanntlich im Jahre 1431 verbrannt worden war und deren Schicksale man nicht glauben wollte. „Je leur en dys la vérité tout ainsi que la chose avoit esté; de quoy ils furent bien esmerveillés.“

Am 23. Januar (a. St.) 1433 verließ Bertrandon Konstantinopel in Gesellschaft des Benedetto de Furlino, eines Abgesandten des Herzogs von Mailand (Filippo Maria Visconti), der zwischen dem Sultan und Kaiser Sigismund zu vermitteln wünschte, weil er des letzteren Hilfe selber benötigt war. Sie waren neun Personen mit zehn Gepäckpferden, „denn wenn man in Griechenland reist, so muß man eben ohne Ausnahme alles, was man etwa braucht, selber bei sich haben.“

Da sie in Adrianopel hören, daß der Sultan in Seres weilt, gehen sie an der Maritza, dem alten Hebrus, hinunter bis zur Küstenstadt Ainos und dann noch vier Tagereisen weiter nach Westen bis an einen Ort, in den ein paar Tage später auch der Sultan kam mit fünfzig Reitern, zwölf Bogenschützen und einem großen Zuge von Kamelen und Lasttieren. Sonst pflegte er 400—500 Reiter (meist Falconiere) bei sich zu haben, da er die Jagd leidenschaftlich liebte. Auch jetzt ließ er dem Gesandten erwidern, er reise zu seinem Vergnügen und wünsche nichts von Geschäften zu hören, auch seien seine Paschas nicht anwesend, er möge diese hier oder ihn selber in Adrianopel erwarten. Dies letztere geschah. Bertrandon beschreibt den gefürchteten Herrscher als einen dicken kleinen Mann, mit tartarischen Zügen, breiten braunen vorstehenden Backenknochen, rundem Bart,

großer, gebogener Nase. Doch sage man ihm nach, daß er sanft, gut und freigebig sei, besonders wenn er etwas viel getrunken, ja daß er den Krieg nicht einmal liebe, ein Urteil, das bestätigt wird durch den mehrfachen Versuch des Sultans, sich von der Regierung in ein behagliches und beschauliches Leben zurückzuziehen. Daß er bei seiner Macht und seinen Mitteln den schwächlichen Widerstand der Christen unschwer besiegen würde, wie Bertrandon anmerkt, ist freilich ebenso wahr geworden, da er kaum zwölf Jahre später in der blutigen Schlacht von Varna die Ungarn und ihre Verbündeten aufs Haupt schlug, ein verhängnisvoller Tag, der das Prestige der Türken vollendete und ihrem Waffenerfolge in den Augen der Christen selber noch einen moralischen hinzufügte. War doch der Zusammenstoß veranlaßt durch einen schnöden Friedensbruch von christlicher Seite, den ein päpstlicher Legat gut geheißen, weil man Ungläubigen nicht Wort zu halten brauche. Es war eine gnädige Strafe vom Geschick, daß auch er am Tage von Varna seinen Tod fand. Audiatur et altera pars!

Bertrandon hat von der Hofhaltung und der Kriegsmacht Sultan Murads einen inhaltreichen Bericht gegeben. Wir fahren in den mehr persönlichen Eindrücken fort. „Messire Benedict, wie Bertrandon den mailändischen Gesandten nennt, ließ bei den Paschas anfragen, ob er ihnen seine Aufwartung machen könnte; sie ließen ihm sagen „nein“. Das kam aber daher, daß sie alle mitsamt ihrem Großherrn gerade betrunken waren. Indessen kommt es doch zu einer Audienz beim Sultan, und zwar an einem der großen Cour-Tage; man nenne das „Pforte halten“. Als alles versammelt war, erschien der Sultan. Er war wie gewöhn-

lich in ein karmesinrotes Seidengewand gekleidet, darüber ein grüner gemusterter Seidenmantel mit Zobel gefüttert. Ein Zwerg und zwei Narren waren in seiner Umgebung. In einer langen Halle nahm er Platz auf einem erhöhten Sammetpolster, mit untergeschlagenen Beinen, wie unsere Schneider bei ihrer Arbeit. Dann strömte das Gefolge hinein, stellte sich aber in ehrfurchtsvoller Ferne auf, bis auf die drei Paschas, die ihm nahe saßen. Ihm gegenüber, aber schon außerhalb der Halle hatten sich zwanzig walachische Edelleute gruppiert, die er als Geißeln festhielt.

Als alles sich gesetzt hatte, ließ man zuerst einen bosnischen Großen eintreten, der Ansprüche auf die Krone seines Vaterlandes erhob und nun gekommen war, um dem Großtürken zu huldigen und zugleich Hilfe zu erbitten gegen den augenblicklichen Fürsten des Landes. Man hieß ihn bei den Paschas niedersitzen, führte auch sein Gefolge hinein und ließ dann den mailändischen Gesandten vor. Er trat ein mit seinen Geschenken, die von eigens dazu bestimmten Leuten in Empfang genommen und so hoch emporgehalten wurden, daß der Großherr und sein Hof sie wohl betrachten konnten. Währenddessen näherte sich Messire Benedict langsam dem Thronsitz unter dem Vortritt eines türkischen Großen. Der Gesandte, sein Pelzbarett auf dem Kopf, verneigte sich zweimal, besonders tief, als er vor dem Thronsitz stand. Da erhob sich der Sultan, stieg zwei Stufen hinunter dem Gesandten entgegen und nahm ihn bei der Hand. Der Gesandte versuchte einen Handkuß, aber der Sultan weigerte das und fragte durch Vermittelung eines jüdischen Dolmetsch, der türkisch und italienisch konnte, wie es seinem lieben Bruder und Nachbar, dem Herzog von

Mailand ginge. Nachdem der Gesandte darauf geantwortet, führte man ihn zu einem Platze neben dem bosnischen Großen, aber nach Landessitte rückwärts, so daß sein Gesicht immer dem Sultan zugekehrt blieb. Dieser setzte sich nicht eher wieder, als bis der Gesandte sich gesetzt hatte." Dann nahm alles Platz, das Gefolge des Gesandten neben dem Gefolge des Bosniers.

„Währenddessen band man dem Sultan eine seidene Serviette um und legte ein rundes und dünnes Stück roten Leders vor ihn hin, da sie nur auf Leder zu speisen pflegen. Dann brachte man ihm gekochtes Fleisch in zwei vergoldeten Schüsseln. Als ihm serviert war, ergriffen die Diener etwa hundert Zinnschüsseln, die schon vorher in der Halle aufgestellt gewesen waren und verteilten sie, je eine auf vier Personen, sie enthielten gekochtes Hammelfleisch und klaren Reis, aber Brot und Getränke gab es nicht. Nur bemerkte ich in einem Winkel einen hohen stufenförmigen Schenktisch mit etwas Geschirr und am Boden davor ein großes silbernes Kelchgefäß. Dort sah ich mehrere Leute trinken, aber ich weiß nicht, ob es Wasser oder Wein war.

Vom Fleische kosteten einige, andere nicht; aber bevor noch alle bedient waren, mußte die Tafel aufgehoben werden, da der Großherr nichts hatte essen wollen. Er genießt übrigens öffentlich nie etwas, und es giebt sehr wenige Menschen, die sich rühmen könnten, sie hätten ihn sprechen gehört oder ihn essen und trinken sehen.

Der Sultan erhob sich und ging hinaus; da ließen sich im Hofe fahrende Sänger hören, ménestrels; die spielten Instrumente und sangen Heldenlieder, in denen sie die großen Thaten der türkischen Krieger feierten. Je nachdem

nun die in der Halle Versammelten etwas hörten, was ihnen gefiel, stießen sie ein fürchterliches Geschrei aus. Mir war nicht klar, was sie für Instrumente spielten; ich ging also in den Hof und sah, daß es sehr große Saiteninstrumente waren. Die Sänger kamen dann in die Halle, wo sie aufaßen, was sich noch vorfand. Dann wurde abgeräumt; ein jeder erhob sich, und der Gesandte zog sich zurück, ohne auch nur ein Wort von seiner Mission gesagt zu haben: und dies ist nach Landessitte für die erste Audienz so schicklich." Am dritten Tage darnach durfte der Gesandte sein Anliegen bei den Paschas anbringen, er saß dabei vor ihnen auf einem Teppich, wie ein Verbrecher vor seinem Richter. Am zehnten Tage darnach erhielt er die Antwort, sie war ablehnend. Es war aber auch ein starkes Stück vom Herzog von Mailand vom Sultan zu verlangen, daß er dem Kaiser Sigismund Ungarn, die Wallachei, ganz Bulgarien bis Sofia, das Königreich Bosnien und einen Teil Albaniens unbestritten überlassen sollte, und es war höflich genug vom Sultan, dies Ansinnen als nicht „raisonnable" zu bezeichnen; auch brauche er gerade die Besitzungen des Kaisers, um den Mut seiner Soldaten zu beschäftigen und habe um so weniger Anlaß darauf zu verzichten, als die Kaiserlichen, wie alle Welt wüßte, noch jedesmal geschlagen oder ohne Kampf geflohen seien.

Doch empfing der Gesandte vor seiner Abreise noch ein ansehnliches Geldgeschenk, etwa 140 Dukaten, und ein kostbares Gewand vom Sultan; auch gab dieser ihnen einen Sklaven zum Geleite, der ihnen unterwegs sehr nützlich war, zumal für Quartiere sorgte, wie jetzt ein Kawaß. Christen, Männer und Frauen, auf Streifzügen gefangen und mit

Ketten gefesselt, sieht Bertrandon „mit blutendem Herzen“ auf seiner Weiterreise durch die Straßen geführt. Über Philippopel, Sofia, Belgrad ritt der Burgunder bis Buda, wo der Gesandte des Visconti sich erst von ihm trennte. Gerade der Marsch durch die Grenzländer giebt Bertrandon den Anlaß, die Macht der Türken abzuwägen gegen die der Christen, ihre Fechtweise zu erörtern und wie man sie etwa anzugreifen habe. Und bei dieser Gelegenheit mag daran erinnert werden, daß damals, wie bereits früher bemerkt, in den Köpfen mancher Abendländer noch der Gedanke eines neuen Kreuzzuges spukte. Noch auf dem berühmten Fasanenfeste am Hofe von Burgund, 1454, ein Jahr nach der Eroberung Konstantinopels, gelobten alle anwesenden Ritter und Barone, sicherlich auch unser Reisender, einen Kreuzzug gegen die Türken. Es ist gar keine Frage, daß Bertrandon seine Landreise hauptsächlich unter diesem Gesichtspunkte und zugleich auf den Wunsch seines Herrn unternommen hat, der ihn nach seiner eigenen Angabe von vornherein mit sehr reichlichen Mitteln versehen hatte. Aus gewissen Stellen geht hervor, daß der Burgunder für gewöhnlich incognito reiste. Auch hat er sicher bis Wien sein türkisches Kostüm beibehalten; er mußte die bittere Erfahrung machen, daß der Statthalter von Ungarn zu Buda wesentlich kühler zu ihm wurde, da er sich als Christ entpuppte. So groß war das Prestige der Türken und so klein machte es die Gegner.

Überall erregte der Reisende das höchste Interesse: in Wien speiste er beim Erzherzog Albrecht, dem späteren Kaiser Albrecht II., und in Basel, wo noch das Konzil tagte und eben seine wichtigsten antipäpstlichen Beschlüsse gefaßt hatte,

fragte ihn der Legat in langer Unterredung nach den Ländern, die er gesehen, zumal nach „Griechenland", d. i. die europäische Türkei. Dringend empfahl er ihm, auch seinen burgundischen Herrn nachdrücklich auf die Mittel zur Eroberung hinzuweisen. —

Nach vierzehnmonatlicher Abwesenheit (Februar 1432 bis April 1433) kam Bertrandon nach Dijon zurück, wo ihn sein Herr sehr gütig empfing; er brachte diesem sein Pferd dar und überreichte ihm sein türkisches Kostüm, ein Exemplar des Koran und das Leben Mohammeds in lateinischer Sprache, das er vom Kaplan des venezianischen Konsuls in Damaskus erhalten hatte. Der Herzog übergab diese dem Bischof von Chalons Jean Germain, bei dessen Tode zwei im Manuskript gebliebene Werke sich vorfanden, eines gegen die Mohammedaner und Ungläubigen, das andere „gegen den Koran".

Ich glaube nicht passender schließen zu können, als mit des Reisenden eigenen Worten (S. 611.): Au reste je vais parler selon mes facultés; et s'il m'échappoit chose qui déplût à quelqu'un, je prie qu'on m'excuse et qu'on la regarde comme nulle.

Ein deutscher Gesandter bei Soliman dem Großen.

Was in der Zeiten Bildersaal
Jemals ist trefflich gewesen,
Das wird immer einer einmal
Wieder auffrischen und lesen.
Goethe.

Ein juristischer Schriftsteller im Anfang des vorigen Jahrhunderts hat den merkwürdigen Satz geschrieben: „Die Gesandten, welche lange an einem fremden Hofe sind, wie das jetzt bei den meisten der Fall ist, haben fast nichts zu thun und verbringen ihre Zeit in Festen, bei Schauspielen, bei Zerstreuungen jeder Art, indem sie sich begnügen, von Zeit zu Zeit an ihren Souverän zu schreiben, um ihm mitzuteilen, daß sie noch am Leben sind und daß sie bisweilen an ihn denken.“ Ich bin überzeugt, daß nicht wenige — sagen wir — Laien, diese Charakteristik auch jetzt noch für zutreffend halten, vor allem da, wo die äußeren Lebensbedingungen von vorn herein als besonders glänzend sich aufdrängen.

Wer vom Bosporus her auf Konstantinopel zufährt, dem fällt hoch oben über Pera und Galata ein bedeutender Palast ins Auge, der weithin sichtbar nicht bloß das Gewirr der umgebenden Bauten überragt, sondern auch durch seine ernsten und energischen eckigen Linien und durch seine Ausstattung in dieser Umgebung fremdartig hervorsticht. Den Deutschen freilich muten die steinernen Adler, die mit ausgebreiteten Flügeln vom Kranzgesims des Daches emporsteigen, heimisch an und mit Recht: der mächtige Bau ist der Sitz der deutschen Botschaft, der Sitz wenigstens für die festreichen Wintermonate; denn im Sommer haust sie wie die Vertreter der andern Mächte zwangloser an den Ufern des Bosporus. Vor dem Hause ankert alsdann ein deutsches Kanonenboot, der Befehle des Botschafters gewärtig. Wenn die Herrlichkeit der umgebenden Natur, der tägliche Anblick einer Welt, die uns nun einmal von Jugend auf in zauberhaftem Lichte erscheint, wenn eine Stellung und Muße, die den Genuß aller dieser Reize in völliger Freiheit gestattet, glücklich machen kann, so — denkt man sich — müssen die Bewohner dieser Räume glücklich sein. Die eigentümlichen Verhältnisse in der Türkei, die ganze Organisation, welche eigentlich nur für den Muselman berechnet ist und mit ihm rechnet, bringt es mit sich, daß dort den Fremden, vor allen aber ihren Vertretern noch besondere Vorrechte gewährleistet sein müssen, neben welchen noch mehrere allmählich sich herausgebildet haben, welche der gewöhnliche Verkehr ohne weiteres anerkennt. So erscheint denn eine angebliche Äußerung des Fürsten Bismarck begreiflich, wonach eine diplomatische Stellung im Orient leicht verhängnisvoll für die Lebensgewohnheiten ihres Inhabers werden könnte. Macht

doch auch schon jeder andere, der dies Leben im Morgenlande längere Zeit genießt, an sich selber die Erfahrung, wie fern ihm allmählich die Heimat rückt, wie antipathisch ihm der Gedanke der Heimkehr aus dem ungebundenen, abwechselungsreichen Dasein wird, wie seine Interessen sich verengen und abstumpfen.

Ich will ohne weiteres zugeben, daß die Glückseligkeit eines Botschafters bei der Hohen Pforte allermeistens nur scheinbar ist, daß große Sorgen, der latente, aber darum nur härtere Kampf um die Interessen oft ein ungewöhnliches Maß von Lebenskraft verlangen und aufzehren, — für die Außenwelt wie für die Eingeborenen bleibt die Stellung eines solchen Botschafters imposant und beneidenswert; sie bezeichnet zu gleicher Zeit aufs schärfste das Verhältnis, in welches die Türkei allmählich zu den europäischen Großmächten getreten — oder sagen wir besser — gesunken ist. Oder ist etwa nicht seit geraumer Zeit das Verhältnis der Pforte zu den einzelnen Botschaftern der angstvoll beobachtete Höhemesser ihrer jeweiligen Chancen geworden? Wird sie nicht durch die Androhung der Abreise aufs wirksamste eingeschüchtert und dann wieder durch die Ankunft außerordentlicher Sendboten aufs lebhafteste ermutigt? Hin und her geworfen von Botschaft zu Botschaft, zwischen Hoffen und Verzagen. Die Geschichte weiß zu rächen!

Von der Zeit an, als Soliman der Große seinem Vater Selim I., dem Enkel Mohammed des Eroberers im Jahre 1520 gefolgt war, mehrten sich die Berührungen Deutschlands mit der Hohen Pforte. Der größte Herrscher der Osmanen war eine dauernde Gefahr für das Deutsche Reich, Ungarns größere Hälfte war in türki-

schen Händen, in Ofen residierte bereits ein türkischer Pascha. Bei der Zerfahrenheit der deutschen Verhältnisse war an einen ernsten, besonders an einen systematischen Widerstand nicht zu denken. Auf gütlichem Wege, d. h. durch Geld, Vorstellungen und Bitten suchte Ferdinand I. Frieden mit dem Sultan. Die Erlaubnis zur Absendung von Vermittlern mußte von diesem erbeten werden. Mehrere Gesandtschaften, deren Führer Soliman bisweilen durch längere Haft willfähriger machen zu können glaubte, erreichten schließlich immer nur ein Provisorium, einen Waffenstillstand, der für später dem Sultan freie Hand ließ, an den aber offenbar weder der Muselman noch der Christ sich gebunden erachteten, wenn sich Gelegenheit bot, einander empfindlich Abbruch zu thun.

Gegen Ende des Jahres 1553 sandte Ferdinand zum siebenten Male einen Orator, wie man diese Sendboten nannte, nach Konstantinopel; dieser aber erkrankte und starb in Komorn, ohne Zweifel noch infolge der üblen Behandlung, die er bei früherem Aufenthalt in Konstantinopel erlitten hatte. Ferdinand wählte für das wenig einladende Amt einen jungen Mann, der eben erst in einer Nebenstellung eine Gesandtschaft nach England begleitet hatte. Er brauchte seine Wahl nicht zu bereuen.

Ogier Gislen van Busbeek (Bousbecque) war seiner Abstammung nach kein Deutscher, sondern ein Niederländer, aus Comines an der Ley — etwas nördlich von Lille — wo er im Jahre 1522 geboren wurde. Die vier umfangreichen und eleganten lateinischen Briefe, welche Busbeek über seine türkische Gesandtschaft an einen Freund geschrieben hat, sind einst viel gelesen worden; bis zur Mitte des

vorigen Jahrhunderts haben sie immer neue Auflagen erlebt. Dann trat die Teilnahme für das, was sie behandelten, mehr zurück; die Türkengefahr erschien nicht mehr dringlich, und nur wissenschaftliches Interesse führte noch bisweilen zu den Schriften eines Mannes, der als erster Europäer eine Landreise nach Amasia gemacht, zuerst für Kopie des lateinischen Teiles des Monumentum Ancyranum gesorgt, der die Wiener Bibliothek und Münzsammlung sehr bereichert, auch der Botanik und Zoologie genützt hat und dem u. a. die Einführung der Tulpen, Hyacinthen und des persischen Flieders in Europa verdankt wird.

Ein rein wissenschaftliches Interesse hat auch mich zu den Briefen Busbeeks geführt; immer mehr zogen sie mich an; etwas Charakteristischeres für die Türken — und nicht bloß jener Zeit — meinte ich nie gelesen zu haben. Die ersten frischesten Eindrücke waren hier mit einer Klarheit und zugleich mit einer Schlichtheit der Sprache und Auffassung fixiert, welche diesen Briefen ein geradezu klassisches Gepräge aufdrücken und über ihr Alter vollkommen hinwegtäuschen können. Über allem der Zauber einer im hohen Grad merkwürdigen Persönlichkeit.

Es ist die Zeit der drohendsten Macht der Türken: noch nicht lange an der Schwelle Europas erschienen, waren sie in ihrem Siegeslaufe unaufhaltsam gewesen, wo nur erst eine Lücke offen, da ergossen sie sich alsbald gleich einem entfesselten Strom, wie nach der Einnahme von Belgrad. Tausende der christlichen Bewohner der Donauländer wurden niedergemacht oder als kostbare Siegesbeute in die Sklaverei geführt, ein ganz alltägliches Los, das jedem

zufallen konnte, dessen Mittel zufällig nicht zur Auslösung hinreichten.

Wohl mußte es einem denkenden Beobachter und einem edlen Patrioten von höchstem Wert sein, ein solches fast noch ungekanntes Volk näher zu sehen, über das Geheimnis seiner Erfolge klarer zu werden, durch seine Erfahrungen dem eigenen Volke zu dienen. Eine Mission an den Großherrn konnte unter Umständen die gewünschte Gelegenheit bieten, wenn man sie zu nützen verstand und den Kopf oben behielt, auch in sehr schwierigen Lagen. Ein passenderer Sendbote als Busbeek konnte aber dann nicht gedacht werden; er muß das selbst empfunden haben, da er nach einer ersten kürzeren Gesandtschaftsreise sofort bereit ist, aufs neue und auf unberechenbare Zeit die Gefahr der Sendung zu übernehmen.

Daß Busbeeks Bildung vielseitig war, habe ich schon angedeutet; daß sie nicht bloß äußerlich war, zeigt die hohe und humane Gesinnung, die fast auf jeder Seite dieser zwanglosen Briefe sich kundgiebt. Seine Urteile über das Volk, unter dem er und die Seinigen so vielerlei Unbill erlitten, sind von bewundernswerter Gerechtigkeit; ihr Benehmen zu und unter einander weiß er wohl zu unterscheiden von dem gegen die verachteten und gehaßten Christen.

Es ist das eine sehr wichtige Thatsache, die wenige würdigen: türkische Regenten, die uns als grausame, blutdürstige Despoten erscheinen, genießen mitunter bei ihrem Volke den Ruf ganz besonderer Milde und Gerechtigkeit, sind gefeierte Dichter gewesen und haben ihre nationale Wissenschaft mit allen Mitteln zu heben gesucht. Den vielen guten Eigenschaften der Osmanen wird Busbeek gerecht ohne Rück-

halt, ohne eine Spur jenes widerwärtigen heuchlerischen Pharisäertums, das neuerdings — besonders von England aus — so oft den Türken gegenüber sich breit macht, Laster selbst aus ihren Tugenden prägt und im besten Falle auf gründlicher Verkennung ethnologischer Unterschiede beruht. Aussprüche und Thatsachen in den Briefen verraten dabei überall ein edles, bescheidenes und tiefreligiöses Gemüt, an welchem als das Schönste zu rühmen ist, daß es sich nicht aufdrängt, sondern sich suchen läßt. Das ist allerdings durchaus in der Ordnung, daß der praktische Politiker in Beziehung auf sich selber und auf seine Landsleute offenbar dem guten und gesunden Satze huldigt: hilf Dir selbst, so hilft Dir Gott! Ganz wie das Luther gegenüber der Türkennot mit sehr kräftigen Worten zu raten pflegte.*)

Durch die Briefe zieht sich wie ein roter Faden der Zwist in Solimans Familie, die Intriguen der späteren Gattin Roxolane und des Großveziers Rustem, das traurige Ende Mustaphas, des erstgeborenen Sohnes, Bayezits des dritten Sohnes Streit und Kampf mit dem älteren Bruder Selim und sein elender Tod; Ereignisse, welche besonders der französischen Litteratur im siebzehnten, auch schon im sechzehnten Jahrhundert den Stoff zu mehreren Dramen und einem Romane gegeben haben, die auch Lessings jugendliches Interesse anzogen, wahrscheinlich nach Busbeeks Lecture, und von Weiße zu einem Drama verarbeitet worden sind. Unsere Teilnahme gilt dem Gesandten.

*) z. B. „So dächt ich, es wäre das Beste, Gott sich befehlen und aus gethaner Pflicht und Gehorsam der Obrigkeit sich wehren, so lange und mit wasser Weise man immer es könnte und sich nicht fangen lasse, sondern würgen, schießen und stechen in die Türken, bis daß wir da lägen.“

Im November des Jahres 1553 verließ Busbeek Wien und begab sich zu Wagen über Ofen, Belgrad, Sofia, Philippopel und Selymbria nach Konstantinopel, wo er, nach mancherlei Zeitverlust unterwegs, am 20. Januar 1554 eintraf. Er reiste mit seinem zahlreichen Gefolge — familia nennt er es — zu dem auch der Leibarzt gehörte, unter dem Schutze einer starken Eskorte von Reitern, welche ihm von Buda an gestellt wurden. In den Städten fand er Janitscharen verteilt zum Schutze der Ungläubigen. Abends schlug er gewöhnlich sein Zelt im Freien oder in irgend einem großen Stalle auf. Mehrere Hauptzüge türkischen Wesens wurden ihm schon auf diesem Wege klar: die geringe Sorge um ihre irdischen Behausungen; die überaus anspruchslose Art ihrer täglichen Existenz, bei welcher ihnen mehr an ihren Pferden gelegen ist als an ihrer Person; vor allem der häßliche Grundzug der Habgier: „vom ersten Grenzpfahl bis zum letzten halte man nur den Beutel offen, Geld schläfert die wilden Gemüter ein, wie ein Zaubergesang" oder wie das ein deutscher Pilger derselben Zeit anmerkt, daß „bey denen Herren ohne Geld nichts zu erlangen".

Als Busbeek Konstantinopel erreichte, war Soliman des persischen Feldzugs halber in Kleinasien, in Amasia. Während ihm Botschaft über die Ankunft des Gesandten geschickt und seine Bestimmung erbeten ward, orientierte sich Busbeek in der Hauptstadt. Er nennt den schon damals kärglichen Bestand an großen Resten des Altertums, wendet sein Interesse den mannigfachen Fischsorten und seltenen Tieren jeder Art zu, macht einen Ausflug in den Bosporus und beschreibt mit einem von antiquarischen Erinnerungen

getragenen Entzücken die Reize des Landes, das ihm für Europäer erstrebenswerter erscheint als die Welten jenseits der Meere, die eben begonnen hatten durch Aussicht auf leichten und großen Gewinn ihre Anziehungskraft zu üben.

Da kommt der Befehl des Sultans, den Gesandten nach Amasia zu schaffen, und im März 1554 beginnt jene denkwürdige erste Landreise, die Busbeek nur summarisch beschrieben hat, von welcher indessen die ausführlichere Darstellung eines Begleiters, des Deutschen Hans Dernschwam, der bis dahin im Dienste der Fugger in Ungarn gewesen war, in den Bibliotheken zu Wolfenbüttel und Prag handschriftlich erhalten ist.*)

Alte Reste jeder Art, Inschriften und Münzen, die zum guten Teile als Gewichte dienten, zogen den Reisenden in hohem Grade an, aber ebenso seltene Pflanzen, Fettschwanzhämmel, die Angoraziege und die Verwendung ihrer Wolle. Nomadisierende Hirten durchzogen das Land wie heute, und wie heute lebten seine Bewohner von Brot, Salz, Zwiebeln und der ausgezeichneten sauren Milch, die sie Jaurti nennen und die auch der Gesandte sehr zuträglich fand.

Er macht gelegentlich die allgemeine Bemerkung, daß ein Tag den Europäer mehr koste als den Türken die Mahlzeit von zwölf Tagen. Der Fischfang schien den Eingeborenen etwas ganz Ungewöhnliches: „die hielten nicht still“ behaupteten sie. Zu ihrem größten Staunen ließ der Gesandte eine Probe machen. Ihn frappierte, wie uns heute noch, die Unwissenheit und der Aberglaube sowie der gänz-

*) Den Bericht über Hans Dernschwams orientalische Reise 1553—1555 hat nach den Handschriften jetzt im Auszuge mitgeteilt H. Kiepert, Globus LII 1887 S. 186, 202, 214, 230.

liche Mangel des Verständnisses für das Früher und Später geschichtlicher Vorfälle.

Die Audienz bei Soliman verlief nicht besonders günstig; daß der Gesandte Ferdinands am französischen Sendboten fortwährend einen heimlichen Widerpart hatte, weiß man, und er selber spricht es gelegentlich einmal aus.

„Divide et impera“ ist praktisch immer der Wahlspruch der Türken gewesen, unter dem sie einst siegten, heute existieren.

Busbeek berichtet: „Soliman nahm unsere Anrede und unsere Auseinandersetzungen keineswegs gnädig auf. Er saß dabei auf einem sehr niedrigen, nur einen Fuß hohen Schemel, der mit kostbaren Decken und Pfühlen belegt war, neben ihm lagen Pfeile und Bogen. Seine Stirn war umwölkt, sein Ausdruck trübe, aber zugleich von ernster Majestät“.

Der Gesandte und seine Begleiter wurden von den Eunuchen bei den Armen ergriffen, erst vorwärts auf den Sultan zugeführt, dann nach einer Reverenz, die einem Handkuß glich, rückwärts geschoben, ohne dem Großherrn den Rücken zeigen zu dürfen, und an eine Wand gestellt.

Was Busbeek dann vortrug, entsprach des Sultans Erwartungen nicht, wie gelangweilt erwiderte er darauf nur „güzel, güzel“ (schön, schön) — auch jetzt noch ein hoffnungsloser Bescheid — und entließ den Gesandten.

Dieser ungünstige Empfang beeinträchtigte in keiner Weise Busbeeks Bewunderung für die Umgebung des Padischahs: dort verdanke jeder seine Stellung lediglich sich selber und seinen Qualitäten, für die der Großherr würdig zu belohnen wisse. Ganz im Vertrauen schreibt er dem Freunde:

„Bei uns entscheidet die Tüchtigkeit nichts, alles kommt auf die Geburt an". Der unechte Sohn des niederländischen Edelmannes, der erst achtzehnjährig durch Karl V. legitimisiert worden war, mochte in früherer Jugend trübe Erfahrungen gemacht haben, wenn auch seine spätere Laufbahn ihn persönlich kaum zu dem Urteil berechtigte.

Die Ordnung, die am Hofe herrschte, entzückte ihn. Tausende von Janitscharen standen aufgereiht wie Bildsäulen: daß sie lebendig waren, meinte er erst zu bemerken, als sie seinen offiziellen Gruß durch Neigen des Kopfes erwiderten.

Wie ungnädig er empfangen war, konnte er besonders an der ausgezeichneten Aufnahme sehen, die zu gleicher Zeit der persische Gesandte erfuhr, der mit rauschendem Feste gefeiert und reich beschenkt entlassen wurde. Das glich doch einem Verhandeln inter pares, trotz des tiefen Hasses, der den Sunniten von jeher vom Schiiten getrennt hat.

Busbeek hatte als dauernder Gesandter — ordinarius orator — bei Soliman bleiben sollen; aber da er zunächst nur einen sechsmonatlichen Waffenstillstand erwirkte, so entschieden sich des Sultans Räte für seine Heimkehr, welche damals so wenig wie sein Bleiben vom eigenen Souverän abhängig war, sondern vom Belieben des Türken. Vor seiner Abreise ward er samt seinen Begleitern mit weiten seidenen Gewändern beschenkt und bekleidet und so noch einmal zum Abschied vor den Sultan geführt. „Ich kam mir vor, als sollte ich den Agamemnon oder einen ähnlichen Helden in einer Tragödie spielen."

Er empfing des Sultans Brief an den Kaiser eingeschlagen in ein goldgewirktes Tuch. Das Festmahl, das

scheidenden Botschaftern befreundeter Mächte gegeben zu werden pflegte, erhielt er nicht, denn noch war von keinem Frieden die Rede.

Die Beschreibung Solimans des Prächtigen, welche Busbeek an die Erzählung des Abschieds knüpft, ist in gleicher Weise an sich von Wert wie bezeichnend für den Berichterstatter: „Der Sultan ist schon in vorgerücktem Alter (er zählte damals gegen sechzig Jahre), Antlitz, Gestalt und Haltung sind eines so großartigen Reiches würdig. Er hat immer einfach und mäßig gelebt, auch in solchen Dingen, in welchen ein Übermaß nach türkischer Sitte nicht tadelnswert ist . . . Selbst seine Widersacher können ihm nichts Schwereres vorwerfen als eine übertriebene Liebe zu Roxolane — die freilich die Hauptquelle seines häuslichen Unglücks wurde. — Die Vorschriften seines Glaubens beobachtete er aufs strengste; die Verbreitung desselben war ihm genau so wichtig, wie die Ausdehnung seiner Herrschaft. — Für sein Alter erfreute er sich scheinbar einer guten Gesundheit; nur verrät seine Gesichtsfarbe ein geheimes Übel, — man vermutet ein unheilbares Geschwür oder Krebs am Beine; aber er schminkt sich, so oft er aus nahe liegenden Gründen den Eindruck einer robusten Gesundheit bei Gesandten hervorbringen möchte.“

Nach fast vier Monaten kehrte Busbeek nach Konstantinopel zurück, krank und erschöpft von heftigen Fieberanfällen; wenige Wochen später machte er sich auf den Heimweg unter bösen Vorzeichen: vor den Thoren der Hauptstadt kamen ihm ganze Wagenladungen ungarischer Knaben und Mädchen, ganze Züge zusammengeketteter Männer entgegen, die in die Sklaverei geführt wurden, „wie man Vieh oder

Waren einbringt in Antwerpen." Der Gesandte hat solchem Elend gegenüber keine Macht, nur Mitleid, nicht als ob er ein prinzipieller Gegner der Sklaverei wäre, im Gegenteil sagt er einmal: „Libertas sine re non semper suadet honesta, Freiheit ohne Vermögen rät nicht immer zum Guten." Eine allerdings negative Lösung der sozialen Frage.

Leiden aller Art erschweren den Rückweg; nach neunmonatlicher Abwesenheit — im August 1554 — ist Busbeek wieder in Wien.

Aber damit war nur das Vorspiel seiner Leiden zu Ende: nach kaum drei Monaten machte er sich wiederum auf den Weg mit neuen Aufträgen Ferdinands und traf im Januar 1555 in Konstantinopel ein für unbestimmte Zeit. Sein Aufenthalt sollte fast acht Jahre dauern.

Der Empfang des Gesandten war auch diesmal nichts weniger als freundlich. Ferdinand gab gewisse Ansprüche auf Siebenbürgen nicht auf, wie Soliman gewünscht hatte. Vor diesen ließen die Paschas den deutschen Gesandten nun überhaupt nicht; sie behaupteten sich selber dabei zu gefährden. „Als das Geringste verhießen sie, daß zwei von uns in einen scheußlichen Kerker gepfercht, der dritte — der war ich — ohne Nase und Ohren zu seinem Fürsten zurückgeschickt werden würde." Man gestehe, begehrenswert war die Stellung eines solchen Gesandten nicht. Die Feindseligkeit der oberen Regionen teilte sich der ganzen Bevölkerung mit; wie ein Gefangener ward der Gesandte in seiner Behausung gehalten und behandelt, als gälte es, ihn kirre zu machen. Daß wirklich einst ein venetianischer Sendbote heimlich weitergehende Vollmachten erhalten hatte, als er zunächst zu zeigen beauftragt war, konnten die schlauen Türken nicht vergessen.

Es änderte an des Gesandten Lage nichts, daß inzwischen einmal ein Kriegszug gegen seinen Heimatstaat unternommen wurde; nur führte man ihn und seine Begleiter damals geflissentlich zu einer Audienz bei dem gefürchteten Heerführer Ali Pascha, einem epirotischen Eunuchen, der zum Kampf in Ungarn gegen Erzherzog Ferdinand durch Stambul zog. Der Pascha nahm sie, man kann beinahe sagen, gemütlich auf, bewirtete sie mit Zuckerwasser und riet ihnen für Frieden zu sorgen, damit Ungarn nicht mit Feuer und Schwert verwüstet zu werden brauchte. Er hatte übrigens nicht viel Glück und starb bald darauf ruhmlos in Ofen.

Nach drei langen Jahren erhielten die zwei Hauptbegleiter Busbeeks von Soliman die Erlaubnis zur Rückkehr: „denn wer sich hierher gewagt hat, kommt nicht so leicht zurück," es war die Höhle des Löwen.

Busbeek selber blieb, angeblich auf eigene Faust, um das Friedensbedürfnis seines Kaisers nicht zu dringend erscheinen zu lassen. Er hatte mittlerweile den Türken ihre Staatskunst abgesehen; er wußte, daß scheinbare Gleichgiltigkeit, Abwarten und Hinhalten hier eher und näher zum Ziele führen als europäischer Eifer. Beneidenswert aber war seine Existenz nicht: auf dem Höhenrücken der Türkenstadt bewohnte er einen vom Sultan angewiesenen Chan; von seinem Kaiser bezog er jährlich 5000 Dukaten (etwa 48000 M. in Metallwert) für sich und sein anscheinend zahlreiches Personal; dennoch erhellt aus mehrfachen Anzeichen, daß sich mit dem Betrage schon etwas machen ließ. Eine ebenso große Summe lag stets und für alle Fälle, d. h. zu Bestechungen bereit, die sich bis an den Großvezier wagen durften. Einmal wider Erwarten gespart, braucht

er sie für das Leben eines Jahres auf; trägt aber dann kein Bedenken, sie vom Kaiser wieder zu erbitten und zwar als Gnadengeschenk für sich selber.

Ein eigenes Haus zu beziehen, wie andere Gesandte, z. B. der französische und venetianische, ward ihm nicht gestattet. Von dem Chan, zu dem er verurteilt blieb, mag er selber erzählen. „Meine Wohnung liegt hoch und im herrlichsten Teile der Stadt; von der hinteren Seite geht der Blick aufs Meer, in dem man trotz der Ferne die spielenden Delphine erkennt, und auf den weithin gelagerten schneebedeckten — kleinasiatischen — Olymp." Frei wehen alle Winde um das Haus, das daher für besonders gesund gilt. Etwas störend sind ihm die nach türkischem Brauch vergitterten Fenster. Der quadratische Bau legte sich um einen Hof, auf welchen die zwei Stockwerke in offenen Säulenhallen mündeten, im oberen befanden sich die Zimmer, zahlreich aber klein und wie Klosterzellen, aus welchen man Freitags den Ritt des Sultans zur Moschee ansehen konnte. Im unteren Stockwerk befanden sich die Stallungen. Das Ganze, ein steinerner gewölbter Bau, sicher vor Feuersbrünsten; nach türkischer Weise eine reine Bedürfnisanlage, ohne eine Spur künstlerischer Ausschmückung, „kein Baum, kein Strauch, kein grünender Rasen, an dem sich das Auge erfreuen konnte, aber dafür eine lästige Fülle von allerlei Getier: wahre Heere von Ratten, viele Schlangen, Eidechsen, Skorpione. Es kommt wohl vor, daß man am Morgen seinen Hut von einer Schlange wie von einem Bande umwunden findet. Auf der andern Seite tragen diese unbequemen Haustiere aber auch zur Zerstreuung bei. Ratten und Schlangen befehden sich und liefern einander förmliche

Schlachten, ganz ungeniert, während der Hausherr mit Freunden bei Tische sitzt. Und auch im übrigen wimmelte das „Gesandtschafts-Hotel" von Tieren, es glich einer ganzen Menagerie; darin bestand ein Hauptvergnügen seiner isolierten Bewohner. Da gab es Affen, Wölfe und Bären, Damhirsche und gemeine Hirsche, Luchse, Ichneumons, Marder und Zibethkatzen und trotz der Abneigung der Türken auch ein Schwein, dessen Berührung für die Pferde gesund sein sollte. Dazu kamen allerlei Vögel, Adler, Raben, fremde Enten, Kraniche von den Balearen, Rebhühner von Chios." Der Gesandte, welcher all dem Getier ein tieferes Interesse zuwandte, nennt sein Haus „eine wahre Arche Noahs".

Edle Rosse aus Syrien, Cilicien, Arabien und Cappadocien, sowie einige Kamele dienten ihm zugleich dazu, um die Fiktion aufrecht zu erhalten, daß er nur des Sultans Erlaubnis zur Heimkehr abwarte. Im Grunde waren die meisten Tiere zu Geschenken für seinen Kaiser bestimmt.

Haus und Insassen standen unter dem Schutze eines Tschausch, — was für jene Zeit wohl am besten mit „Vogt" übersetzt wird — freilich ebenso sehr unter dessen Bewachung, er verschloß am Abend das Thor und kam erst am Morgen zurück: als seinen Gefängnisaufseher bezeichnet ihn der Gesandte. Dazu kam eine Anzahl von Janitscharen, an deren Stelle jetzt die Kawassen getreten sind. Die Janitscharen machte die Aussicht auf ein Trinkgeld oder auch auf irgend eine Lieblingsspeise immer willfährig; die Tschausche wechselten, mit ihnen galt es, sich à l'amiable zu stellen; sie hatten, wie Busbeek sich ausdrückt, doch bisweilen „lichte Augenblicke", in denen sie menschlich waren; auch für den Reiz

eines Backschisch waren sie meist nicht unzugänglich. Einige schienen für den liebenswürdigen Mann eine wirkliche Zuneigung bekommen zu haben; es stellt sich einmal heraus, daß einer für das Seelenheil des Gesandten und seine Bekehrung zum wahren Glauben sehr ernstlich gebetet hat.

Mit anderen war weniger leicht auszukommen, sie untersuchten aufs genaueste jeden Eintretenden, wiesen Besuche zurück und nicht bloß mit Worten, ließen, wenn es ihnen gerade so einfiel, nichts passieren, auch nicht Arzneien für Erkrankte. Als es dem Gesandten zu arg wurde, sperrte er seinerseits eines Morgens den Tschausch aus; die Sache machte viel von sich reden und imponierte den Türken, auch denen, welche eigentlich Auftrag zu all den kleinen Belästigungen gegeben hatten, um den hartnäckigen Franken mürbe zu machen.

In anderen Fällen nahm Busbeek seine Zuflucht zur List: heimliche Zusendungen von außen wurden wohl in einen Sack mit einem Ferkel gesteckt, dessen Berührung, ja dessen Anblick der Türke verabscheute.

Der ganze Lebenslauf des Gesandten wickelte sich ab im Chan und dessen Hof: hier spielte er vor Tisch Ball, übte sich nachmittags im Bogenschießen und ritt gegen Abend auf den Pferden umher, oder fütterte sie mit Melonenschalen und gewöhnte sie auf ihren Namen zu hören.

Nur so oft Botschaften seines Herrn der Hohen Pforte zu übermitteln waren, ging er aus, d. h. 2—3 Mal im Jahre! Manche Tschausche forderten ihn auf, doch auszugehen; er wies das zurück, um nicht etwa anzuerkennen, daß das überhaupt von ihnen abhängig sei. Klug behandelte er seine Gefangenschaft als eine frei gewählte.

Seine Diener kamen öfter hinaus, waren aber nie vor Beleidigungen, selbst nicht vor Schlägen der Gläubigen sicher, besonders wenn sie ohne Janitscharen gesehen wurden. Sie hatten offenbar zugleich den Auftrag, ihrem Herrn alles etwa Interessante zuzuführen: Menschen und Tiere, Handschriften und Inschriften, Münzen und Pflanzen. Er ist gut bedient worden; wir verdanken ihm unter anderm höchst interessante Nachrichten über Mingrelien, der Wiener Bibliothek konnte er etwa 240 alte Manuskripte übergeben, unter welchen auch das berühmte des Dioskorides sich befand.

Einige Geselligkeit mit Bewohnern von Pera, besonders Italienern und mit anderen Gesandten fand doch statt. Der Gesandte liebte Besuch, besonders wenn er dabei Interessantes aus fernen Ländern erfuhr; geschäftlich oder freundschaftlich kamen Fremde aus Ragusa, Florenz, Venedig, Griechenland; hin und wieder einmal ein offizieller Sendling vom heimischen Hofe. Eine merkwürdige Erscheinung war ein Danziger, der eigens in den Orient kam, um einmal nachzusehen, wo eigentlich der von ihm dahin exportierte Bernstein bliebe; er erfuhr, daß er hauptsächlich in Persien geschätzt werde als Schmuck in Zimmern und Heiligtümern. Von diesem Sonderling erhielt der Gesandte ein Faß mit ganz ausgezeichnetem „Juppenbier“ — cerevisia sane praestantissima —, das ihm Griechen und Italiener bei einem Gelage austranken, so befremdlich ihnen anfangs der Stoff erschienen war.*)

*) Jopen- oder Schuppenbier, ein koncentriertes Malzbier, wird noch jetzt in Danzig gebraut und hat den Namen von dem eigentümlichen Schöpftroge, dessen die Brauer zum Übergießen des heißen Wassers über das Malz sich bedienten. Es wird schon im Jahre

Im ganzen aber war das äußere Leben einförmig genug; innere Aufregungen bot es freilich, nicht bloß im täglichen Kleinkampf — um mich so auszudrücken — mit Dummheit und bösem Willen; auch aus der Heimat drang manche Kunde, besonders von türkischen Streichen im Ungarnlande, die dem Gesandten ans Herz gingen.

Es war ein fortwährendes Geplänkel, das bei jedem Anlaß in offenen Krieg ausbrechen konnte. In echt türkischer Weise deutete der Großvezier Rustem darauf, als er ihm einst bei großer Hitze zur Erfrischung einige Wassermelonen schickte: in Buda und Belgrad sei noch viel mehr von der Frucht und von größerem Kaliber. Er spielte auf die Bomben an. Busbeek erwiderte in gleichem Ton, das wundere ihn nicht, denn auch in Wien gediehen die trefflich.

Selten durchbrach er seine Fesseln mit Gewalt, seine Wißbegier mußte stark gereizt werden; den Auszug Solimans im Juni 1559, da dieser hinüberging nach Kleinasien gegen seinen dritten Sohn Bayezit, mochte er sich nicht entgehen lassen. Die Paschas hatten es nicht für geziemend gehalten, daß der Großherr einem Giaur zum Schauspiel diene. Es war ein glänzender Aufzug: Tausende von Reitern und Fußsoldaten zogen in ihrer bunten glänzenden Tracht und ihren eigentümlichen Waffen vorüber, unter welchen nur die Janitscharen Feuergewehre hatten. Die Uniformität einzelner Truppengattungen fiel dem Franken damals als etwas Ungewohntes auf. Soliman selber, der fast am Ende des Zuges ritt, glich einem Erzürnten.

Bald darauf folgte der Gesandte dem Rufe des Sul-

1379 erwähnt und wohl sonst auch Schiffbier genannt, cerevisia navigalis, das von vornherein für die Ausfuhr bestimmt war.

tans ins Lager bei Skutari. Drei Monate hindurch hatte er hier Gelegenheit, die Organisation, die Manneszucht und die Mäßigkeit des türkischen Heeres zu beobachten und zu bewundern; er thut es mit ernstem und traurigem Seitenblick auf die heimischen Zustände.

Um diese Zeit kamen Geschenke Kaiser Ferdinands; Soliman wünschte öffentliche Überreichung im Lager; ihm war es wichtig beim Beginn eines ungewissen Kriegszuges, daß seine Freundschaft mit europäischen Großmächten ausdrücklich gesichert schien.

In der That rückte die Angelegenheit des Friedensschlusses mit Deutschland vorwärts, wenn auch langsam. Auf die Türken blieb das ruhige Zuwarten, die unerschütterliche Gelassenheit des Gesandten nicht ohne Eindruck, bei jeder Gelegenheit mußten sie erfahren, daß sie es mit einem ganzen Manne zu thun hatten. So sehr er auf der einen Seite geneigt war, ihrer Art entgegenzukommen, so wenig fiel es ihm ein, sich irgend etwas zu vergeben. Als einige seiner Leute nach einem Streit mit einem Kadi ohne jede Schuld eingesperrt worden waren, bestand er mit einer Energie, die damals ungewöhnlich und den übrigen Gesandten staunenswert war, auf ihrer sofortigen Befreiung. Jeden Versuch, die Sache auf dem üblichen gütlichen Wege, d. h. durch Geld zu begleichen, wies er zurück, um keine Prämien für Beleidigungen auszusetzen.

Ein anderer Fall, der ihn den Türken in vorteilhaftes Licht setzte, klingt wunderlicher. Ein Bote des Kaisers mit Briefen an Busbeek ward abgefangen; die Paschas wollten selbst sehen, ob der Gesandte ihnen auch reinen Wein einschenke. Den eigentlich offiziellen Brief, der ohnehin in der

damals neuen Chiffreschrift abgefaßt war, hatte der Bote glücklich verborgen, nur die Freundesbriefe wurden vorgelegt. Der Dragoman der Pforte Ibrahim, eine Pole von Herkunft, war dem deutschen Gesandten zufällig zu besonderem Danke verpflichtet; — auch an nicht wenigen Stellen der Briefe merkt man, daß Busbeek für einen Vertrauensmann in der Umgebung der Paschas klug Sorge getragen hatte. Ibrahim wählte absichtlich unter den Freundesbriefen einen sonderbar aussehenden, bezeichnete den als den offiziellen, erklärte sich aber außer stande, ihn zu entziffern. Die anwesenden Türken verstanden natürlich erst recht nichts davon; man läuft auf des Dragomans Rat zu den Sekretären der venetianischen und florentinischen Gesandtschaft, ohne Erfolg — diese Herren durchschauten den Sachverhalt; endlich wird der griechische Patriarch befragt; auch er, der Unrat wittert, erklärt das Schriftstück ohne den Schlüssel für unlesbar. Man entschließt sich endlich, Busbeek die Briefe zuzustellen. Mit einer heftigen Klageschrift über solchen Rechtsbruch verbindet dieser die Übermittelung von Auszügen aus dem wirklichen Brief des Kaisers. Nun ist die Reihe des Staunens an den Türken: „Wie", ruft der Großvezier Rustem aus, „der Gesandte, der ein so junger Mann ist, vermag zu lesen, was nicht einmal ein betagter Greis wie der Patriarch kann? Der wird ein großer Mann werden, wenn er zu Jahren kommt." — Mit einer ähnlichen Naivität äußerte mir gegenüber einst ein türkischer Unterrichtsminister und sogar ein vornehmer Fanariot ihr Staunen darüber, daß ich im stande sei, die großen Buchstaben griechischer Inschriften zu lesen.

Kurze Zeit darauf machte Rustem einen Bekehrungs-

versuch bei dem Gesandten: große Ehren und Gaben von Soliman wären ihm gewiß. Solche Versuche hatten damals häufig genug den gewünschten Erfolg. Höflich und bestimmt lehnte Busbeek ab, ihm sei geziemend, in dem Glauben zu bleiben, in dem er geboren sei und den sein Kaiser bekenne. „Sehr gut", erwiderte Rustem, „aber die Seele?" Er versteht sich freilich am Ende zu dem Satze, daß die Seelen aller Guten Erbarmen finden würden, eine Äußerung, die ein Türke auch jetzt kaum jemals nur aus Höflichkeit thun würde, dazu ist ihm die Sache zu ernst — und die nach meiner Erfahrung von nur wenigen Muselmanen gebilligt werden dürfte.

Trotz dieser Zuneigung war es nicht Rustem, sondern erst sein Nachfolger Ali Pascha, der dem deutschen Gesandten auch offiziell mehr entgegenkam und den endlichen Abschluß der ersehnten Waffenruhe ermöglichte. Aber Geduld hatte Busbeek nötig, ehe er an sein Ziel kam. Erst nahm Bayezits Empörung den Sultan ganz in Anspruch und verdarb ihm die Laune, und dann kam unglücklicher Weise die Affaire von der Insel Dscherbe — in der kleinen Syrte — dazwischen, welche mit der Okkupation der Spanier begann und mit einem glänzenden Siege Piali Paschas endete, der Tausende von Spaniern in die Gewalt und Sklaverei der Türken brachte. Solche Vorfälle vermehrten den Übermut der Bevölkerung außerordentlich. Für Busbeek, den sein französischer Kollege Lavigne bei der Hohen Pforte ohnehin als heimlichen Diener Spaniens denunzierte, kam das Ereignis höchst ungelegen; es gab ihm auch im übrigen alle Hände voll zu thun. Das Loskaufen von Christen hat damals anscheinend zu den regelmäßigen Amtshandlungen

— möchte man sagen — eines europäischen Vertreters gehört, eine Reihe zufälliger Erwähnungen bei Busbeek bestätigt das. Jetzt war eine wahre Massenaufgabe der Art zu lösen: den Vornehmsten freilich erschloß sich ein türkischer Kerker am schwersten; aber dem Mittelstande, dem kleineren Adel gelang es, sich zu befreien, falls er nur das nötige bare Lösegeld auftreiben konnte. Da griffen denn die wohlhabenden Bürger Peras ein, in hellstem Lichte aber zeigte sich die menschenfreundliche und vertrauende Art des Gesandten: für viele Tausende von Dukaten leistete er Bürgschaft. Das schönste Zeugnis für seine Anschauung in solchen Dingen, die andern selbst als Leichtsinn erscheinen konnte, giebt mir ein merkwürdiger kleiner Fund an die Hand. Busbeek erwähnt in seinem letzten Briefe dreizehn junge Niederländer und Deutsche, welche zuerst durch ein Versehen von den Türken in Palästina aufgegriffen waren, dann aber festgehalten wurden, besonders weil sie zu robust und jugendlich seien, um einfach für Pilger gelten zu können. Jahrelang litten sie auf den Galeeren bei Konstantinopel; der Gesandte hatte sich schon lange um ihren Loskauf vergebens bemüht, als sein alter Widersacher Lavigne sie vom Sultan ritterlich erbat und erhielt. Busbeek hat die Namen dieser Gefangenen nicht genannt; aber wir besitzen noch in einem alten Druck des sechzehnten Jahrhunderts den Bericht eines derselben: es ist „der Edle, Ehrenpheste Melchior von Seydlitz zu Nicklaßdorff in Schlesien.“ Er macht viel Rühmens von dem „Ehrlichen Herrn von Busbeek“; schon auf den Galeeren hatte er sie oftmals heimlich beschenkt und getröstet; vor der Abreise gab er dreien von ihnen 300 Dukaten; eine Verschreibung dafür wies er mit den Worten

zurück: „er wiste nicht anders, denn das wir ehrliche Leute weren, ließ sich derwegen begnügen, daß wir ihm solch Geld wider zu schicken zusagten, das wir, da es müglich, von Venedig, wo nicht, von Hause aus thun sollten. Würden wir aber nicht halten was wir redten, so were zu besorgen, wir hielten so wenig was wir schrieben." *)

Als ob des Ungemachs noch nicht genug wäre, so brach nun noch in Konstantinopel und im Chan des Gesandten selber die Pest aus. Es war noch in den letzten Monaten von Rustems Leben; durch ihn ließ Busbeek den Sultan um die Erlaubnis bitten, zeitweilig Wohnort und Luft wechseln zu dürfen. Die Antwort des Großherrn war eines gläubigen Türken würdig: er wünsche zu wissen, was der Gesandte sich bei solchem Begehren denke? ob er nicht wüßte, daß die Pest Pfeile Gottes seien, die ihr Ziel erreichten, ob man fliehe oder nicht? auch er bleibe in seinem Hause, in das die Pest schon gedrungen sei.

Immer strenger ward Soliman in seinen religiösen Anschauungen; die Einfuhr von Wein in die Hauptstadt verbot er damals ganz, auch für die Ungläubigen. Nur mit größter Mühe und unter Hinweis auf die gesundheitsschädlichen Folgen des plötzlichen Wechsels ward durchgesetzt, daß die deutsche Gesandtschaft in aller Stille während einer Nacht einen größeren Vorrat von Wein ein für alle Mal einnehmen durfte. In Bezug auf die Pest vertrat nicht lange darauf Ali Pascha die Sache des Gesandten besser —

*) Gründliche Beschreibung der Wallfahrt nach dem heiligen Lande, neben Vermeldung der jemmerlichen und langwirigen Gefengnus derselben Gesellschaft ꝛc. Gestellet durch den Edlen Ehrenphesten Melchior von Seydlitz ꝛc. Görlitz 1580.

vielleicht wies er dabei mitleidig auf die Schwäche der Ungläubigen hin; er durfte sich auf die Insel Prinkipo begeben, freilich erst, nachdem er außer andern Hausgenossen auch seinen treuen Arzt verloren. Der Aufenthalt auf Prinkipo war die einzige Oase in der Wüste der Barbarei, in welcher der Gesandte so lange geduldet hatte, ein Idyll, das er mit dem ganzen Entzücken eines befreiten Gefangenen beschreibt. Wenige Griechen lebten da, kein Türke, der ihn belästigte; seiner eigenen war der geschickte Mann allmählich ganz sicher geworden. Hier erfrischte ihn vor allem die Anmut und Stille der Natur, erfreute ihn die Belehrung, die er über die mannigfachen Bewohner des Meeres empfing. Tage lang war er mit griechischen Schiffern unterwegs, fing in seinem Fangnetz, was nur im Meere lebte oder sich fand, und verglich das Gefundene mit den Beschreibungen der Alten und dem, was er sonst gelernt. Verbot der Sturm die Seefahrt, so widmete er sich der Botanik; lamentierend über die unnötige Anstrengung des Wanderns zog dann ein dicker fauler Franziskaner hinterdrein.

Auch hier ward der Gesandte einmal halb offiziell kontroliert; andere Besucher aus der Hauptstadt meldeten die Abnahme der Pest: es stürben nur noch 500 Menschen täglich, während vorher die Zahl auf 1000—1200 sich belaufen hatte.

Nach drei Monaten kehrte Busbeek freiwillig in sein Stadthaus zurück; jetzt endlich unter dem Großvezierate Ali Paschas ward ihm freiere Bewegung verstattet. Mit diesem Würdenträger verband ihn eine offenbare Sympathie; bei ihren langen Zwiegesprächen peinigte ihn oft ein wütender Hunger, da er seine Besuche fast nüchtern zu machen pflegte, um sich „freieren Geistes“ mit dem bedeutenden Manne zu unterhalten.

Als der Inhalt der Präliminarien schon dem Kaiser genügte, genügte er immer noch nicht seinem Gesandten; im letzten Augenblick schien der Abfall eines Ungarn von Soliman und ein feindlicher Einfall in die Moldau alles Erreichte wieder in Frage stellen zu wollen.

Endlich am 1. Juni 1562 — Busbeek war $7^1/_2$ Jahr in Konstantinopel — wurden die Bedingungen eines achtjährigen Waffenstillstandes unterzeichnet. Der Gesandte verlangte und erreichte, daß der Sultan sich eidlich an diese band; seinem eigenen Herrn sollte noch freie Hand bleiben. Zur Erläuterung einiger dunkler Punkte bestand der Gesandte darauf, daß ihm ein Vertrauensmann der Hohen Pforte mitgegeben würde, etwa Ibrahim der Pole. Auch das ward zugestanden; am überraschendsten war dem Gesandten, daß man auf seine Bitte jetzt auch noch die spanischen Führer von Dscherbe freigab.

Der Abschied von Ali Pascha, der den Scheidenden reich beschenkte, war herzlich; Soliman, von dem er nur die üblichen seidenen Gewänder erhielt, schalt in der Audienz auf die Unbändigkeit der Besatzung von Szigeth: „Was nützt es uns hier Frieden zu schließen, wenn die Besatzung von Szigeth den Krieg fortsetzt." Vier Jahr später sollte der große Sultan gerade vor Szigeth sterben, noch ehe der letzte Sturm gegen die Veste Zrinys gelungen war.

Auch der Rückweg war nicht ohne Fährlichkeiten, aber Busbeek focht das nicht an; aus vollem Herzen genoß er das reine Glück, daß so viel Beharrlichkeit und Entbehrungen endlich belohnt waren. Er eilte nach Frankfurt, wo Kaiser Ferdinand damals seinen Sohn Max als römischen König krönen ließ; genau acht Jahre nach seinem zweiten

Aufbruch in den Orient traf er dort ein; sein Herr war zufrieden mit ihm. Am 27. November 1562 erhielt Ibrahim Audienz, und der Vertrag ward abgeschlossen, — freilich nur, um kaum zwei Jahre später, nach Ferdinands Tode wieder gebrochen zu werden.

Busbeek hat gewisse Beobachtungen, die sich auch in den Briefen schon verstreut finden, wohl bald darauf zusammengestellt und an den Kaiser gerichtet in dem „Rath, wie gegen die Türken zu rüsten sei.“ Die Schrift zeigt die türkische Disziplin im besten, die deutsche im trübsten Lichte, aber sie enthält zugleich zahlreiche Vorschläge zur Besserung. Für die Idealität des Verfassers legt es jedenfalls ein glänzendes Zeugnis ab, daß er damals in Deutschland eine militärische Organisation für durchführbar hielt, welche an nicht wenigen Hauptpunkten mit den modernen preußischen Grundsätzen sich berührt.

Ferdinand gab seiner Wertschätzung des erprobten Mannes dadurch einen deutlichen Ausdruck, daß er ihn zum Erzieher seiner Enkel bestellte. Später hat Busbeek noch mehrere ehrenvolle Missionen ausgeführt und ist in einem Alter von siebenzig Jahren bei Rouen gestorben.

In Konstantinopel haben die Botschafter neuerer Zeit ihn wie seine zahlreichen früheren und späteren Leidensgenossen längst gerächt. Wenn ich versucht habe, sein persönliches Andenken wieder etwas aufzufrischen, so geschah das freilich zunächst aus den allgemeinen Gründen, die im Eingang angedeutet sind, dann aber deswegen, weil Busbeek wirklich zu schade ist, um in einem ganz kleinen Winkel einer ausführlichen Geschichte oder in den Tiefen irgend eines allgemeinen biographischen Handbuches auf immer zu verschwinden. —

Ein Ausflug in den Norden Kleinasiens.

I.

Für die meisten modernen Geographen beginnt das Interesse an Entdeckungsfahrten erst im Innern von Afrika, Mittelasien oder Australien, d. h. überall da, wo keine geschichtliche Vergangenheit die neuen geographischen Gesichtspunkte durchkreuzt. Man schlage nur in Peschels so vielfach bewundernswerten Schriften nach, wo man will: fast jedes Beispiel, jeder Beleg stammt aus der neuen Welt, oder doch wenigstens aus den dem Altertum unbekannten Teilen; der Schauplatz der antiken Geschichte liegt wie abgethan bei Seite. Das ist ein beklagenswerter Umstand; am meisten beklagenswert im Interesse der alten Geographie selber. Ich will gar nicht leugnen, daß die unberührten Konturen, die von Civilisation und ihren Folgen noch nicht entweihten und veränderten Thäler und Gebirge in ganz besonderer Weise zu theoretischen Deduktionen geeignet sein mögen; aber darf man verkennen, daß manches nur in Umrissen, nicht ganz im Detail Bekannte theoreti-

schen Folgerungen und wissenschaftlicher Verallgemeinerung bisweilen nur allzu bequem sich fügt? Freilich liegt wohl dieser Richtung auch die mehr oder weniger bewußte Reaktion gegen die Rittersche Schule und deren Übertreibungen zu Grunde, welche die „historische Geographie" bei Forschern, mehr noch bei Dilettanten gründlich in Mißkredit gebracht hat.

Ich glaube ein recht lebendiges Gefühl für das Bewußtsein zu haben, zum ersten Mal als forschender Europäer ein neues Landstück, neue Wege zu betreten; ein Gefühl, das ich nicht leicht für ein anderes eintauschen möchte. Dennoch muß ich für mein Teil bekennen, daß meine tiefere, wirklich innere Anteilnahme erst bei denjenigen Ländern beginnt, welche zugleich historischer Boden sind. Ohne diese Bedingung scheinen mir auch bekannte Länder ziemlich interesselos, und so gut wie ohne Eindruck ziehen die weiten Flächen und Wälder Rußlands an mir vorüber, denn bei diesen vermag ich mir nichts zu denken, oder nur etwas, was kaum wert ist gedacht zu werden. So ist ein starker Faktor unseres Genusses an neuer Landschaft, neuen Scenen — wie an alten — durchaus subjektiver Natur.

Aber die modernen Geographen haben Unrecht; man braucht nicht erst dreißig Tagereisen und darüber von Berlin sich zu entfernen, um „neues Land" zu betreten. Sechs Tagereisen schon vom Herzen Deutschlands giebt es Flußläufe und Bergzüge, Thäler und Wege, alte und moderne Orte, die keines forschenden Europäers Fuß jemals betreten, große Strecken, welche nur im allgemeinen, nur in Umrissen bekannt sind, wo jeder Schritt zugleich auch eine Entdeckung bedeutet. Ja, es giebt da Stücke, bei denen es sich

nicht bloß um Verbindung schon gegebener Netzpunkte handelt, sondern um Ausfüllung durchaus weißer Flächen der Karte. An Ausdehnung können sie sich freilich mit jenen entlegeneren nicht entfernt messen, an geschichtlichem Interesse übertreffen sie dieselben unendlich!

Das Land, auf welches ich hier in erster Linie abziele, ist Kleinasien. Ein Blick auf die große kritische Karte Heinrich Kieperts vom Jahre 1854, eine außerordentliche Leistung für ihre Zeit, was ich ausdrücklich hinzusetze, weil neuerdings einige Unberufene den Charakter dieser Karte gänzlich verkannt haben — also ein Blick auf dieselbe genügt, um die aufgestellte Behauptung zu erweisen, auch wenn man weiß, daß die letzten Jahrzehnte manche Lücke ausgefüllt, manchen Irrtum aufgedeckt, manches Falsche verbessert haben. Nun gewinnt es den Anschein, als ob zu unserer Zeit die Versäumnis von Jahrhunderten gut gemacht werden sollte. Die geregelte wissenschaftliche Ausbeutung Griechenlands, dessen eigene Bewohner an dieser Arbeit mit schönem Eifer sich beteiligen, treibt den europäischen Forscher ohnehin immer weiter nach Osten. Dabei kommt ihm der so viel freiere Verkehr mit dem Lande und in demselben ermunternd entgegen; und so haben, wie in allgemeiner Übereinstimmung, die doch nur der Ausdruck eines gewissen Verhältnisses ist, die verschiedenen Nationen sich nach Kleinasien gewandt, verschieden in Mitteln, Richtung, Inscenierung ihrer Unternehmungen, aber an ihrem Teile thätig für die Aufhellung dieses Erdstückes.

Die Bemühungen der Engländer tragen am meisten einen zugleich systematischen und geographischen Charakter: diese haben seit einigen Jahren in mehreren Hauptpunkten

Kleinasiens, wie in Aidin, Brussa, Kastamuni, Erzerum u. a. sogenannte reisende Konsuln, „travelling consuls“ eingesetzt, welche unter einem „Consul General for Anatolia“ stehen, der ohne festen Wohnsitz wie seine Konsuln und Ingenieuroffiziere gleich diesen das Land durchstreift, es in den Hauptzügen festlegt und so auch der Wissenschaft den größten Dienst leistet. Allerdings bleibt dieser Vorteil so lange ideell, als es nicht möglich wird, die Resultate jener Arbeiten weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Aber indirekt hat diese Institution der Altertumskunde außerordentlich genützt, nicht nur weil ein Teil der Konsuln selbst diesen Studien näher steht oder doch für dieselben zu interessieren ist, sondern ganz besonders, weil einem forschenden Engländer, Mr. W. M. Ramsay, auf diese Art Gelegenheit geboten wurde, sein hervorragendes Talent für topographische Untersuchungen an Ort und Stelle auszubilden und zu bewähren. Fast jede Tour dieses begabten Reisenden ist durch einen neuen Fund, durch Aufdeckung alter Irrtümer, durch Ordnung verwirrter Punkte bezeichnet; auf mannigfachen Kreuz- und Querzügen, z. T. in Begleitung des Generalkonsuls, Sir Charles Wilson, hat er jedenfalls schon jetzt mehr vom Lande gesehen, als bisher irgend einem europäischen Reisenden vergönnt gewesen ist. Seine Forschungen in Phrygien haben uns die erste authentische Darstellung der Entwickelung dieses merkwürdigen Gebietes geliefert; für ihn hat die in London bestehende „Society for promoting hellenic Studies in England“ einen Fonds zur Erforschung von Kleinasien ins Leben gerufen; eine Gesellschaft, der es beschieden sein mag, mit so folgenschweren Ergebnissen hervorzutreten, wie das die treffliche „Society of dilettanti“ im

vorigen Jahrhundert vermocht hat; besonders wenn sie ihren stets wachsenden Einfluß wirklich einmal, wie Ramsay und so viele mit ihm wünschen, zur Errichtung einer festen wissenschaftlichen Station in Kleinasien verwendet, ähnlich denjenigen, die wir und die Franzosen in Rom und Athen besitzen.

Auch die Amerikaner sind auf den Plan getreten; schon ihr Ankauf der Cesnolaschen Funde auf Cypern war ein drohendes Anzeichen: drohend deshalb, weil sich befürchten läßt, daß ihre Konkurrenz bei Antikenerwerbungen, einmal rege gemacht, schwer zu bestehen sein wird. Eine Gesellschaft von Forschern hat seit dem Jahre 1881 die uralten Ruinen von Assos an der kleinasiatischen Westküste, nördlich von Mitylene, untersucht und die Ergebnisse in einem ausgezeichneten vorläufigen Bericht veröffentlicht in den Schriften des 1880 gegründeten Archeological Institute of America, das seinen Sitz in Boston und seit Oktober 1882 auch eine Zweiganstalt in Athen hat. Im Süden des Landes ist eine Anzahl österreichischer Gelehrter und Künstler vom April bis zum September 1882 thätig gewesen, nachdem eine im Jahr zuvor ausgeführte Explorationstour über den zu erwartenden Erfolg und Gewinn beruhigt hatte. Dort im Küstengebirge hatte August Schönborn auf einer seiner beschwerlichen Wanderungen bereits im Jahre 1841 einen viereckigen Bau mit Reliefs bemerkt, welche nach seiner Auffassung den trojanischen Krieg darstellten und an denen er sich nicht satt sehen konnte. Die Hoffnung des ausgezeichneten, ebenso unermüdlichen wie anspruchslosen Forschers, noch einmal in das Land seiner Sehnsucht zurückkehren zu können, ist mit ihm nur allzu früh (1857) ins Grab ge-

sunken. Jeden Mitforscher aber auf diesem Gebiete muß es mit hoher Freude erfüllen, daß endlich das Verdienst dieses trefflichen Mannes zu gebührender Anerkennung kommt. Es liegt ein Trost darin für viele und für vieles.

Wer da weiß, welchen Stimmungen man auf solchen Reisen unterworfen sein kann, wer erwägt, wie seltsam es klang, daß dies Denkmal dem außerordentlichen Spürsinn der zwei mit Schönborn gleichzeitigen englischen Reisenden, Spratt und Forbes, entgangen sein sollte, wird den leisen Zweifel verstehen, welchen die allerdings nicht zahlreichen Interessenten in Bezug auf Inhalt und Qualität des Bildwerkes hatten. Aber eine glückliche Fügung ließ die einmal gegebene Anregung nicht ohne Folge: auf einer Forschungsreise im südwestlichen Kleinasien im Jahre 1881 suchte der Wiener Professor Otto Benndorf vor allem den Schönbornschen Bau. Wie er ihn gefunden, lasse ich ihn am liebsten selber erzählen: „vorauseilend arbeitete ich mich durch dorniges dichtes Gebüsch und Steingeröll atemlos rasch empor auf das Eingangsthor zu . . . .; ohne bei dem Nächstliegenden, das in seiner Eigenart die Erwartungen steigerte, zu verweilen, kletterte ich erregt in den Steinfugen der Mauer zur Thorschwelle hinauf und sah mich im Innern der Ruine plötzlich einer Fülle von Bildwerk gegenüber, die von benachbarten hohen Bäumen überragt und von innen aufgeschossener Vegetation teilweise reizvoll verdeckt, im Glanze der sinkenden Sonne einen wunderbaren Anblick gewährte. Ich bekenne, daß diese ersten Augenblicke der Betrachtung an dem lang erstrebten und nun glücklich erreichten Ziele, in lautlos weihevoller Stille und Abgeschiedenheit einer großartig ausgebreiteten Natur, Steinwildnis

rings umher, mit dem Anblick auf eine von Schneeketten umsäumte schluchtenreiche Gebirgslandschaft und das hochgewölbte endlose Meer, zu den tiefsten Eindrücken meines Lebens zählen."

Gern glaubt man dem Forscher, was er uns so beredt nachempfinden läßt; ja sie sind herrlich diese ersten Augenblicke, oft die herrlichsten von allen, genau so wie diejenigen, in denen vor dem geistigen Auge des Künstlers eine Konzeption fertig und vollendet mit überzeugender Gewalt aufsteigt. Nachher kommt die ganze Arbeit des Erringens, das der erste Moment schon gleichsam vorweg nahm. Auch die österreichische Expedition erfuhr das, man muß die lebhafte Schilderung selber lesen, welche der Führer derselben von seiner und der Seinigen Arbeit gegeben, die zu gleicher Zeit noch einmal ganz Lykien durchsuchten und aufklärten; das Muster eines planvollen Unternehmens, dessen Hauptfrucht die zahlreichen Reliefs sind mit ihren mythologischen, vielleicht auch historischen Darstellungen, welche aus dem vierten Jahrhundert vor Christus zu stammen scheinen.

War die österreichische Expedition des Jahres 1882 ausgewachsen zu einer wissenschaftlichen Durchforschung von ganz Lykien und den angrenzenden Ländern, so hat in den Jahren 1884 und 1885 eine weitere von dem kunstsinnigen Grafen Karl Lanckoronsky in hochherzigster Weise ausgestattete österreichische Expedition sich die gründliche Untersuchung Pamphyliens zur Aufgabe gesetzt und sie durch den Architekten G. Niemann und Professor E. Petersen in musterhafter Weise gelöst.

Ganz besonders wichtig ist es, festzuhalten, daß die allgemeine Lebensführung, der durchgehende Lebenszuschnitt im

alten Kleinasien überschätzt wird, daß er bis auf die altcivilisierte Westküste dürftig war; das Hervortreten der Hauptorte täuscht uns da, während das Fehlen der zahllosen Erzeugnisse der antiken Kleinkunst, die in Griechenland auf Schritt und Tritt aus dem Boden kommen, uns im Innern Kleinasiens schon längst hätte stutzig machen sollen. Diese Erkenntnis, wie die andere, daß die römische Kaiserzeit für das Land eine Zeit der Blüte, vielfach die beste gewesen ist, habe ich allgemeiner auch schon oben S. 11 ausgesprochen.

Endlich die Thätigkeit unserer Landsleute: Die Expedition Otto Puchsteins (jetzt Professor der Archäologie in Freiburg i. B.) 1882 und die mit Karl Humann zusammen ausgeführte des Jahres 1883 nach dem Nimruddagh, etwa zehn Tagereisen östlich von Alexandrette, fällt eigentlich schon außerhalb meines Rahmens; nur das mag auch hier gesagt werden, daß die Nachricht von ungeheuern Skulpturgruppen, welche zuerst der Ingenieur Sester nach Berlin vermittelte, sich durchaus bestätigte. Puchstein fand auf der Höhe des Berges in doppelter Ausführung das Monument eines Fürsten Antiochos von Kommagene (aus der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts v. Chr.), mit einem wahren Ahnensaal in kolossalen Reliefs, erläutert durch eine ausgedehnte Inschrift, welche auf der Rückseite der letzteren sich hinzieht. Um dieselbe Zeit durchzog Dr. Carl Humann mit dem Dr. v. Domaszewski einen Teil des nördlichen Kleinasiens in einer durchschnittlichen Entfernung von etwa zwei Breitengraden von der Küste, von Brussa aus am Sangarius entlang bis Ancyra und weiter östlich über die merkwürdigen Reste des alten Pterion bei Bogazkjöi bis zum Hafen am schwarzen Meere nach Samsun.

Die Hauptaufgabe dieser Reise bestand in der Formung des Testamentes des Augustus an dem Augusteum zu Ancyra und in der Formung des Typischen und Merkwürdigsten aus den Felsenreliefs von Pterion für das Berliner Museum; doch ist durch das Einschlagen zum Teil neuer Wege, besonders durch die Aufnahme des Sangarius auch ein erheblicher Beitrag zur Klärung des Landes geliefert worden.

Wenn man nun „still sich freuend ans Ende dieser schönen Reihe sich geschlossen sieht," so ist das schon eine Belohnung, mit der man zufrieden sein darf, um so mehr, wenn die eingeschlagenen Wege sämtlich so gut wie neu sind, das durchforschte Gebiet zum großen Teil ganz unberührt ist und schließlich trotz mancher Schwierigkeit das ursprüngliche Programm in seinem ganzen Umfange erfüllt werden konnte.

Unter den am Meere gelegenen Landschaften Kleinasiens — die doch im allgemeinen besondern Anspruch auf historische Vergangenheit haben — war keine so fast durchaus ein leerer Fleck auf der Karte, wie die Mitte der Nordküste, das Stück zwischen dem Halys im Osten, dem Flüßchen Parthenios und der Landschaft Bithynien im Westen, das alte Paphlagonien; dasselbe konnte von südlich und östlich anstoßenden Teilen gelten, zumal bis zum vorausgesetzten Lauf des alten Thermodon. Auch in den neuesten Forschungen waren diese Gegenden und eigentlich sie allein wie auf stille Verabredung vollständig ausgefallen. Die zwei Querrouten der Engländer Ainsworth und Hamilton vor fast sechzig Jahren waren die einzigen geblieben; die zahlreichen kleineren Küstenplätze, wie sie auch die alte Tradition hier kennt, waren zum Teil nie, zum Teil seit zweihundert Jahren nicht besucht worden. Es ist wahr, nicht viele antike

Ortsnamen entfallen auf das Innere dieses Landstriches: unter alten einheimischen Fürsten, welche ihr Geschlecht vom Helden Pylaemenes aus dem troischen Kriege ableiteten und den Namen des Heroen bis in die römische Zeit führten, saßen hier noch im letzten Jahrhundert v. Chr. in kleinen Reichen Bewohner, die so gut wie nie in die Helligkeit der Geschichte getreten waren. Aber was hatte man früher von den kleinen Orten Lykiens gewußt, und doch haben sie ein langes Dasein gefristet und lehrreiche Reste hinterlassen. Ich sagte mir, daß die Geschichtslosigkeit Paphlagoniens zunächst von seiner Erforschung abgeschreckt haben mochte. Freilich wenn man erwog, wie der Saum griechischer Kolonien, der auch hier am Meere sich hinzog, ohne jede Berührung mit dem Innern, weil ohne jeden Einfluß auf ihn, geblieben zu sein schien, so mußte die Natur hier starke Schranken aufgerichtet haben, stärkere noch als im Süden des Landes in Pisidien und Kilikien, die ich zum Teil aus eigener Anschauung als schwierig und unwegsam kannte. Die Natur des Landes mußte da eben einen ganz besondern Charakter tragen, sagen wir einmal kurz, einen negativen; aber war es nicht von großem Reiz, auch diesen zu konstatieren? Mit einem Besuch der wunderbaren alten Felsskulpturen von Bogazkjöi, den geheimnisvollen Resten eines uralten Palastes zu Oejük, ließ sich eine Erforschung des unteren Halysthales verbinden; es war befremdlich, daß der größte Fluß des Landes gerade in seinem unteren Laufe nur punktiert gegeben werden konnte; Karl Ritter hatte ihn als ganz unzugänglich vorausgesetzt, eingesenkt in Steilfelsen. Wie viel war dann im Osten bis Amasia und darüber hinaus zu klären und zu ordnen, des zweitgrößten Flusses, des Iris,

Gebiet blieb von dem des Halys zu scheiden und in seinem oberen Teile, wo er mit dem Lykus ein Gebirgsland umklammert, selbst erst festzulegen; und weiter im Osten der Strom der Amazonen, der Thermodon: ihn hatte, davon mußte ich mich bald überzeugen, niemals jemand berührt, außer nahe seiner Mündung. So stellte sich eine ganze Reihe von Aufgaben heraus, begrenzter Natur, gewiß, aber darum nicht minder reizvoll, denn sie erhielten zugleich den bestimmten Charakter der Lösbarkeit.

So ward im September 1881 ein Ausflug nach Paphlagonien und gewissen Teilen von Galatien und Pontus geplant; sechs Monate später war die Ausführung meines Planes Dank der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin und Dank Sr. Excellenz dem Kultusminister von Goßler gesichert, und am 15. Juli 1882 abends brach ich von Königsberg nach Paphlagonien auf.

II.

Fast genau in der Mitte der Nordküste Kleinasiens, wo dieselbe sich am weitesten vorwölbt ins schwarze Meer, liegt Ineboli, kein Hafen, nur eine offene Reede wie die anderen zwei, welche überhaupt noch an dieser Küste von den österreichischen, französischen und russischen Dampfern angelaufen werden, Samsun, — das alte Amisos — und Trapezunt. Während aber die Dampfer von den zwei letzteren aus bei schwerer See die sicheren Naturhäfen von Sinope und Platana aufsuchen können, müssen sie bei Ineboli alsdann unverrichteter Sache vorüberfahren, da die geringere Bedeutung des Ortes eine Rückkehr etwa von Sinope nicht lohnen würde. Der beste Hafen dieser Küste, in der That der ein-

zige, der diesen Namen verdient, eben Sinope ist als Station seit Jahren aufgegeben, außer von der türkischen Dampfergesellschaft Mahsuse, welche auf einer langsamen Küstenfahrt bis Trapezunt eine große Zahl kleiner Orte anläuft, angeblich einmal in jeder Woche fährt, aber jetzt jedenfalls — man schob das auf die ägyptische Affaire, Aarabi Paschas Aufstand — in ihrem Erscheinen ganz unberechenbar war. Auf diesen Dampfern giebt es auch für die Passagiere erster und zweiter Klasse keine Verpflegung, kaum Lagerstätten, und außer Fanatikern, die ihnen auch mit Vorliebe ihre Frachten zuwenden, benützt dieselben niemand, wenn er nicht durch besondere Umstände dazu gezwungen ist.

Im Osten ist der einzig brauchbare Hafen Batum, jetzt bekanntlich in den Händen der Russen, die es wohl verstehen werden, auch der klimatischen Nachteile der Stadt Herr zu werden; und nach der Ansicht der Trapezuntier selber ist es nur eine Frage der Zeit, wann Batum den Handel Trapezunts ganz an sich reißen und diese Stadt auch als Zielpunkt der großen persischen Karawanen ablösen wird.

So kündigt sich hier beim ersten Schritt auf kleinasiatischem Boden schon eine unnatürliche Verrückung der Verhältnisse oder auch eine gründliche Vernachlässigung und Verkennung der eigentlichen Hilfsquellen des Landes an: denn wie wäre es sonst möglich, daß an diesem ganzen Gestade die bedeutendsten Seestädte nur offene Reeden geblieben und die Seehäfen ohne jede Bedeutung sind.

Doch muß ich gestehen, daß mich, der ich von früher her an die Seeplätze der südlichen, von Natur bevorzugten Küste des Landes gewöhnt war, der Anblick von Ineboli zunächst angenehm enttäuschte. Schon von außen war das

Bild der alten Ionopolis einladend und ermutigend. Denke ich dabei an den melancholischen Eindruck von Adalia, wo ich 8—9 Jahre vorher meine Wanderung an der Südküste begann, der verfallenen grünüberwucherten Mauern, der wie erstorbenen Stadt, der gestürzten Türme an den Molenenden und des kleinen, sicheren und doch ganz öden Hafens, so mußten hier oben besonders unverwüstliche Naturgaben vorhanden sein, wenn trotz der Indolenz des türkischen Charakters, dem furchtbaren laisser aller, das sich überall und in jeder Beziehung den Rang ablaufen läßt, Leben und Gedeihen sich zeigten, ja sofort in die Augen fielen. Die Antwort ließ nicht auf sich warten. Das Volk hier zu Lande steht früh auf: die meisten haben dabei auch kaum etwas anderes zu thun, als sich eben von ihrem Lager zu erheben. So fuhren hier schon im Morgengrauen auf mehrere Segler mittlerer Größe, die im Hafen lagen, Boote zu, die bis hoch über den Rand mit Brettern und Latten beladen waren. Vor dem Zollgebäude, dem Lloydbureau gegenüber, lagen schwarz und weiß gestreifte Säcke aufgespeichert mit weichem Inhalt: es war Angorawolle, Diftik, die so lange das Monopol Kleinasiens gewesen ist. Auf diese Weise war man schnell orientiert.

An diesem Küstensaume reiht die antike Tradition eine außerordentlich große Zahl von Niederlassungen auf; wo rechts und links, nach Osten und Westen dunkelwaldige Bergkulissen unterbrochen hinter einander sich vorschoben ins Meer, bezeichneten einzelne ruhig liegende Fahrzeuge auch jetzt nah an einander gedrängte Reeden. Nicht wenige von ihnen werden auch im Altertum kaum mehr als Schifferstationen gewesen sein; und obgleich sie alle auf griechische

Abstammung Anspruch machten, so sind doch nur ein paar zu größerer Bedeutung gelangt. Ionopolis spielte auch in alter Zeit keine hervorragende Rolle; seine dürftige Geschichte suchen einheimische Griechen jetzt dadurch aufzubessern, daß sie sich eine Gründungslegende zusammengebraut haben, in welcher Phrixos, Helle und die Io-Sage bunt durcheinander gemischt liegen.

Über dem leise an den Strand schlagenden Meere stieg die Sonne herauf; es war Ende Juli, ein heißer Tag kündigte sich an. Lastträger schleppten, im Gegensatz zur Hauptstadt ganz unbehelligt durch Zollbeamte, unser zahlreiches Gepäck in den kleinen Chan am Strande, wo wir aus unserm Eckzimmer auf das Meer und die Stadt blicken konnten; eine beneidenswerte Wohnung, obgleich ihre Ausstattung, abgesehen von einem fragwürdigen kissenbelegten Podium, nur in einem Tisch und einem Stuhle bestand — einem der drei des Hauses — und obgleich der Vorraum, auf den die vier oder fünf Gastzimmer gingen, als gemeinsamer Toilettenplatz für die Gäste des Hauses und noch manches andere benützt wurde. Inzwischen hatte mein langjähriger griechischer Diener in Kleinasien und Olympia, Georgios, in einem kleinen Nebenraume auf dem getürmten Gepäck sein Lager aufgeschlagen, zur Ruhe wie zur Bewachung. Der Wirt übergab uns die Zimmerschlüssel — sie sahen aus, als wenn sie zu Festungsthoren gehörten — und wir waren installiert.

Vor der Thür des Lloydbureaus drängten sich die Bewohner Inebolis, so viele überhaupt daran denken konnten, Briefe aus der Hauptstadt zu erhalten, die unser Dampfer mitgebracht hatte. Während wir mit Herrn Mantovani,

dem Agenten des österreichischen Lloyd — einer Gesellschaft, der auch meine Reise die liebenswürdigste und nützlichste Förderung verdankt — noch über unsere nächsten Sorgen gesprochen, erschien der Dampfer des Lloyd von Trapezunt her vor der Stadt; der Agent mußte hinaus. Wir, nicht pluralis majestatis, sondern mein diesmaliger Begleiter Dr. med. Dengel und ich benützten die Zeit, um den bergigen Vorsprung hinaufzuklimmen, der das zum Meere geöffnete Thal an der rechten Seite begrenzt, hier noch einen Teil der Stadt trägt, aber an seiner Stirnseite steil und fast unwegsam mit schräg aufgerichteten Schichten abstürzt zum Meere, wo an ihn die Reste eines älteren und der Beginn eines neuen Molo sich anfügen.

Eine alte Frau, die hier oben in der Frühröte kauerte und wie wartend in die Weite blickte, wies uns zu einem neuen schön gelegenen Hause, dessen kleinen Vorgarten wir ohne weiteres betraten. Alsbald erschien in der Hausthür ein jüngerer Mann, bis auf den Fez europäisch gekleidet, sprach uns französisch und italienisch an, ließ Stühle bringen und regalierte uns mit Kaffee, Tabak und Limonaden. Herr Chosreff war ein Armenier, der vor Monaten hierher aus Alexandrien geflüchtet war, wo er als Kaufmann in guten Verhältnissen gelebt hatte. Aber auch seinen neuen Aufenthalt hatte er sofort mit der seinem Stamm eigentümlichen Findigkeit auszubeuten verstanden; er wog unten beim Zollamt im Interesse der verschiedenen Dampfergesellschaften die Frachten nach und exportierte auf eigene Hand ganze Ladungen Paphlagonischer Äpfel, die wie Pflaumen, Birnen, Trauben dort von ganz besonderer Güte sind. Seine Verwandten, die, wie er, Ägypten verlassen hatten, waren

ihm zum Teil ganz aus dem Gesicht gekommen, zum Teil waren sie in Smyrna, das von derartigen Emigranten ganz gefüllt sein sollte. — Wir hatten schon in Konstantinopel das Weltereignis an einzelnen Flüchtlingen gespürt. — Herrn Chosreffs Mutter, es war die alte Frau, die uns zum Hause gewiesen, saß an den Tagen, an welchen die Dampfer kamen, gern auf dem Ausguck, wo wir sie getroffen, in der stillen Hoffnung, es möchten einmal Nachrichten von den verschollenen Lieben oder gar diese selber auftauchen.

Nach meiner Erfahrung haben die Armenier unter allen Nationen im Orient, sobald ihre Verhältnisse dazu angethan sind, am meisten Sinn für einen häuslichen Komfort, ja für behagliche Häuslichkeit; es läßt sich nicht leicht etwas Einladenderes denken als die geöffneten Vorhallen der armenischen Häuser in Smyrna. Herr Chosreff hatte nach einheimischer Sitte sich ein zweistöckiges Haus aus Brettern, dem dort nationalen Material — wie man sagen darf — erbaut, mit luftigen Wohnräumen und breiten hohen Fenstern. Von hier oben bot sich ein höchst erfreuender Blick auf den hinabklimmenden und in der Thalsohle sich ausbreitenden Ort, an dessen Saume jenseits vorüber das jetzt ganz schwache Rinnsal ins Meer schlich, dessen Kiesbett aber die Breite und Gewalt in regnerischen Zeiten verriet; dann muß das Flüßchen bisweilen unpassierbar sein. Aber die heutigen Bewohner haben Zeit; sie warten ruhig, bis das Wasser sich verlaufen hat und machen sich keine Gedanken darüber, was die zwei alten, zusammenhangslosen Pfeiler wohl bedeuten mögen, die aus dem Flußbett einsam emporragen, als die letzten Reste einer Brücke, die Byzantiner oder Seldschuken hier aus antikem Material erbaut zu

haben scheinen. Weiter in das Thal hinein lockert sich der Ort auf, vereinzelte stattliche Bretterhäuser, mit leuchtenden Ölfarben sorgsam gestrichen, besonders rot und blau mit weißen Randungen, tauchen aus dichten Obstbäumen hervor; die Holzgitter vor der unteren Hälfte der Fenster zeigen, daß es Behausungen von Türken sind, welche fast ausschließlich Ineboli bewohnen. Unter diesen Umständen um so überraschender war der Blick auf den Vordergrund, den Hauptteil der Stadt, auf die eifrige Bauthätigkeit in Holz und Stein; schöne Marseiller Ziegel lagen da aufgeschichtet, selbst marmorne Thür- und Fensterleibungen waren in Arbeit, und der klingende Ton drang bis zu uns herauf. Freilich war diese Thätigkeit zunächst veranlaßt durch eine ungeheure Feuersbrunst des vergangenen Jahres, von durchziehenden türkischen Truppen durch Unachtsamkeit oder Schlimmeres verschuldet. Was bedarf es freilich bei den Holzhäusern und bei der außerordentlichen Indolenz im Löschen außer einiger brennend fortgeworfener Zündhölzer — zumal in trockener Jahreszeit —, um einen halben Ort einzuäschern, wie hier geschehen war, seit dem Jahre 1853 zum ersten Mal, wie man sagte; solche Ereignisse dienen hier auch im bürgerlichen Verkehr gleichsam als Epochenjahre, als feste Punkte, nach welchen man datiert.

Während unseres Spazierganges hatte Georgios ein paar Empfehlungsbriefe an ihre Adresse befördert. So fanden wir, in das Bureau des Lloydagenten zurückgekehrt, einen jungen, intelligent aussehenden Griechen und einen behäbigen älteren Herrn, eine weiße amtlich wirkende Mütze auf dem Kopf, in einem Rock mit blanken Knöpfen; es war Herr Viktor Velasti, englischer Vizekonsul, Konsularagent Sr.

Maj. des Königs von Italien, Leuchtturmskomissar, Agent der französischen Dampfer Messageries maritimes — genug, der große Mann des Ortes „the man“, der nirgends fehlt, auch nicht in Ineboli. Nicht als ob die zwei bis drei anderen Levantiner der Stadt das Verhältnis ohne weiteres anerkannt hätten; aber der Bevölkerung und den Behörden gegenüber stellte ihn die konsularische Würde hors de concours. Er führte uns sogleich hinauf in sein höher gelegenes Haus; nach dem Brande hatte er nicht den Mut oder die Freudigkeit gehabt, sich wieder ein eigenes stattliches und kostspieliges Haus aufzurichten, wie das vernichtete war. Er entschuldigte sich wegen des provisorischen Zustandes seines Heims; wir fanden den großen luftigen Hauptraum mit dem herrlichen Blick auf das gartengleiche Thal, auf die Stadt und das Meer außerordentlich einladend und bedauerten recht aufrichtig, von der sogleich freundlich gebotenen Gastfreundschaft des Hauses keinen Gebrauch machen zu können. Wir sollten später in die Lage kommen und für längere Zeit, als uns lieb sein durfte. Auf den Hauptraum mündeten Zimmer von allen Seiten; den „Salon" schloß eine kleine Holzgitterthür gegen die unerträglichen und verzogenen kleinen Kläffer des kinderlosen Hauses, Hermes und Diana, ab. Ein Stück Orient war es freilich, wenn da neben dem Konterfei irgend eines grandios dreinschauenden Anverwandten, dem Meisterwerk eines vorüberziehenden Winkelphotographen ein goldumrahmtes Buntstickmuster als Gemälde in modischem, blumenverziertem Samtrahmen hing. Sonst war die Wohnung ganz europäisch ausgestattet, Polstermöbel, Schaukelstühle, ein Pariser Pianino; daß seit den letzten zwanzig Jahren, die es sich in Ineboli befand, nie-

mand im stande gewesen war, es zu stimmen oder sonst zu reparieren, dafür konnte Madame nichts, die mit lobenswerter Fertigkeit die stark verstimmten Saiten meisterte. Madame war übrigens in Triest geboren, Herr V. in Smyrna; Mantovani stammte aus Sinope, seine Frau — aus Böhmen; in nuce ganz das Menschenmosaik, das für den Orient charakteristisch ist. Die Kinder waren schon der internationalen Farblosigkeit der Levantiner verfallen und sprachen auf Levantinerart, d. h. fließend und schlecht türkisch, griechisch, italienisch, französisch und etwas deutsch. Damit auch die „bête noire“ nicht fehle, wo drei civilisierte Familien bei einander sind, so hatte der Agent der russischen Dampfer, ein Levantiner, doch italienischer Unterthan, diese Rolle übernommen.

Am Nachmittage führte uns der junge Grieche, der am Polytechnikum zu Athen studierte und jetzt seine Ferien in der Heimat verlebte, zu seinen Eltern, die ein großes Haus in der unteren Stadt bewohnten, nahe dem Flusse, in einer Gegend, die ungesund aussah und es auch war. Ich war erstaunt, bei den übrigens sehr verständigen Leuten Kenntnis der griechischen Sprache und Schrift zu finden, welche im allgemeinen der älteren Generation der in Kleinasien zerstreuten Griechen abgeht. Erst die Kinder werden jetzt allmählich ihrer Muttersprache wiedergewonnen, an deren Stelle Jahrhunderte hindurch das Türkische getreten war. Mein Erstaunen war um so größer, da ich wußte, daß unter den 3000 Bewohnern Inebolis sich nur verschwindend wenige Griechen befänden; aber ich kam zum Verständnis, als ich hörte, daß in unmittelbarer Nähe der Stadt drei Dörfer lägen, die eine durchaus griechische Bevölkerung und Sprache

bewahrten. Ich denke später noch einmal auf diese zurückzukommen und dann einiges über derartige Enklaven überhaupt mitzuteilen, die dem Reisenden bisweilen ganz überraschend irgendwo aufstoßen, allerdings besonders in der Nähe größerer Orte; sie sind in mehr als einer Beziehung lehrreich, nur hat man bisher zu wenig auf dieselben geachtet.

Während wir in dem griechischen Hause saßen, mit dem unvermeidlichen Tabak und Kaffee bewirtet wurden und die Fragen immer neu eindringender Besuche zu bestehen hatten, fuhren der Hausherr, die Hausfrau, dann alle anwesenden Griechen plötzlich von ihren Sitzen empor; während wir irgend ein Unglück vermuteten, trat schon durch die offene Thür ein schöner alter Türke in feinem Tuchanzug, aber mit nackten Beinen ins Zimmer, warf dem Hausherrn einige abgerissene Worte zu und entfernte sich, ohne sich umzuschauen, stolz wie er gekommen. Die ganze Gesellschaft fiel erleichtert auf ihre Sitze zurück. Der Alte hatte nur bitten wollen, daß der europäische Arzt doch einmal zu seiner kranken Frau kommen möchte. Mir war der Vorgang als eines der wenigen drastischen Beispiele eindrucksvoll, wo ich das Verhältnis der Unterworfenen zu ihren Beherrschern so gesehen habe, wie es früher wohl das allgemeine war. Der Aufzug des Türken im Vergleich zu der modischen europäischen Tracht der Griechen ließ das Mißverhältnis noch greller hervortreten. Man bemerkte wohl unser Befremden und entschuldigte sich damit, daß der Türke zu den „Großen" des Ortes gehöre; das wollte und will immer sagen, daß er zu den Reichsten gehört und daher in erhöhtem Maße das Vorrecht hat, ungestraft zu thun, was ihm beliebt.

Wir besuchten bald darauf die Gattin; da ich als

Dragoman des Arztes dienen konnte, öffneten sich mir diesmal auch hie und da die Harems. Wir traten in ein ganz kleines Zimmer, dessen Ausstattung in einer Kommode und einem kleinen Spiegel bestand, wie er bei uns in Gesindestuben zu hängen pflegt; auf ein paar Decken an der Erde ruhte die Kranke, eine Tscherkessin, anscheinend einst von großer Schönheit, jetzt ganz verfallen, totenblaß im letzten Stadium der Schwindsucht — es war das einzige Mal, daß man uns auch das Gesicht einer türkischen Kranken vollständig sehen ließ. Vor ihr waren aufgereiht einige unreife Gurken, ein paar Pflaumen und eine Karaffe Wasser. Hier war keine Hoffnung. Der Alte weinte, die Diener des Hauses, die neugierig durch die niedrige Thür hereinblickten, weinten. Die Frau starb bald darauf. Nach vier Wochen sahen wir den Gatten wieder, er that, als wenn nichts vorgefallen wäre, von seiner Frau war keine Rede mehr. Δέν τους κακοφαίνεται ή ψυχή των, „es thut ihnen nicht leid um ihre Seele", wie ein späterer griechischer Gastfreund mir immer wiederholte.

Es blieb uns übrig den Kaimakam aufzusuchen, einen Beamten, der seiner Stellung nach etwa unserem Landrate entspricht. Nach alter Gewohnheit hatte ich mich feierlich ansagen und mir eine Stunde bestimmen lassen; alle diese Herren wollen sehr weich angefaßt sein, wenn man es nicht von vornherein mit ihnen verderben will. So gingen wir gegen Abend zum „Konak", d. h. im weitesten Sinne Haus überhaupt, speziell jedes, in welchem die Hauptbehörde ihren Sitz aufgeschlagen hat; die Straßen waren jetzt belebt, die Umwohnenden, die ihre Einkäufe besorgt hatten, kehrten im schnellsten Tempo heim zu Fuß, zu Pferde oder zu Esel;

ganze Züge von Karren und Pferden mit Brettern beladen, kamen hereingezogen; denn gilt es immer schon für ein halbes Unglück, nach Sonnenuntergang ans Ziel zu kommen, wie viel mehr im Fastenmonat, wo erst nach dem letzten Sonnenstrahle Speise und Trank gestattet war; an dem fließenden Gewässer, das vom Fluß her durch die Hauptstraße geleitet war, saßen in langen Reihen und unerschütterlicher Ruhe Türken und hielten die nackten Beine ins Wasser; wir beneideten sie. Dann kamen wir an einem stattlichen Neubau vorüber, — er war, merkwürdiger Weise, zu einer türkischen Elementarschule bestimmt — und betraten endlich einen unordentlichen dunklen kleinen Hof, wo wir einige schlaftrunkene Feldgendarmen in etwas defekter Uniform aufscheuchten, die sich hastig vor uns erhoben. Aus dem unteren Raum des Hauses, der eine frappante Ähnlichkeit mit einem Stall hatte, führte eine wacklige finstere Treppe in das obere Geschoß. An der Thür seines Amtslokals trat uns der Kaimakam entgegen. Wir machten in diesem alten Herrn zum ersten Male die Bekanntschaft eines derjenigen Türken, die nach dem letzten Kriege aus Rumelien, der europäischen Türkei, herübergekommen oder auch geflüchtet, Nahrung und Ämter von ihrem Staate verlangen, dem sie in jeder Weise unbequem sind. Unser Kaimakam gehörte nicht zu den bedenklichen Existenzen der Art, wie wir sie später so vielfach getroffen haben, vielleicht weil er nicht verschlagen genug war. Nur war er ein abgesagter Feind von Neuerungen; seine persönlichen Erfahrungen mochten ihm das nahe legen. Der Aufforderung des Generalgouverneurs, sich für den Straßen- und Molenbau zu interessieren, setzte er einen passiven Widerstand entgegen,

d. h. er interessierte sich eben nicht dafür. Denn auch für den Beamten scheint hier die Machtsphäre gerade so weit zu reichen, wie er im stande ist, sie auszudehnen, bis zu dem Moment, wo ein Stärkerer oder Unverschämterer ihm in seine Kreise fährt, um schließlich doch auch wieder dem allgemeinen Schicksal zu erliegen, welchem bei einer auf Willkür beruhenden Staatsordnung und bei einer de facto unsicher begrenzten Amtssphäre schließlich jeder ausgesetzt ist, wie wir erlebt haben, der Padischah selber.

Erst nachdem wir auf dem Divan Platz genommen, setzte sich der Kaimakam; sein Amtslokal war überaus ärmlich: vor ihm stand ein niedriges Tischchen mit dem Schreibzeug, noch zwei einfache Stühle an den ungetünchten Wänden, das war alles. Wir teilten ihm mit, daß wir ein offizielles Empfehlungsschreiben der Hohen Pforte besäßen, das wir seinem Vorgesetzten, dem Vali — Statthalter — der Provinz in Kastamuni überreichen würden. Er erwiderte unsern Besuch augenblicklich, konsultierte im Vorübergehen den Doktor, ohne auch nur daran zu denken, dessen Vorschriften zu befolgen, und stellte uns einen jener Feldgendarme, einen Zabtieh zur Verfügung, wie sie empfohlenen oder hochgestellten Reisenden zugleich des Schutzes wie des Eindrucks wegen mitgegeben werden und die bösem Willen gegenüber bisweilen von Nutzen sein können.

Da man uns sagte, daß wir in Kastamuni leicht die für unsere Reise nötigen Pferde finden würden, die in Ineboli nicht aufzutreiben waren, so beschlossen wir, am dritten Tage nach der Provinzialhauptstadt zu reisen. Zu unserm Erstaunen hörten wir, daß dorthin eine Fahrstraße führe; derartige Überraschungen standen uns noch öfter bevor; et-

was mehr, als wir gemeinhin in Europa annehmen, ist doch in den letzten Jahren, zum Teil schon Jahrzehnten dort für Straßenbau geschehen. Es findet sich wohl noch Gelegenheit, darüber einiges im Zusammenhange mitzuteilen. Die Fahrstraße nach Kastamuni, welche den so lange isolierten und wenig bekannten Hauptort endlich in Verbindung mit der Küste gebracht hatte, war schon vor anderthalb Jahrzehnten in Angriff genommen worden, bald lässiger, bald eifriger, bald von geschickteren ausländischen Ingenieuren, bald von unwissenden einheimischen; der Bau und seine Ausführer, wie man behauptete, hatten eine Unsumme Geldes verschlungen. Die frühere Trace hatten die Nachfolger oft gänzlich verändert; ganze Strecken waren so gut wie vollendet und dann wieder verlassen worden; jeder neue Chef schien ein neues Interesse an der Verschleppung gehabt zu haben, jedenfalls ein größeres als an der Vollendung. Noch jetzt waren auf der ersten größeren Hälfte Steigungen von 12 : 100, man war im Begriff diese Wegestücke umzulegen. Kunstbauten, Brücken, Durchlässe, sowie die Schotterung waren lange unterblieben; so gingen auch da wieder ganze Stücke zu Grunde schon ehe sie fertig gewesen waren, ein rechtes Beispiel dafür, wie in der Türkei jede solche Arbeit einer Danaidenthätigkeit gleicht, nur daß unter dem Fasse eine Schar von Menschen mit stets offenen Händen bereit steht. Was können bei einem so unglückseligen Zustande die größten Anleihen helfen, die „zu öffentlichen Arbeiten, zur rationellen Ausbeutung“ des Landes aufgenommen werden? Wie illusorisch sind die hübsch rund und sparsam bemessenen Voranschläge, von denen die „Rapports“ wimmeln, mit denen jeder neue Arbeitsminister in

neuerer Zeit an die Öffentlichkeit zu treten pflegt und die in ihrem ganzen kindlichen Pathos und in ihrer harmlosen Naivität im übrigen Europa hier und da immer noch Eindruck zu machen scheinen!

Die Straße von Ineboli nach Kastamuni ist 90 Kilometer lang, nach einheimischer Ausdrucksweise 15 Stunden; sie gilt nur für den Beginn einer Straße von Ineboli nach Angora, welche ein mir vorliegender Rapport vom Jahre 1880 auf 300 Kilometer und 234,900 türkische Pfund (à 19 Mark) berechnet; den Kilometer auf 783 Pfund, eine bestechend unsymmetrische Summe, die ja aber doch bei den bestehenden Verhältnissen nur eine lediglich theoretische Bedeutung hat.

Zwei Arten von Fuhrwerken arbeiten auf dieser Straße, die eine zugleich hartnäckig an ihrer Zerstörung: es sind die alten schwerfälligen Karren mit den zwei vollen Rädern, die an ihrer Außenseite eine höchst altertümliche Verzierung zu tragen pflegen, Kreisstücke, gerade Linien und Punkte symmetrisch eingeschnitten, die kulturhistorisch nicht ohne Interesse sind, sich übrigens aufgemalt auch an Häusern in manchen Gegenden wiederholen. Eine alte Gewohnheit, fast möchte man glauben eine heilige Scheu erlaubt, wie es scheint, nicht das Schmieren der Achsen; wenn nun eine Reihe solcher schwer beladener Karren, von zwei Stieren mit gleichmäßiger unendlicher Langsamkeit gezogen, herangeschlichen kommt, kündigt sie sich schon aus der Ferne mit einem durchdringenden nie abreißenden Akkord an, einem wahren Orchester von Quiek-Instrumenten; bisweilen klingt es sogar harmonisch, als wenn sie abgestimmt wären. Das bildet einen sehr charakteristischen Zug auf allen Straßen, die überhaupt

fahrbar sind; ich glaube, man wird den Ton im Leben nicht wieder los, schon weil er bisweilen zur Verzweiflung getrieben hat, wenn man verurteilt war, auf enger Straße stundenlang hinter solchen Fahrzeugen herzureiten. Dabei haben die schweren ungefügen Räder Zeit, sich einzuwühlen, lassen tiefe Löcher zurück, die jedes nachfolgende noch vertieft, und am Ende sieht die Kunststraße dann aus wie ein fast unwegsamer Naturpfad, an den nie eines Menschen Hand gerührt hat.

Die zweite Art von Fuhrwerken sind kleine vierrädrige Planwagen, die von zwei Pferden gezogen werden; sie dienen zum Menschentransport: anders läßt sich das nicht bezeichnen; man muß der Länge nach in ihnen liegen, und bei ihrer außerordentlichen Schmalheit können nur zwei Personen sich hineinwagen. Der Wagenstuhl liegt unmittelbar — ohne Federn — auf den Achsen und erstattet dem Körper des Reisenden durch Emporschleudern oder Einsinken gewissenhaften Rapport über jede Unebenheit des Weges.

Wir hatten drei solcher Arabahs nötig; das verbreitete sich schnell und erschwerte den Abschluß, da diese türkischen Kutscher einen ganz anderen Korpsgeist haben als ihre Fachgenossen in Italien oder in Griechenland. Am dritten Tage in der Frühe waren zwei Wagen beladen, wir lagen im dritten und fuhren von Ineboli nach Süden; — es war der erste August, der Tag, auf den ich mir den eigentlichen Aufbruch schon daheim festgesetzt hatte. — Ein Zabtieh ritt voran, der Lloydagent zu Pferde begleitete uns ein Stück. Unser Aufzug erinnerte stark an die nicht seltenen modernen Bilder, welche „reisende Kaufleute im Mittelalter“ darstellen

„im Hohlweg, auf der Rast" oder „von Raubrittern überfallen." Die Straße führte zunächst aufwärts in dem sich verengenden Thale des Flüßchens von Ineboli; es ist bezeichnend, daß kein Einheimischer im stande gewesen war, mir irgend einen Aufschluß über Quelle und Herkunft desselben zu geben; einige machten die abenteuerlichsten Angaben, welche auf ein ganz unerhörtes geographisches Phänomen zu deuten schienen. Und was stellte sich schließlich heraus? Kaum drei Stunden von der Stadt laufen die zwei Quellen des Flüßchens ganz einfach von einem überaus charakteristischen Bergkamme ab, den jeder kennen mußte und kannte, der nur einmal eine kleine Stunde auf dem Wege entlang gegangen war. Dies ein Beispiel für viele.

Trotz einzelner Senkungen, wie sie die Bodenplastik mit sich bringt, kann man sagen, daß die erste größere Hälfte der Straße — in der That drei Fünftel derselben — im wesentlichen fortwährend ansteigt bis zur Paßhöhe der vielgegliederten Erhebung, die fast überall die Nordkante Kleinasiens bildet und deren zugleich schroffer und massiger Abfall den ungelockerten, hafenarmen und unwirtlichen Nordsaum verschuldet.

Immer ferner und tiefer blieb Ineboli hinter uns an dem schimmernden Meere, das der ins Innere Wandernde nicht immer leichten Herzens verläßt; aber auch was wir — nicht ohne Mühe durch zwei Öffnungen im Wagenplan — vor uns sahen, war gewiß nicht entmutigend; im Gegenteil, immer reizender enthüllte sich der Blick auf ein grünes bewaldetes, vielverschlungenes Geäst von Höhen, auf deren haldigen Abfällen zahlreiche Dörfer belebend verstreut waren mit ihren weithin leuchtenden schlanken Minarets, von ihren

Feldern gleichsam schützend umrahmt, ein herzerfreuendes Bild friedlichen Gedeihens, auch das so grundverschieden vom Süden des Landes. Eine Reihe musikalischer Karren nach dem andern zog plattenbeladen an uns vorüber, aber auch noch ganze Züge von Lasttieren schwer bepackt mit Hölzern trotteten hinunter zur Küste; wie zur Ermutigung für die Pferde hatten die Treiber selber sich noch mit Brettern bepackt. Tief in den Wäldern schneidet man sie ohne Maschinen auf einfachste Art, zum Transport. Was wir hier sahen, waren größere oder kleinere Waldgruppen von Eichen, Buchen und Nadelholz. Man konnte sich in einem anmutigen Berglande Mitteldeutschlands glauben. Hier und da traten dann über und aus der Vegetation die Kalkfelsen schroff und kahl in eigensinnigen pittoresken Formen hervor; sie würden in besuchteren Gegenden längst mit phantastischen Namen bezeichnet worden sein.

Wir hatten noch nicht das Gefühl, die Civilisation zu verlassen, denn uns begleitete der Telegraph, der jetzt auch in Kleinasien die Hauptorte verbindet; aber bis auf wenige große Orte an der Küste und die Städte des Innern, welche die internationale Linie passiert, wie Angora, Jüsgat, Sivas, ist nur die türkische Sprache für Depeschen zugelassen.

Unsere Pferde hatten sich nach dem ersten Anlaufe nur zu schnell beruhigt, hatten es durchgesetzt, in jeder Stunde nur eine halbe Meile zu machen und erst nach acht Stunden das erste Drittel des Weges überwunden, als wir in dem Dorfe Küre anlangten. Von einem weit vortretenden Hange zog sich der ansehnliche Flecken bis tief hinab ins Thal, wo die Bretter- und Steinhäuser, die Moscheen, Minarets und Bäder aus dichten Baumgruppen hervorschimmerten. Es

war hier zum ersten Mal, daß wir eine höchst sonderbare Benutzung von Ziegelsteinen sahen, welche man im Fachwerk nicht regelmäßig schichtet, sondern bald schräg, bald hochkantig, bald langliegend zu geometrischen Figuren aufeinander packt, so daß sie das Ansehen einer Zierform erhalten; sie liegen dabei oft ganz lose, „der frischen Luft wegen" wie man sagte. Vor dem Eingang des Ortes lagen Reihen von Krüppeln und saßen weißverhüllte Frauen, die zuerst ruhig wie Pagoden kauerten, aber da wir herankamen, uns mit neapolitanischer Hartnäckigkeit anbettelten und lebhaft verfolgten. Mir ist das in dieser Art sehr selten auf türkischem Boden begegnet.

Ein so ansehnlicher Ort an dieser Stelle, die ja bis vor kurzem nur in schwerer Verbindung mit dem Meere gestanden hatte, mußte einen besonderen Existenzgrund haben: die rot und grün schimmernde Kuppe über dem Dorf und die ausgedehnten Schlackenhalden, die sich an allen Seiten herunterzogen, deuteten ihn an. Hier waren in früherer Zeit bedeutende Kupferwerke gewesen, die freilich schon vor fünfzig Jahren kaum noch betrieben wurden und jetzt ganz zu ruhen scheinen. Allein man würde irren, wenn man sie für ausgebeutet hielte; wenigstens der „rapport" rechnet noch mit ihnen, und dann gehören auch sie im Augenblick zu der unübersehbaren Reihe der latenten Hilfsquellen des Landes, wie das meiste, was den Bewohnern nicht geradezu in die Hände wächst.

Im Schatten eines herrlichen Baumes machten wir Rast; bald gesellte sich ein Grieche zu uns mit der seinen Landsleuten eigentümlichen Dringlichkeit, die allerdings diesmal einen gewissen Grund hatte, da wir ihm von Ineboli

aus von uns unbekannten Gönnern angekündigt worden waren. Er lud uns ein, in sein Haus zu treten, wo er gemeinsam mit seinem Schwager ein Lager von europäischen Stoffen geringer Güte hatte; ein anderes offenes Magazin, Kramladen — und wohl auch heimliche Schnapsschenke — hielten sie im Ort. Als Vermittler, Händler, Hausierer wohnen und ziehen die Griechen im vorderen Kleinasien umher, sie sind die Bankiers der Dörfer und erobern friedlich, was ihnen kriegerisch noch versagt scheint. Mein Wirt gestand das unumwunden ein und in ebenso einfacher wie schlagender Form: „der Ort hat Párádes (Heller), antwortete er mir auf meine Frage, „nicht für diese Leute (die Türken), wohl aber für uns!"

Ansprüche an das Leben stellen sie wenige; die meisten Räume des Hauses wurden als Niederlagen benutzt; jedes Paar begnügte sich zum Leben mit einem ganz kleinen Zimmer: hier stand das große aufgetürmte Ehebett, davor lag eines jener prächtigen Bärenfelle, wie wir schon in Ineboli eines gesehen, und wie sie uns braun, dunkel und heller, graubraun, schwarzgrau noch vielfach in Paphlagonien vorkamen. Vor dem Hause war ein abgeschlossener kleiner, aber blumenreicher Garten: hier trug die anmutige junge Frau das arme kleine Kind umher, das an der englischen Krankheit litt, das erste von nicht wenigen Beispielen unter den zahlreichen Kindern, die man uns später zur Behandlung brachte.

Gleich beim Ausgang aus dem Orte passierten wir mit größter Gefahr für Pferde, Wagen und Ladung eine Brücke, die man ganz harmlos begonnen hatte abzutragen in der sichern Überzeugung, es würden dem vor mehreren Stunden

passierten Wagen nicht so bald andere folgen. Nachdem wir noch einige Stunden auf- und abgefahren, hielten unsere abgetriebenen Pferde plötzlich vor einem langen schmutzigen Lehmhause, das zur Hälfte aus einem Schanklokal, zur andern Hälfte aus einem Gastzimmer bestand. Während wir noch Rat hielten, ob wir Halt machen oder unsere widerstrebenden Kutscher zwingen sollten, auch noch den letzten Kamm vor uns zu überschreiten, jenseits dessen der Abfall nach innen begann, trat plötzlich zu unserer größten Überraschung aus der Hausthür ein kleiner jugendlicher, sonnenverbrannter Herr in europäischer Tracht, der uns in unverkennbarem Pariser Französisch begrüßte. Es war der augenblickliche erste Ingenieur des Vilajets Kastamuni, Herr Augustin Briot, den man uns schon in Ineboli gerühmt hatte und dessen Eifer wir dort im Molenbau, auf der Landstraße heute in vielfacher Thätigkeit gespürt hatten. Er hatte schon in Ineboli von uns gehört, erwartete uns hier und lud uns ein, mit ihm ein paar Stunden weiter zu fahren bis zu einer der Baracken, die für seine Wegeaufseher in größeren Zwischenräumen an der Straße errichtet waren. Etwas wohnlicher würden wir es dort finden, meinte er; ihm würde es eine wahre Erquickung sein, sich wieder einmal civilisiert zu unterhalten. Diese unerwartete Gastfreundschaft am Ende des ersten Reisetages begrüßten wir als gutes Omen, arrangierten uns, so gut es ging, im Arabah des Herrn Briot und ließen die Unsrigen ohne weiteres zurück unter der Aufsicht der Türken, von Georgios und dem Zabtieh, mit dem bestimmten Befehl, uns mit Sonnenaufgang aus unserm Nachtquartier abzuholen.

Die Sonne sank, noch immer erklommen wir die be-

waldete Höhe, das Gefährt, das wir verlassen hatten, schlich langsam hinter uns her; aber es ging sich herrlich in der Frische des Abends, der auf den erdrückend heißen Tag gefolgt war. Wie wir so in der geheimnisvollen Stille am Waldesrand hinwanderten, Herr Briot in gestickten Morgenschuhen und mit einem zierlichen Spazierstöckchen voran, schien es uns kaum glaublich, daß wir uns nicht in der Nähe eines deutschen Badeortes befanden, sondern auf einem in Europa völlig unbekannten Landstück und auf ungekanntem Wege. So idyllisch und heimisch war die Situation und Stimmung.

In der Baracke empfingen uns ein paar hünenhafte Türken mit großer Freude, sie gaben uns alles, was sie hatten, d. h. Reis, Zuckerwasser und das nüchterne Brot aus Wasser und Mehl, wir fanden in einem Wandschränkchen noch eine Büchse mit Thunfisch und priesen uns glücklich.

Ein guter Anfang war dieser erste Tag in der That! Hatte er mir doch in Herrn Briot zugleich den einzigen Menschen zugeführt, der im stande war, mir Aufschlüsse über das Land zu geben, das zu erforschen ich gekommen war. An solchen unberechenbaren Zufällen hängt oft ein Stück Gelingen. Ich erhielt auf einen Schlag einen Überblick und damit für Wochen eine Direktive, die uns zur Festlegung einer ganz unbekannten relativ langen Entwässerungsader führte, welche fast alle Wasser der westlichen Hälfte Paphlagoniens in sich aufnimmt.

Wir traten noch einmal aus unserer Hütte heraus, die Straße lag im glänzenden Mondenschein weithin sichtbar vor uns; eine Quelle plätscherte drüben, sonst unterbrach

nichts die Stille der Nacht, auch nicht die Arbeiter, die schweigend am Rande des Weges um kleine Wachtfeuer saßen; verdächtige Gestalten, wenn man nicht wußte, daß ein malerisch zerlumpter Anzug dort auch die Tracht des ehrlichen Mannes aus dem Volke ist.

Ungern traten wir endlich in den kleinen Raum zurück, wo wir uns auf ein paar Decken streckten, die auf umlaufenden Podien an der Seite sich hinzogen. Bald lagen wir im Schlaf. Aber plötzlich mitten in der Nacht entstand ein Lärm; ein sehr erregter, halb europäisch gekleideter Türke drang ohne weiteres ins Zimmer, setzte sich auf Briots Lager und behauptete mit großem Nachdruck, in Sachen der Straße vom Gouverneur in Kastamuni geschickt worden zu sein. Er hatte nicht übel Lust, mit dem Ingenieur sofort ein Kreuzverhör zu beginnen. Da dieser ihn aber an Grobheit überbot, ihm die Thüre wies und dann ohne weiteres den Rücken zukehrte, so zog er kleinlaut ab, und nunmehr gewiß in der unbehaglichen Überzeugung, daß der Ingenieur doch wohl ein mächtigerer Mann sein müsse als er.

Am anderen Morgen sahen wir auf der Straße noch mehr Arbeiter als am vergangenen Tage. Der Pascha hatte sich darauf kapriziert, daß in weiteren vierzehn Tagen, beim Beginn des Bairamfestes, „alles fertig" sein müsse; wie das geschah, war ihm gleich: so durchkreuzt hier Willkür und Laune auch anfänglich gute Absichten, und in der Lust, Früchte zu brechen, vergessen sie ganz, sich um ihre Reife zu kümmern. Und das ist ein Fluch, der gerade auf den wohlmeinendsten und thätigsten Türken lastet; bei der fieberhaften Hast, mit der gerade sie immer alles auf einmal angreifen, habe ich den Eindruck, als empfänden sie die

Pflicht, in der kurzen Spanne Zeit, welche ihnen in autoritativen Stellungen bemessen zu sein pflegt, und mit ihrer beschränkten persönlichen Kraft nachzuholen, was Jahrhunderte versäumt haben.

So atmet alles, was begonnen wird, die innere Unruhe derjenigen, welche es vorschreiben.

Hat man einmal das Küstengebirge überschritten, das dem feuchten Anhauch des Meeres seine reiche und mannigfache Überkleidung verdankt, deren kostbarsten äußeren Saum die duftenden Lorbeer- und Myrtenhaine der Küste bis nach Kolchis hin bilden —, so nimmt auch ein ungeübtes Auge ohne weiteres die vollständige Veränderung in der Physiognomie der Erdoberfläche wahr. Hier plötzlich, dort allmählich tritt der graue zerklüftete Kalkstein nackt hervor, den ein dürftiges zähes Gesträuch stellenweise, gleichsam nur scheu überzieht, ganz wie das erstarrte Felsenmeer im Süden des Landes, im Taurus, wo es wochenlang die trostlose Umgebung des Reisenden bilden kann. Nur um die Wasseradern steigen auch im Innern die Wälder besonders von Nadelholz an den erdigeren Thalwänden reichlicher empor, und auf hohen Gebirgen erblickt sie das Auge, wo sie wie emporgetriebene Flüchtlinge zerstreut in größeren und kleineren Gruppen die Hänge unter den höchsten felsigen Gipfeln besetzt halten.

Während aus den unerschöpflichen Küstenwäldern mit ihren Eichen, Kastanien, Buchen und Nadelhölzern die ganze Marine des Staates ihren Bedarf bestreitet, sind die landeinwärts, jenseits des aufgerichteten Randes gelegenen Wälder bei der Schwierigkeit der Verbindung nur lokalen Angriffen ausgesetzt. Eine systematische Ausbeutung und

Pflege wird keinem zu teil, und doch lägen hier wenn irgendwo die Chancen zur Aufbesserung der Finanzen, nur nicht für jemanden, der eine so hoffnungslos unglückliche Hand hat wie die Türkei. Was der Bauer vom Gefällten nicht braucht, läßt er liegen, die vermodernden Stämme und was die niederfahrenden Blitze stürzen, sperren dann noch die ohnehin so mühseligen Pfade, die vorüberziehenden Hirten läßt es gleichgültig, ob ihre nächtlichen Wachtfeuer zu Waldbränden anwachsen, für das Fehlen des Unterholzes, für das Absterben auch hoher und alter Bäume sorgen Jahr aus, Jahr ein die Ziegen, welche hier jenseits des Kammes schon anfangen sich mit der seidenartigen Wolle zu bekleiden, die wir als Angorawolle kennen, und bei der es auch nur eine Frage der Zeit ist, wie lange sie noch die ältere afrikanische und die neue amerikanische Konkurrenz wird bestehen können.*)

Nachdem wir die unbekannte große Entwässerungsader

---

*) Meinem Wirte in Kastamuni, einem Hauptexporteur von Angorawolle, verdanke ich einige Notizen, die früher Bekanntes ergänzen, aber auch stark von demselben abweichen. So gab er als östliche Grenze für die Angoraziege — freilich in geringerer Wollqualität — erst den Van-See und Diarbekr an, im Norden das Vilajet Kastamuni, im Süden und Westen das von Angora bis Konia; die beste Wolle komme aus Beybazar, westlich von Angora am Sangarius; Kastamuni gebe zweite Qualität. Die Konkurrenz am Kap der guten Hoffnung — lag eine Verwechselung mit Algier vor? — bestehe seit 16 Jahren; die Preise für das Kilo seien dadurch in England von $6^1/_2$—10 Mark auf $3^1/_2$—$4^1/_2$ Mark gesunken. Im Vilajet Kastamuni gebe das Sandjak — eine Unterabteilung des Vilajets — von K. selber 350000 kg, Tschangri 200—250000, Bolu 250000, Sinope nur etwa 10—12000. Von der amerikanischen Konkurrenz, die ganz neuerdings von sich reden macht, schien er noch nichts zu wissen.

nicht weit von ihrem Ursprungsbezirk überschritten, nach welchem sie den Namen des Stromes von Devrikian hat, fuhren wir in einem kahlen sich verengenden Thale mählich aufwärts; eine bleischwere Hitze lagerte darüber; die mageren Rosse wurden noch einmal in Trab gesetzt, der Körper noch einmal in alle Ecken und an alle Kanten des Wagenstuhls geschleudert, wir fuhren endlich in eine Thalöffnung wie in einen Beutel hinein und hielten auf einem freien Platze der provinzialen Hauptstadt Kastamuni. Die Eingesessenen stellten sich sofort um unsere Wagen, drängten und stießen sich, um eine recht freie und vorteilhafte Aussicht auf uns zu gewinnen, ohne uns im Grunde jedoch sehr zu belästigen. Europäer sah man in Kastamuni offenbar auch jetzt noch selten, früher galt der wenig besuchte Ort für besonders fanatisch.

Nachdem wir so etwa eine Stunde ausgestellt waren, erschien der Armenier, an den man uns hierher empfohlen, Herr Mihran Ovágimian, ein junger Kaufmann. Er führte uns zunächst in sein Geschäftslokal, einen düsteren, hohen, altertümlichen Bau, wohl seldschukischer Kunst, der nur einen ungeheuren, schwach durch hohe Seitenfensterchen erhellten Raum enthielt, dessen Überwölbung von sechs kleinen Kuppeln vier starke Mittelpfeiler tragen halfen. Hier, fast inmitten, ganz verloren im weiten Gewölbe stand eine vollständige kleine Holzbaracke, die einer ansehnlichen Puppenstube ähnelte: das Komptoir unseres Gastfreundes, ein Gelaß von wirklich raffinierter Unbehaglichkeit und ein seltsamer Aufenthalt für jemanden, der wie Mihran in Paris erzogen war und an der Sorbonne Medizin studiert hatte. An solche schlagende Kontraste ist man freilich im Orient gewöhnt, sie gehören

mit zu seinen Grundzügen und wurzeln tief in seinem Wesen; sie werden uns daher noch öfters beschäftigen.

Der ganze übrige Raum lag gefüllt mit Angorawolle, die — im April geschoren — erst jetzt hier zum Export sortiert wurde, mit Eisen und zahlreichen Kistchen von „Pratts radiant oil“, wie sie auf Kamelen, Pferden und Eseln durch ganz Kleinasien ziehen und auch noch leer ihren civilisatorischen Charakter bewahren, da sie alsdann zu allen nur erdenklichen Zwecken, zu Hausgerät, Briefkästen, Fensterläden, Blumentöpfen u. s. w., oft in überraschendster Weise herangezogen werden.

Das wunderliche Bureau war bald voll von Besuchern, die als Vorrecht ihrer Befreundung mit der Firma die seltenen Gäste gleich im Anfang begrüßen und mustern wollten. Ruten, der kleine armenische Diener, rannte unaufhörlich nach Kaffee, der vornehm aussehende Arved strich für die Cigarretten ein Schwefelholz nach dem andern an aus der bunten Büchse mit den bedenklichen Bilderchen, wie man sie aus Österreich importiert.

Herr Mihran hatte im Augenblick selber nur eine provisorische Wohnung; ein neues Haus wurde für die junge Armenierin aus Stambul hergerichtet, die er in kurzer Zeit zu freien vorhatte und die in ihrem schönen Hause am sonnigen Bosporus nicht ohne Schaudern an das barbarische Kastamuni mit seinem neunmonatlichen Winter denken mochte.

Wenn Herr Mihran sich auch im übrigen ganz zu unserer Verfügung stellte, so mußte er uns doch für die Nächte in einem Chan einquartieren, der am Flüßchen lag; er galt für den besten im Ort, in Aussehen und Atmosphäre

von einer geradezu überwältigenden Schmutzigkeit. Wir richteten uns in einem großen leeren Raum ein, d. h. wir stellten alle unsere Sachen hinein, ließen die Feldbetten aufschlagen und gingen dann mit Herrn Mihran sofort in den Regierungspalast — einen ausgedehnten, weithin sichtbaren Holzbau, um dem Vali unsere Aufwartung zu machen, Siri Pascha, dessen Lob man uns schon in Ineboli gesungen hatte. Freilich ist es immer wichtig zu konstatieren, wer das Lob singt; es kommt nicht selten vor, daß die hohen Würdenträger der Pforte entweder ihren Landsleuten oder den europäischen Vertretern gefallen, welche dann das Urteil im Auslande bestimmen, das sich mit dem heimischen nicht immer deckt. Siri Pascha war, wie alle höheren Beamten, noch nicht lange auf seinem Posten; in Trapezunt hatten die Konsuln seinen Abgang sehr bedauert. Was unser Freund Belasti, der ihn bewunderte, uns an einzelnen Zügen von ihm erzählt hatte, z. B. von der Art, wie er sich unbequemer Untergebenen entledige, ließ eher einen Intriganten altorientalischen Schnitts in ihm vermuten, von der ärmlichen Schlauheit, über welche doch auch den Europäern allmählich die Augen aufgegangen sind; nicht ohne einen starken Thätigkeitstrieb, aber leidenschaftlichen Anfällen unterworfen, die das etwa Erreichte wieder in Frage stellten.

In allen derartigen Regierungsgebäuden in der Türkei herrscht ein ganz außerordentliches Leben; es wird viel mehr direkt verhandelt. Hunderte von Gestalten, welche bei uns nicht mehr in die Kategorie der zugelassenen „anständig gekleideten Besucher" fallen würden, lungern umher, warten auf Personen oder günstige Gelegenheiten, um lange verschleppte Sachen zum Austrag zu bringen, eine kleine Stelle

zu erreichen oder zu den paar Hellern zu kommen, die ihnen die Regierung schuldig geworden ist und deren Erstattung sie ohne fortwährendes Erinnern zweifellos vergessen würde.

Se. Excellenz ließ uns zunächst eine Weile im großen Ratssaale warten, an dessen Wänden Reihen von Truhen aufgepflanzt waren, etwa wie ländliche Dienstboten bei uns sie früher zu ihren Habseligkeiten benützten. In diesen lagen die wichtigsten Akten, auch in einem separaten Kästchen vielfach umschlossen und umbunden das Amtssiegel, welches der Siegelbewahrer gerade mit großer Umständlichkeit aus seinem Versteck holte, um einige Urkunden zu beglaubigen; er feuchtete dabei die betreffende Stelle des Papiers an, gab etwas Tinte auf das Petschaft und drückte es so ab. Der Siegelbewahrer war ein griechisches Mitglied des Rates, des Medschlis, also ein vornehmer, d. h. reicher Mann der Stadt, aber von seiner Muttersprache verstand er auch nicht ein Wort. Wir erfuhren später, daß die etwa dreihundert griechischen Familien der Stadt jetzt eine griechische Knaben- und Mädchenschule eingerichtet haben.

Endlich durften wir beim Vali eintreten; in dem großen möblierten Saale, in welchem zwei Sophas mit rotem Kattunüberzug einander gegenüber standen und in dessen einer Ecke am Fenster der große Schreibtisch stand, befand er sich allein, ein gedrungener, bartloser, etwas starker Herr, der nach allen möglichen Seiten blickte, nur nicht gern geradeaus zu sehen schien. Er empfing uns stehend und umging so auch, uns zum Sitzen zu nötigen. Da er aus Kreta stammte, wo auch die Türken das Griechische sprechen — da sie zum großen Teil nur Renegaten sind —, so redete ich ihn griechisch an, das mir ungleich bequemer lag

als türkisch, übergab unsere Empfehlung, bat dieselbe gegen den üblichen Geleitsbrief für seine Provinz, das Buyuruldú, einzutauschen und mich durch einen Zabtieh begleiten zu lassen. Ich versäumte nicht von dem günstigen Eindruck zu sprechen, den Straßen- und Molenbau auf mich gemacht hätten. Er nahm das als einen selbstverständlichen Zoll an, sagte den Zabtieh zu, der aber nur bis zur nächsten Station mitzugehen habe, und entließ uns.

Daß wir wider den Brauch weder mit Kaffee noch Cigarretten bewirtet worden, konnte durch den Fastenmonat gerechtfertigt werden. Dennoch hatte ich den bestimmten Eindruck, von einem türkischen Würdenträger noch niemals mit so ausgesuchter Unhöflichkeit behandelt worden zu sein. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen: unser Einführer, der Armenier, mochte ihm nicht genehm sein. Wie ich am Abend erfuhr, standen sie wirklich schlecht mit einander. Jedenfalls nahm ich mir vor, sehr auf meiner Hut zu sein, um nicht gleich im Anfang in Ungelegenheiten zu kommen und dadurch unberechenbar aufgehalten zu werden. Bald belehrte mich auch das eintreffende Buyuruldú, daß ich hier nicht auf Wohlwollen zu rechnen hatte: in geschnörkelten, langatmigen Floskeln empfahl es mich den Lokalbehörden, fügte aber ganz spontan hinzu, daß ich lediglich das Recht zum Betrachten von Antiken hätte, jedoch nicht irgendwie den Spaten anzusetzen. In meinem Konstantinopolitaner Schreiben war davon keine Rede gewesen; der Pascha machte mich so von vorn herein — und nicht ohne Erfolg — einer Absicht verdächtig, die ich gar nicht hatte. Nun behaupten zwar manche, daß die Empfehlungsschreiben der Hohen Pforte bisweilen Uriasbriefe seien,

da irgend ein nur für Eingeweihte verständlicher Strich das gerade Gegenteil vom Geschriebenen anempfehlen könne; aber, was auch daran sei, meine späteren Erfahrungen mit den anderen gleichlautenden Empfehlungen bewiesen mir, daß dies in meinen Falle wenigstens nicht zutraf.

Wir gingen indessen ohne weiteres an die Vorbereitungen zum Aufbruch; einige der wichtigsten Faktoren fehlten noch. Ich hatte früher erprobt, daß solche Touren, wie ich sie vorhatte, am leichtesten und am billigsten mit eigenen Pferden gemacht werden; diese blieben zu kaufen mit allem Zubehör; Knechte mußten dazu gemietet werden u. s. w. Tagelang saßen wir nun vor der Schreibstube Mihrans, ließen uns Rosse und Menschen vorführen; es war ein mühseliges Geschäft, so wenig ich mich dabei scheute, auch die Zeit und den guten Willen anderer auszunützen.

In den Mußestunden gingen wir mit unseren neuen Freunden durch die ansehnliche Stadt; sie zeigte noch mehr Leben, als nach den 15 000 Einwohnern erwartet werden konnte, die man ihr gab und auf 4000 Häuser oder Familien verteilte. Nicht wenige Reste prachtvoller mittelalterlicher seldschukischer Bauten, vor allem ein Portal und ein Grabesbau verrieten noch einen Glanz, der allerdings längst erblichen ist. Von den umgebenden Höhen, besonders von der malerischen Burgruine im Westen, übersah man erst den ganzen ausgebreiteten Ort, als dessen Grundfarbe hier das dunkele Braunrot der Ziegeldächer erschien, auf der das Grün zahlreicher dichter Laubkronen sich auffsetzte; die Kontur belebten die Minarets, die freilich nicht mit all den 28 Moscheen verbunden waren. Um einen solchen Platz zu wählen, mußten die antiken Prinzipien der Stadtgründung

gänzlich verloren gewesen sein. Kastamuni kann auch im wesentlichen nur für eine byzantinische Gründung gelten; sie liegt durchaus in einem kahlen Felsenkessel, dessen kleinste Ausbeugungen sie nach allen Seiten so erfüllt, wie etwa wenn man eine Flüssigkeit in ein vieleckiges Gefäß ausgießt. Erst von oben wird man gewahr, daß es aus dem fahlgelben Hügelringe dieses Behälters überhaupt Ausgänge giebt. Den beklemmenden Eindruck vermehren die Grabfelder, die, fast überall die kahlen Hänge emporklimmend, den ganzen Horizont der Stadt begrenzen, unübersehbare wirre Reihen aufgestellter Steine, welche schon hier zum Teil rohe Blöcke sind, ohne Schrift oder Abzeichen, nur die Stelle eines Grabes markierend.

Die Stunden der Mahlzeit vereinigten uns und einige Freunde gewöhnlich auf der offenen Veranda des altertümlichen kleinen Hauses, das Mihran augenblicklich bewohnte. Die ganz getäfelten beschränkten Räume sahen aus wie das Innere zierlicher Kästchen, Eingänge und Fensterumrahmungen waren kunstvoll geschnitzt, die Thüren schachbrettartig furniert, über den Fenstern bunte Kacheln in flachausgeschnittene Nischen eingelassen. Die alte, armenische Köchin meinte es gut mit uns, wenn sie mich auch mit ihrem fetten Gebäck auf einige Zeit zu Grunde richtete; hier kosteten wir das schöne paphlagonische Obst, Birnen, Pflaumen und Äpfel, lauter Dinge, die ich im Süden des Landes niemals zu sehen bekommen hatte. Waren wir allein, so liebte es unser Gastfreund dem Gespräch eine politische Wendung zu geben; beweglich sprach er von den Hoffnungen und Befürchtungen seiner „communauté“, wie er charakteristisch seine Nation bezeichnete. Auch sie fürchten vor anderm

den Allverschlinger Rußland, auch sie dringen auf Emanzipation und streben sie wie die Griechen zunächst auf dem Wege der Erziehung an. Daß dies mit Erfolg geschehe, habe ich nicht oder nur wenig beobachten können, glaube es aber ohne weiteres einem englischen Freunde, der in der Lage gewesen ist, die armenischen Verhältnisse gründlich kennen zu lernen, und der, wie ich hinzusetzen muß, bei der Gelegenheit das Volk lieb gewonnen und hoch schätzen gelernt hat. In Mihrans Familie hatte man mit der Erziehung experimentiert; er selber war in Frankreich erzogen worden, ein zweiter Bruder in Rußland, ein dritter in England; das letzte Resultat schien Mihran am meisten zu befriedigen. Es war gewiß nicht bloße Höflichkeit, wenn er behauptete, daß die Armenier von Deutschland Schritte für sich erwarteten: es geschah das nach dem Satze: „ὁ τρώσας καί ἰάσεται, wer verwundet hat, wird auch heilen"; denn auf eine Angabe Gladstones hin, die er einer armenischen Deputation gemacht haben sollte, waren sie davon überzeugt, daß Deutschland, speziell der Reichskanzler es gewesen sei, der auf dem Berliner Kongreß gegen die Bemühungen Englands und Frankreichs eine Art von Autonomie der Armenier verhindert habe.*) Ja, wir selber kamen in den Verdacht,

*) Die Armenier betraf im Vertrage von S. Stefano der Art. XVI, welcher den Berliner Kongreß in seiner 14. und 15. Sitzung unter anderem beschäftigte und der nach einiger Debatte schließlich von Lord Salisbury so formuliert wurde, wie er den Art. LXI des Berliner Friedens bildet: „La Sublime Porte s'engage à réaliser, sans plus de retard, les améliorations et les réformes qu'exigent les besoins locaux dans les provinces habitées par les Arméniens et à garantir leur sécurité contre les Circassiens et les Kurdes. Elle donnera connaissance périodiquement des mesures prises à cet effet aux Puissances qui en surveilleront l'application." In

eine geheime politische Mission zu haben, wenigstens bei einem armenischen Bischof, der gerade in Kastamuni war und uns ohne weiteres als übrigens sehr willkommene Agenten Bismarcks betrachtete.

Die Zusammensetzung der nicht türkischen „Gesellschaft" der Stadt war wieder bezeichnend für den Orient: der Kontroleur der Telegraphenlinie war ein Lothringer, der Hauptapotheker ein Grieche, der aus Stambul einer Affaire wegen verbannt worden, die vor einiger Zeit viel von sich reden gemacht hatte, der Oberaufseher der Wälder ein Grieche, ehemals Lehrer in Saloniki, von einer geradezu versteinernden Unkenntnis alles dessen, was er eigentlich hätte wissen sollen; einer von denen, bei welchem einem die verzweifelte Lage der Türkei auf einen Schlag klarer wird, als aus Bogen langen Abhandlungen.

In vier bis fünf Tagen war alles besorgt: sieben Pferde mit ihren Halftern, Koppeln, Futtersäcken, Pack- und Reitsätteln, einem Vorrat der vollen Hufeisen und Nägel standen bereit, die Besitztitel waren ordnungsmäßig und für jede Eventualität auf mich ausgestellt; ein junger griechischer Ingenieur hatte uns seinen türkischen Pferdeknecht Ali überlassen, für den er bürgte; als zweiten mußte ich schließlich einen Armenier nehmen gegen meine Überzeugung, daß orientalische Christen für solchen Dienst gewöhnlich nichts taugen. Das lange und feierliche Schriftstück, durch welches der würdige armenische Priester für ihn bürgend eintrat,

---

den Sitzungen wenigstens war nichts vorgekommen, was die oben gegebene Auffassung rechtfertigte. Bekanntlich ist die armenische Frage in diesem Augenblicke wieder angeregt worden. (Es sind dies die Bestimmungen, die später so verhängnisvoll für die Armenier werden sollten. Anm. d. Herausg.)

hinderte denn auch nicht, daß er nach wenigen Tagen abfiel und unbrauchbar wurde.

Ich wollte nichts versäumt haben, mich zugleich noch einmal des Zabtiehs versichern — solch türkischer Beamter hat bisweilen ein merkwürdig kurzes Gedächtnis — und besuchte den Vali am letzten Tage noch einmal, obgleich er es nicht der Mühe für wert gehalten hatte, unsern ersten Besuch zu erwidern. Ich ging absichtlich ohne unsern Armenier und sprach den Pascha türkisch an, da er vielleicht nicht gern die Giaursprache redete, besonders in der Gegenwart anderer Türken. Er nötigte uns dann auch wirklich zum Sitzen und fragte nach unsern nächsten Zielen. Als er hörte, daß wir dem Laufe des Devrikianflusses folgen wollten, wurde er bedenklich: dort sei nichts Antikes, er kenne seine Provinz vollkommen, nur in Amastra, am Meere und in Taschkoeprü — dem alten Pompeiopolis — seien Ruinen. Ich erwiderte ihm, daß man das doch nicht so genau wissen könnte; es seien manche unbekannte Stellen in seinem Vilajet. Er lächelte überlegen — immer ohne mich anzusehen — und fragte, ob er mir etwa Kieperts Karte zeigen sollte? Er meinte die schon früher citierte vom Jahre 1854, während ch eine neue kritische Manuskriptkarte Kieperts im doppelten Maßstab jener älteren in der Tasche hatte, die hervorzuholen mich allerdings mein guter Genius abhielt. Seine Provinz, so fuhr er fort, sei bis auf Kleinigkeiten durchaus bekannt, — und es war doch die unbekannteste aller! Ich widersprach sehr höflich und machte ihn z. B. aufmersam auf den ganz unbekannten Lauf des Devrikianflusses. „Also Karten wollen Sie aufnehmen“, fuhr er los; „das dürfte ich nicht nur nicht leiden, ich müßte es mit Gewalt verhin-

dern.“ Da waren wir denn glücklich bei dem gefürchteten Thema, bei welchem fast alle Türken aller Schichten ein Grauen packt, als sei ein aufgenommenes Land schon halb erobert, etwa wie nach ihrem Glauben der Besitz des menschlichen Abbildes auch Gewalt über die Seele giebt. Sie bringen das Kunststück fertig, ohne eine Spur von Karten die größten Landstrecken zu verwalten; ein Statthalter weiter im Osten gestand mir, nie eine so große und detaillierte Karte seines Bezirkes gesehen zu haben, wie die alte Kiepertsche (1 : 1 000 000), und doch wehe ihm, wenn er gerade dort nach ihr sich hätte richten wollen. —

Ich erwiderte dem Pascha ruhig, daß ich ja kein Ingenieur sei; „weiß ich, was Sie sind?“ entfuhr ihm. — „Wenn Sie das nicht wissen“, sagte ich und gab zugleich das „Excellenz“ in der Anrede auf, „so thut es mir leid; so viel ich weiß, hat das im Brief der Hohen Pforte an Sie gestanden.“

Er merkte, daß er zu weit gegangen war, lenkte ein und verabschiedete mich mit der ganzen herzlichen Wärme, welche — als eine furchtbare Mitgift — seinen Stammesgenossen auch da zu Gebote steht, wo sie genau das Gegenteil empfinden. Er hoffte so sehr, mich wiederzusehen, ich hatte den vollkommen entgegengesetzten Wunsch, der Boden brannte mir unter den Füßen; ich sah voraus, daß dieser Kretenser mir noch zu schaffen machen würde. Ich täuschte mich nicht.

Vorläufig nur fort, auf den Weg, außer Schußweite! Denn das wußte ich ja auch, daß man sich mit den Lokalbehörden fast immer à l’amiable verständigen kann; und die Zabtiehs scheinen, einmal unterwegs, einen besonderen Reiz

darin zu finden, mit dem Reisenden gleichsam zu konspirieren, einen Reiz, der freilich durch die schöne Aussicht auf den Bakschisch wesentlich erhöht werden mag.

So war ich von Herzen froh, als wir endlich am nächsten Morgen — es war der siebente August — unsere vier Packpferde beluden: unsere Freunde und eine zahlreiche Schar Eingeborner assistierten, Abdullah, der heroische Kawaß Mihrans, der uns schon beim Pferdekauf nützlich gewesen war, half unsern neuen Knechten die vielfachen kleinen Gepäckstücke in die großen gestreiften Säcke verteilen, die je eine halbe Pferdelast enthalten sollten. Rechnet man auch sonst 120 bis 150 Kilo für ein tüchtiges Pferd, so durften wir bei den schwierigen Wegen, die uns bevorstanden, 70 bis 80 kaum überschreiten. Endlich war alles aufgeschnürt und zurecht gezogen; Georgios, der Doktor und ich schwangen uns in die Sättel, der Zabtieh Mustapha mit dem buntseidenen, malerisch flatternden Kopftuch, den Säbel und Revolver an der Seite, die Flinte auf dem Rücken, nahm die Spitze, unsere Freunde drückten uns in ungewisser Abschiedsstimmung die Hand; noch eine Stunde folgten wir der Fahrstraße, auf der wir gekommen; dann bogen wir links ab nach Nordwesten, voll von Erwartungen hinein in ein unbekanntes Land und Schicksal.

III.

Das alte Paphlagonien, dessen Erforschung mir zunächst am Herzen lag, kann als ein etwa viereckiger Ausschnitt aus der mittleren Nordküste Kleinasiens betrachtet werden, welcher gegen 200 km lang und 50—60 km breit ist, und den die Straße Ineboli-Kastamuni quer und inmitten durchschneidet.

In dem Wirrsal unerforschter Landstriche klärt und orientiert nichts sicherer als die systematische Verfolgung von Wasseradern, welchen der Wanderer sich anvertrauen darf wie dem Faden Ariadnes. Wo aber, wie hier, die ganze Bodenplastik nur kurze Küstenflüsse zu ermöglichen schien, durfte die Aufgabe als besonders erschwert gelten. Um so freudiger war ich daher überrascht gewesen, wenigstens für den westlichen Teil des Landes von einer Ader zu hören, welche weit verzweigt fast die gesamte Entwässerung desselben übernimmt oder auch — um mich umgekehrt auszudrücken — die Gestaltung desselben durchaus beherrscht. Dies ist der Devrikian-irmak, der Strom von Devrikian, wie er nach dem Hauptort eines eigentümlichen Gebietes nordwestlich von Kastamuni heißt, von welchem die Wasser nach drei oder vier verschiedenen Richtungen hin ablaufen. Diesen Fluß hatten wir auf dem Wege nach Kastamuni schon einmal überschritten, wo er uns — noch so nahe seinem Ursprung — durch seinen gesetzten Charakter aufgefallen war, der so sehr im Gegensatz zu den reißenden, kurzen, scharf fallenden Gebirgsbächen steht, die man sonst hier zu sehen gewohnt ist.

Auf einen Punkt dieses Flusses richteten wir sofort den Marsch des ersten Tages. In altgewohnter Weise begann ich ein Itinerar niederzulegen, dessen Führung jede Minute des Rittes, dessen Überschreibung und Zeichnung fast die ganze Muße der Marschtage in Anspruch nimmt, und dessen notwendige Voraussetzung ein möglichst gleichmäßiges, langsames Reiten ist. Die anstrengende Beobachtung läßt dafür auch keine Zeit für abschweifende Gedanken, und indem dieselbe sicher und fast unvermerkt den ganzen Weg mit

seiner weiteren Umgebung fixiert, befreit sie von vornherein von dem ungeduldigen und drückenden Gefühl, welches der Anblick eines noch unbekannten komplizierten Landstückes wohl hervorzubringen pflegt.

So klommen wir die Küstengebirge von ihrer inneren Seite aus wieder empor, wo sie zunächst mit unfruchtbaren, grausteinigen Höhen aufsetzen; aber schon ward auch die außerordentliche Engschluchtigkeit bemerkbar, welche hier den Landverkehr so mühsam macht und die zu den charakeristischen Eigentümlichkeiten Paphlagoniens zu gehören scheint.

Nach zehnstündigem Marsche erblickten wir ein zierlich geschnitztes Holzminaret, das einem eleganten Taubenschlage sehr ähnlich sah, und gleich darauf sahen wir die wenigen und elenden kleinen Blockhütten, die sich unmittelbar über dem Ufer des gesuchten Devrikianflusses aufbauten, der zwischen milden, anmutig übergrünten Ufern vielgewunden dahinfloß. Der Ort hieß Djoerimaran, d. h. er teilte diesen Namen mit einer ganzen Anzahl kleinerer und größerer Hüttengruppen, welche über ein weiteres Gebiet verteilt sind. Denn der Name haftet hier am ganzen Bezirk; indem aber jede Niederlassung doch noch einen zweiten, oft nur temporären und wechselnden Namen führt, wird es oft schwer, Mißverständnisse zu vermeiden, und die Wiedererkennung früher besuchter Orte wird dadurch nicht selten unmöglich gemacht.

Da es spät geworden war, so schlugen wir nicht mehr unser Zelt auf, sondern quartierten uns in einer der Gasthütten — Mussafir odasi — ein, von welchen in diesem elenden Nest auffallender Weise zwei vorhanden waren. Ihre Grundform ist die eines einstöckigen Baues, in dessen

Untergeschoß die Tiere eingestellt werden, während eine mehr oder weniger schwankende Treppe oder auch nur ein Brett außen empor in das Obergeschoß führt, wo vor dem eigentlichen Zimmer ein offener Vorraum sich zu befinden pflegt, auf welchem unser Gepäck und unsere Leute ein Unterkommen finden. Diese „Odas" beherbergen gewöhnlich eine unglaubliche Menge von Ungeziefer und machen so die Nachtquartiere in jeder Beziehung zur Nachtseite einer solchen Reise. Jeder Fremde darf darin auf drei Tage einkehren, der Besitzer verpflegt ihn während dessen nach den einfachen lokalen Begriffen und „um Gottes willen", wenn er auch schließlich dem zauberhaften Klange eines Bakschisch selten widersteht. Aber auch die Dörfler benützen diese Zimmer zu ihren geselligen Zusammenkünften, zumal im Fastenmonat Ramasan, in dem wir uns gerade befanden und in welchem sie nur nachts essen und trinken dürfen. Der Raum war gedrängt voll von rauchenden Kaffeetrinkern; ohne weiteres räumten uns die älteren Männer — denn die Jugend tritt ohnehin ganz bescheiden zurück — die ehrenvollen, aber heißen Eckplätze an der offenen Feuerstelle ein, gaben uns ohne Aufhören guten Kaffee und Cigarretten und ließen sich ausfragen, soweit ihr Gesichtskreis das gestattete, d. h. auf zwei und drei, höchstens vier Stunden im Umkreis. Mittlerweile hatte Georgios Eier, Hühner und „Jaurti" aufgetrieben, die vortreffliche dicke Milch, ohne welche kein Mahl bestehen kann, die mit Wasser verdünnt seit Jahrhunderten das erquickende Sommergetränk der Türken bildet und als obligate Begleitung zu allen nur denkbaren Gerichten, z. B. zu Fleisch, Reis, Gurken und Trauben genossen wird. Unser Hantieren mit Messern und Gabeln, auf das ich freilich bei Mahl-

zeiten mit Eingeborenen ohne weiteres verzichte, interessierte alle Anwesenden höchlichst; gern hielten sie daher abwechselnd bei unserm Essen das ihnen ebenfalls sehr befremdliche Stearinlicht. Fast noch mehr Teilnahme zeigten sie für die Anstalten, die wir zum Nachtlager trafen, das halbe Entkleiden und die Feldbetten; es fiel ihnen gar nicht ein, sich zurückzuziehen; einen großen Teil der Nacht kamen immer neue Gruppen, kochten, aßen, tranken und rauchten. Wir ließen uns so wenig stören wie sie selber. Fast schon im Schlaf bemerkte ich, wie ein Türke, der auch für jene Verhältnisse auffallend zerlumpt und zugleich ebenso gutmütig wie einfältig aussah, meine Decke sorgsam um mich befestigte. Leider war das nicht ohne Spekulation; denn schon hatte er von unserm Gefolge gehört, daß der armenische Pferdeknecht unbrauchbar sei. Ob der Dienst innerhalb seiner Karrière lag? Er war glücklicher Besitzer eines Esels und trieb in guten Zeiten einen wandernden Kleinhandel mit Obst. Warum sollte er es nicht einmal mit uns versuchen? Genug, am andern Morgen war unser Gefolge um Mehmed Ali und seinen Esel gewachsen. Diesen ließ er alsbald in einem Dorf am Wege bei irgend einem Vertrauensmann zurück und trat an des Armeniers Stelle definitiv in unsern Dienst.

Die Verfolgung des Flusses von Devrikian war im Anfang nicht schwer; an den sanft aufsteigenden Ufern lagen viele Ortschaften zerstreut, zwischen ihnen hie und da im Schatten hoher Bäume isolierte Moscheen, leicht von mehreren Dörfern erreichbar. Ähnlich mögen hier die Verkehrsstätten im Altertum gelegen haben, und noch in einem wird der antike Eindruck vom modernen nicht verschieden gewesen

sein, in der ausschließlichen Verwendung des Holzes zu Bauten, wie Xenophon das für etwas östlichere Völker ausdrücklich hervorhebt. Die roh behauenen, ineinander verzahnten Balken sind hier ein wahres Universalmittel: Hütten und Moscheen, Hürden und Brunnenhäuser, Stützpfeiler und Umfassungen der ehrwürdigen alten Gräber, wie man sie hier so häufig auf weithin sichtbare Höhen bedeutsam gelegt hat, alle sind einfach in gleicher Weise hergestellt; es ist wie ein großes Kinderspiel mit einem Baukasten, in dem lauter gleichartige Hölzer liegen.

Je tiefer wir nun von der Rückseite her in das Randgebirge der Küste eindrangen, desto schwieriger wurde es, dem Flußlaufe unmittelbar zu folgen; auf großen und kleinen Flüssen Kleinasiens ruht wie ein Fluch der Bodenplastik, daß sie dort am bequemsten gebettet sind, wo sie dem Menschen noch am wenigsten nützen können, nämlich in ihrem Oberlauf, wo sie dagegen als Verbindungswege und Civilisationspforten dienen sollten, in der Nähe des Meeres, da müssen sie ihre ganze Kraft auf die Durchbrechung der natürlichen Schranken verwenden und bleiben dadurch nur Risse im Boden, die trennen und erschweren und das von ihnen so milde durchzogene Hinterland oft der Barbarei anheimgeben.

So stellt sich dem Fluß von Devrikian — etwa 30 km von der Küste — ein Felsenknoten entgegen, den er erst allein angreift und in vielfachen Windungen, gleichsam immer neue Kraft sammelnd, durchsetzt, dessen Kern er alsdann, mit einem kleinen Nebenfluß von außerordentlicher Gewalt verbündet, in tiefer, unnahbarer Engschlucht durchbohrt, an deren geheimnisvollem Eingang die kahlen, grauen, viel

durchwaschenen Felsen zu erhabener Höhe emporsteigen. Wo man vom Seitenthal des Nebenflusses auf die großartige Stätte dieses Naturkampfes einen ganz freien — und man darf sagen — überwältigenden Blick hat, da haben uralte Einwohner ihre Fürsten bestattet, deren Grabdenkmäler mit lydischen und anderen klein-asiatischen Werken eine höchst überraschende Analogie zeigen.

Jenseits wird dem Flusse in reizender parkähnlicher Umgebung noch eine kurze Erholung vergönnt, dann tritt er aufs neue in Felsen und bleibt fast unberührbar bis zum Meere, wo wir später den letzten Abschied von ihm nehmen werden.

Wir bogen hier ab, um auf schwierigen Wegen den westlichen und südlichen Verzweigungen des Flußgebietes zu folgen und zogen dann mit dem westlichen Grenzfluß Paphlagoniens wieder hinauf der Küste zu, in deren Nähe die ansehnliche Stadt Bartin den Namen des Grenzflusses wie der uralten homerischen Stadt — Parthenium — bewahrt hat.

Ich muß es mir versagen, auf die Einzelheiten dieses Reisestückes einzugehen, so sehr ich überzeugt bin, daß gerade Einzelheiten das Interesse solcher Schilderungen ausmachen; aber ich muß mich hier auf diejenigen Züge beschränken, welche für die Kenntnis von Land und Leuten, sowie für die Art des Reisens diesmal besonders wesentlich erschienen sind.

Das Flußthal, welches auf Bartin zuführt, ist ein belebter Verbindungsweg, welcher jetzt zur Kunststraße umgestaltet wird: die Züge von Tieren und Büffelkarren, alle mit Brettern beladen, waren stellenweise unübersehbar. Viele

rasteten in den heißen Tagesstunden am Flusse; die Führer schliefen am Ufer, während die Stiere mit den Karren unbeweglich im Wasser standen und selten einmal nach den Durchreitenden träge und langsam den schwerfälligen Kopf umdrehten. Unmittelbar vor der Stadt kam uns eine förmliche Karawane entgegen: Männer auf Lasttieren und Karren, hinter welchen dicht verhüllte Frauen in weißen Gewändern schweigend und würdevoll einher schritten, im Hintergrund stiegen aus vollem dunkeln Grün die Minarets der auf länglichem Hügel gelagerten Stadt empor: der Typus eines morgenländischen Bildes.

In Bartin ritten wir vor allem zum Kaimakam, in welchem wir wiederum einen Kretenser fanden, der uns mit seiner gezwungenen Liebenswürdigkeit einen unbehaglichen Eindruck machte. Im Chan, in dessen Hof um ein dichtes Beet hoher Sonnenblumen Tarock spielende Türken, Griechen und Armenier kauerten, erhielten wir einen Raum, der entgegen sonstiger Sitte außer dem harten Divan noch ein Stück enthielt — eine marmorne Spiegelkonsole. Die Auswahl an Zellen — denn so nur kann man sie nennen — war nicht groß, da mehrere der angesiedelten christlichen Kaufleute dauernd im Chan wohnten. Einem jungen Griechen, der als Waldaufseher seit kurzer Zeit in Bartin lebte, waren wir von unseren Freunden in Ineboli schon telegraphisch angekündigt worden. Er führte uns abends in einen verhältnismäßig anständigen großen Saal, der über einem griechischen Kramladen sich befand, und welchen die fünfzig griechischen Familien des Ortes zu ihrem „Kasino" gemacht hatten. Unser neuer Freund, der aus Cäsarea stammte, gehörte schon der jungen Generation an, die nicht

mehr mit dem Türkischen, sondern mit ihrer Muttersprache aufwächst. Er gehörte zu den zahlreichen glücklichen Beamten der Türkei, welche bei etwa 50 Mark Monatsgage noch ein Pferd zu halten haben, die damit eigentlich nur eine Anzahlung auf ein unbegrenztes illegitimes Einkommen erhalten. Wenn schon die Türken die Sache oft so auffassen, um wie viel weniger Skrupel dürften sich Griechen und Armenier machen, die doch naturgemäß der Hohen Pforte niemals mit ganzem Herzen dienen können. Daß es Ehrliche unter allen drei Gruppen giebt, bezweifle ich übrigens nicht.

Tion, der Geburtsort des Philetairos von Pergamon, lag meinem Aufenthalt so nah, und das allgemeine Interesse, welches der fast unbekannte Ort als die Wiege der pergamenischen Dynastie gerade jetzt beanspruchen darf, schien mir so groß, daß ich beschloß, einen Ausflug dahin zu machen. Der Grieche und sein Gehilfe, ein vornehm aussehender Türke, erboten sich, uns zu begleiten, und so ritten wir am nächsten Morgen am Fluß von Bartin hinunter bis zu der Stelle, wo die türkischen Dampfer anzulegen pflegen und wo im Augenblick etwa zwölf Segelschiffe, auf Holzladung wartend, vor Anker lagen. Eine armselige Gebäudegruppe vereinigte Zollamt, Kramladen und Gasthaus. Von hier bogen wir ab nach Westen, überstiegen die Küstenberge, die auch hier mit hochstämmigem Lorbeer und starken Myrten ganz überkleidet sind, und besuchten erst die mittelalterliche Ruine, welche einst eine weithin schauende Warte, hoch über dem Meere, an die Stelle einer antiken Burg getreten zu sein scheint. In langer Flucht lag die westliche Küstenlinie vor uns, eine Kontur, bald sich einziehend, bald in felsigen

grauen Zungen hinauseilend in die blauen Fluten, von der Beseeltheit, welche die griechischen Gestade so unvergleichlich und unvergeßlich macht. In nicht weiter Ferne lag der Vorsprung von Tion; wir sollten ihn nicht erreichen.

Auf den Rat unserer Begleiter hatten wir von Anfang an ein beschleunigtes Tempo eingeschlagen, und ich hatte mich dadurch, entgegen meinem erprobten Grundsatz, vom Gepäck getrennt, von dem wir diesmal kaum die Hälfte, aber die wertvollere, auf zwei Pferden mitgenommen hatten. Es war ein übermäßig heißer Tag. Wir setzten uns in dem elenden Ort unter dem Schatten eines Baumes an die Erde, teilten erst redlich mit einander das wenige, was wir hatten, Käse und Brot, bis ein zerlumpter kleiner Knabe uns Jaurti und Spiegeleier brachte, welche die Frauen einer benachbarten Hütte uns schickten. Dann warteten wir auf die Nachzügler. Stunden vergingen. Meine Begleiter rieten in der blinden Sorglosigkeit, welche eine der unausrottbarsten Eigenschaften der Orientalen ist, ruhig weiter nach Tion zu reiten. Ich zog zunächst vor zurückzukehren. Nirgends eine Spur unserer Leute und Gepäckpferde, kein Dorf hatten sie passiert, niemand hatte sie gesehen; sie schienen von der Erde verschlungen. Wir erschöpften uns in Vermutungen: da sie einen wegekundigen Führer bei sich hatten, so war es das geringste, ein Mißverständnis vorauszusetzen; aber auch ein räuberischer Überfall schien wohl denkbar, zumal in einer Gegend, in welcher der Landestelle wegen ein größerer Verkehr stattfand und mancherlei Volk sich umhertrieb.

Die Sonne sank tiefer; wir ritten gerade an einer einsamen Moschee vorüber, an der wir morgens eine ganze Versammlung von Türken getroffen hatten. Da endlich tauchen

vor uns in der Entfernung Menschen und Pferde auf: es sind die Vermißten. Ein kurzer Blick auf Leute und Tiere —, schon hat es den Anschein, als ob alles in bester Ordnung wäre, als Georgios mit lautem Wehklagen vom Pferde sprang, sich und den Tag verwünschte, bei allem, was ihm heilig, seine Unschuld beteuerte, er habe sein Leben aufs Spiel gesetzt und — Dank dem Himmel — wenigstens der photographische Apparat sei unbeschädigt. Meine Türken standen in bedrücktem Schweigen dabei. Erst allmählich ward das Vorgefallene klar: der Führer habe die Rosse zu nahe dem Flusse geführt, an schlüpfriger Stelle seien beide ausgeglitten, mit vollem Gepäck ins tiefe Wasser gefallen und angeblich erst nach einer Stunde wieder herausgebracht worden.

Im Hofe der Moschee, die feucht und niedrig am Rande eines kleinen Baches lag, machten wir sofort Halt und begannen auszupacken. Das Unglück war größer, als ich im ersten Augenblick gedacht hatte. In dem wasserdichten Stoffe, mit welchem die Hauptgepäckstücke umhüllt waren, hatte das Wasser, einmal eingedrungen, sich nur um so besser gehalten. In einem so verwahrten, gut verschlossenen Koffer lag ein Krimstecher im geschlossenen Futteral: seine Röhren standen voll Wasser! Und nun denke man sich bei diesem Gepäck Kleider, Nahrungsmittel, Papier, vor allem Bücher, Instrumente, Manuskripte, Zeichnungen, Karten, photographische Trockenplatten; der Anblick war hoffnungslos! Aber was half es? Die letzten warmen Strahlen der Sonne mußten noch benützt werden, Stück für Stück ward ausgebreitet, mit Stiftchen an der Moschee befestigt, mit Steinchen am Erdboden beschwert: denn zum Überfluß erhoben sich nun

noch die abendlichen Windstöße. Für die kostbarsten Skizzen nahmen wir den leeren Sarg und seinen Deckel zu Hilfe, den wir vor der Moschee fanden, und in welchem die Toten nur bis zur Grube getragen werden. Später entzündeten wir ungeheure Feuer, trockneten wertvollere Papiere Blatt für Blatt — aber noch nach vier bis fünf Wochen war der dicke Band von Ritters „Kleinasien" nicht völlig trocken. Die einzelnen Blätter der wichtigen und unersetzlichen Manuskriptkarten Kieperts hatten sich von der Leinwand gelöst, viele Namen waren ganz verschwunden, die blauen Flußlinien waren auf die Berge geraten und umgekehrt. Neben all diesem erschien es als ein sehr geringes Malheur, daß auf meinem besten Rock sich ein paar Pfund zerlassenen Zuckers befanden, daß selbst die Bleistifte in ihre Teile zerfallen, daß sechzig Trockenplatten vernichtet, daß Hunderte von gummierten Kouverts schon verschlossen waren und blieben, ehe sie irgend einen Dienst geleistet. In allem Ungemach tröstete mich der Gedanke, daß Tagebuch, Itinerar und ein paar unersetzliche Karten sich wie immer in meinen Satteltaschen befunden hatten, und besonders, daß der photographische Apparat dem allgemeinen Bade entgangen sei. Es ist gut, daß ich nicht schon an jenem Abend erkannte, wie es wirklich stand.

Auch mein Feldbett benützte ich zum Trocknen von Karten und streckte mich endlich lange nach Mitternacht todmüde an die Erde unter dem durchweichten Zelt, unbekümmert, wie und wo ich lag. Ich schlief auf türkischen Gräbern. Als ich am andern Morgen die zahllosen Gegenstände erblickte, ergriff mich ein seltsamer Kleinmut; ich hatte das dumpfe Gefühl, diese Dinge nie wieder einpacken zu

können, aber ich begann trotz heftiger Kopfschmerzen zu sammeln, was trocken war. Plötzlich verließen mich die Kräfte, ich bat nur noch, mich in den Schatten zu tragen, suchte vergebens gewisse Gedanken festzuhalten und — hatte meinen Hitzschlag weg. Ich wurde sofort äußerlich mit Wasser, innerlich mit verdünntem Äther behandelt — ein Arzt erwies sich als ein notwendiges Requisit in Paphlagonien —, dann wurde ich auf mein Feldlager am Rande des Weges in den Schatten gelegt. Mehmed Ali, der mich bekümmert ansah, vertrieb schweigend und rücksichtsvoll einige Rinder, die mich beschnuppern wollten. Es war ein Tag des Bairamfestes, viele türkische Männer und Knaben gingen in ihren Festkleidern den Weg entlang; ihr Benehmen war diskret und liebenswürdig. Meine Lage zwischen Weg und Friedhof ist mir später symbolisch vorgekommen; ich kam aber wieder auf den Weg. Nachmittags wurde ich von vier bis fünf Türken sanft zurückgetragen; überall sammelten sich Neugierige: ob sie es für eine gerechte Strafe hielten, weil der Ungläubige ihre heilige Stätte entweiht hatte? Wenn sie so dachten, so ließen sie es wenigstens nicht merken. Nach drei Stunden waren wir beim Gasthaus an der Landestelle, dessen ungesunde Lage nicht bloß die Fiebergesichter verrieten. Am nächsten Morgen ließen sich die Griechen in der Stadt nach meinem Befinden erkundigen; ich befand mich weit besser, benützte die Muße zum Schreiben und erforschte allerlei von einem merkwürdig kundigen Mann, der sich zum Schluß als ein vielgewanderter Bettler vorstellte. Gegen Abend ritten wir zur Stadt, nicht ohne auch diesmal die Erfahrung zu machen, daß die Gastwirte des Orients, welche als Christen getauft sind — denn mehr

vermag ich ihnen nicht zuzugestehen —, von den Reisenden möglichst vermieden werden sollten.*)

Am nächsten Tage stand mir noch eine sehr trübe Entdeckung bevor: der photographische Apparat hatte doch Wasser bekommen, die Rahmen, in welchen die Trockenplatten exponiert wurden, hatten so gerade das erhalten, was sie nicht erhalten durften, Risse und Licht. Ich will gestehen, daß diese Entdeckung in meinem noch schwachen Zustande mich zuerst sehr niederschmetterte, aber sie bezeichnete zugleich den Wendepunkt. Ein geschickter Tscherkesse in Ineboli reparierte später ein paar der Rahmen, aber fast an jedem Abend mußten wir sie von da an auf ihre Dichtigkeit prüfen, verschmierten sie mit Wachs und Stiefelwichse und wußten doch nicht, ob nicht alle auf Photographieren verwendete Mühe und Zeit schließlich verloren sein würde. Aber der Erfolg belohnte uns reichlich.

Wenn ich später alle Einzelheiten dieses Begebnisses, alle dabei beteiligten Personen erwog, so ist mir wohl bisweilen der böse Gedanke gekommen, daß da nicht alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Aber wie dem auch sein mag, der Reisende hat unter allen Umständen die Pflicht, jedem Zwischenfall die beste Seite abzugewinnen: der vorliegende mahnte zu verdoppelter Vorsicht.

Nachdem der gleißnerische Kaimakam noch Schwierigkeiten wegen eines Zabtiehs gemacht und uns schließlich einen jedenfalls irregulären, überaus rüden Burschen gegeben, ritten wir gegen Abend ab. Tion gab ich für dies-

*) So urteilt auch ganz allgemein und im Gegensatz zu den Moslim E. J. Davis, life in Asiatic Turkey, S. 433, wo auch über die reichen levantiner Christen Richtiges gesagt wird.

mal, angesteckt vom Fatalismus der Gläubigen, auf und wendete mich nach Osten und ans Meer.

Unser nächstes Ziel war die Seestadt, welche Amastris, eine Nichte des Darius Codomannus an der Stelle einer noch älteren griechischen Kolonie gegründet, und der sie ihren eigenen Namen gegeben hatte, das Amasra der heutigen Bewohner; ein außerordentlich blühender Handelsplatz im späteren Altertum, wie unter den Genuesen, welche erst Mohammed II. nach dem Jahre 1461 zum großen Teile in das eben eroberte Konstantinopel überführte. Seitdem ist die Stadt, welche heute nur noch Türken bewohnen, öde und liegt abseits vom Weltverkehr still und unbeachtet; aber den doppelten Charakter einer antiken und mittelalterlichen Stadt hat sie in überraschender Deutlichkeit bewahrt: während der Abstieg vom Küstengebirge her eine Fülle von Denkmälern des Altertums aufweist, gebahnte Felsenstraßen, großartige, wenn auch oft rohe Grabmonumente, Mauerstücke und Säulenreste, ist die Umfassung der Stadt so mittelalterlich und zugleich so vollkommen erhalten, daß man sich plötzlich um Jahrhunderte zurückversetzt glaubt. Die hohen bezinnten Quadermauern mit ihren viereckigen Türmen klimmen auf und ab an den zwei felsigen Vorsprüngen, welche die Stadt tragen, die erst unter einander, dann mit dem Festlande isthmisch verbunden sind und so zugleich die Bildung von zwei kleinen sicheren Häfen bewirken, einem westlichen und einem östlichen, wie sie für die Segelschiffahrt von besonderem Werte sind und wie sie das Altertum mehrfach durch seine schönsten, idealsten Stadtlagen, — z. B. in Lesbos und Knidos — bezeichnet hat.

Der Mudir — etwa Bürgermeister —, ein freundlicher

alter Herr, benutzte die gute Gelegenheit unserer Ankunft, um uns sogleich mit seinem Leiden bekannt zu machen und den Doktor zu konsultieren. Dann führte uns ein junger Grieche aus Bartin in die wundervoll gelegene Hütte außen an der Stadtmauer, welche er hier vorübergehend seines kranken Kindes wegen gemietet hatte. Eine junge Frau von feinem Äußeren empfing uns freundlich, und in stillschweigender Übereinstimmung überließ uns die ganze Familie — auch Schwiegereltern und ein Bruder waren dabei — sogleich das beste Zimmer, in der That das einzige, welches diesen Namen verdiente. Es blickte auf die Gärten und Weingelände, die sich im Rücken der Stadt am Festlande mählich emporziehen, auf die fern verschwimmenden Bergketten der östlichen Küste, und unmittelbar zu unseren Füßen ruhte, jetzt still und durchsichtig, das Meer, von dem ein leiser Hauch zu den geöffneten Fenstern erfrischend herein wehte. Ein paar schöne Tage vergingen hier schnell unter dem Durchstöbern der alten Reste, unter Spaziergängen und ärztlichen Konsultationen, für die zu danken hier zum ersten Male jemand sich bewogen fand: ein armer Drechsler, der uns ein paar Holzbecher verehrte.

Daß eine verfallende Veste dieser Art eine militärische Besatzung hatte, gehört zu den Dingen, wie man sie hier zu Lande so oft erlebt; daß der Kommandant schon seit längerer Zeit durch ein Fußleiden ganz unbeweglich war, vervollständigte noch den Eindruck.

Trotz der Warnung unserer Gastfreunde beschlossen wir nun, die Küstenorte der Reihe nach auf Landwegen zu besuchen. Unser erster Versuch war in der That nicht ermutigend: mit großer Mühe erklommen wir die Bergfüße, welche

gleich hinter Amasra wieder unmittelbar ans Meer treten; herrlich blieb es lange von hier aus anzusehen, wie die Stadt hoch aufgebaut auf den felsigen Kaps gleichsam im Meere zu schwimmen schien, still und fremdartig wie ein verzaubertes Stück Vergangenheit. Auf schmalen schräg getretenen Pfaden, eine steile Wand rechts, einen tiefen Abgrund links, kamen wir nur langsam und beschwerlich vorwärts; der Reiter thut dann gut zu bedenken, daß ja auch ein Pferd sein Leben lieb hat. Erst nach 4—5 Stunden stiegen wir hinab zum kleinen Küstenorte Tschakras, dem alten Erythini, das von Amasra in zweistündiger Bootsfahrt erreicht wird.

Gleichsam als glaubten wir dem Lande noch nicht seinen abweisenden Charakter, richteten wir von hier an unseren Marsch noch tiefer landeinwärts. In Wahrheit, eine eigentliche Wahl blieb uns nicht. Einen Weg unmittelbar am Meere zu verfolgen, wie ich mir das zu Hause so schön geträumt hatte, war unmöglich; beladene Pferde durften nicht einmal den Versuch wagen; ein Reiter konnte von Glück sagen, wenn er, bei ruhigem Wetter, sich und sein Tier unbeschädigt aus dem klippigen Saumpfade herausrettete. Aber steil aufgerichtet, mit ihren Wurzeln eng in einander verschlungen, ohne durchgehende Richtung gleichsam wild durch einander gerüttelt, weisen die Erhebungen auch jenseits des Küstensaumes wie ein tollkühnes Unternehmen jeden Versuch zurück, hier eine andere Verbindung herstellen zu wollen, als diejenige zur See, auf welche die Natur gebieterisch deutet.

Ein starker Regen hatte die Erde erweicht; immer mühsamer kletterten wir auf und ab an den Kämmen, die wie

Querriegel zum Meere streichen. Aus einigen Ortschaften, die in eingesenkten kleinen Ebenen ein elendes Dasein fristen, hatten wir längst eine Anzahl starker Bursche unter Führung des Dorfältesten aufgeboten, welche führend, schiebend, halb tragend die bepackten Pferde vorwärts brachten, während wir unsere Reitpferde an den Zäumen hinter uns herzogen und auch so noch fürchten mußten, bei jedem Schritte mit ihnen zu fallen. Endlich kamen wir, für diesen Tag, an den letzten Aufstieg: eine Wand, die man im gewöhnlichen Leben senkrecht nennen würde, stand vor uns, ein kaum sichtbarer Pfad schien daran empor zu führen. Bei den ersten Schritten auf dem schlüpfrigen Boden stürzten die beladenen Tiere wie auf Kommando, die Saumsättel lösten sich, und in buntem Chaos rollten Zelt und Betten, Kisten und Koffer den Abhang zurück. Vorangestiegen fand ich zu meinem Schrecken, daß auch die Spur eines Pfades plötzlich abbrach vor einem starken Verhau von Baumstämmen und stachlichtem Strauchwerk. Erst allmählich gewahrte ich, daß das ärmliche Getreidefeld drinnen ruhig über den ursprünglichen Pfad geführt war. Mit einem wahren Feuereifer rissen nun unsere Begleiter den Verhau auseinander, dann trugen sie ein Gepäckstück nach dem andern auf dem Rücken empor und führten schließlich die Pferde hinterdrein. Unter fortwährendem Aufladen und Abladen, Treiben, Ziehen und Stürzen kamen wir unbeschreiblich langsam vorwärts und erreichten mit stark beschädigtem Gepäck erst in der kurzen Dämmerspanne, welche diesen Breiten eigen ist, ein kleines Gebirgsdorf Zardiris; der Naturpark, welcher dasselbe umschloß, war so herrlich, daß es uns kaum überrascht hätte, ein altersgraues, ehrwürdiges Schloß plötzlich darin auf-

tauchen zu sehen. So lösen hier die verschiedensten Eindrücke in schnellem Wechsel einander ab.

Noch in der Nacht schickten wir einen Sendboten zum Muktar des Bezirkes — man mag sich dabei etwa einen „Schulzen" vorstellen — in ein anderthalb Stunden entferntes Dorf. Er kam am andern Morgen, ein schöner, liebenswürdiger Greis in perlgrauem Tuchanzuge, und brachte nach alter Landessitte Geschenke: aus dem langen Ledersacke tauchten Äpfel und Birnen, Kaffee und Tabaksblätter auf. Für den Abstieg zum Meere, der für beladene und gerittene Pferde ganz unmöglich sein sollte, forderten wir von ihm Gepäckträger, und alsbald verließen wir hinter einem Zuge von vierzehn, teilweis sehr bedenklichen Gestalten, den Ort und stiegen auf schwierigen Fußpfaden abwärts, aber mit den schönsten Einblicken in die engen, tiefgesenkten, dichtgedrängten Waldschluchten des Landes.

In den heißen fünf Stunden rasteten die schwer bepackten Burschen nur dreimal wenige Minuten; unten angekommen, gruppierten sie sich sogleich mit vollem Gepäck gutwillig vor den byzantinischen Säulen einer Moschee, vor der ich sie photographierte, mitten unter ihnen den braven Muktar, den ich nicht von mir gelassen hatte, um nicht etwa die Disziplin zu gefährden.

Von nun an glaubte ich, was man mir von der unwirtlichen Natur der Küstenlandschaft erzählte; ich fing an zu begreifen, weshalb Paphlagonien in den bisherigen Forschungen beinahe ausgefallen war, und ich entschloß mich, meine Küstentour zunächst in einem Boote fortzusetzen, in welchem auch das Gepäck unterkam, während die Pferde am Gestade entlang geführt wurden.

Unter den türkischen Bootsleuten fiel mir auf dieser Tour oft ein intelligenter Ausdruck auf, den ich mir nur dadurch erklären konnte, daß die Natur des Landes hier auch den Türken die tägliche Beschäftigung mit dem Meere, also einen dauernden Kampf ums Dasein aufgedrängt hat.

Mein letztes Küstenziel war die Stätte des alten Ortes Kytoros, halbwegs zwischen Bartin und Ineboli. Lange vor Sonnenaufgang hatten wir das letzte unbehagliche Quartier verlassen, wo man uns bis in die Nacht hinein mit Kranken überlaufen hatte. An der Küste hoben sich hinter schwach begrünten Vorhügeln die felsigen grauen Höhen, die auch hie und da den unmittelbaren Meeressaum bilden, wo denn ihre vielverstreuten Brocken auch für kleine Boote gefährlich werden können. Endlich bog unser Fahrzeug ein zwischen zwei Landzungen, die molengleich ins Meer verliefen; indem sie sich dann hinter uns scheinbar zusammenschoben, fanden wir uns in einem seeartigen runden kleinen Becken, wo im Hintergrunde eine steile Höhe jeden Blick versperrte, während an den Seiten die Hügel, welche hier einst die griechische Stadt Kytoros getragen haben, sanfter emporstiegen.

In dem stillen Wasser lagen vier oder fünf Segler mit Brettern und Latten befrachtet; an der linken Seite zeigten sich ein paar Häuser, dem Strande zunächst ein einfaches Kaffeehaus, oben mit offenem Vorraum, von dem aus ein paar gut gekleidete Türken uns freundlich willkommen hießen; unter ihnen war auch ein Mann von auffallend geistigem, etwas nervösem Ausdruck, der ein ungewöhnliches Interesse für meine Karten zeigte. Er brachte nach einiger Zeit aus seinem Hause eine große Rolle herbei, die mit Staub und

Spinngewebe bedeckt war, sich dann aber als eine bejahrte Darstellung unserer ganzen Hemisphäre erwies. Ich mußte ihm vielerlei darauf zeigen und erklären, unsere Heimat, unsern bisherigen Weg und wo ich sonst noch herumgekommen. Er zeigte sich auch noch weiter als ein Sonderling und eine Ausnahme. Mit großer Aufmerksamkeit betrachtete er meine Blätter, die in großem Maßstabe die Südküste des Schwarzen Meeres bis zum Bosporus darstellten. Endlich wendete er sich an seinen Nachbarn: „weshalb fahrt ihr," fragte er, „bis Konstantinopel immer nur an der Küste entlang? der Weg quer übers Meer wäre doch viel kürzer." Der brave dicke Kapitän war betroffen, eine lange Zeit starrte er auf meine Karten, dann strich er sich bedächtig den ergrauenden Bart und sagte ruhig und bestimmt: „das geht nicht." — „Weshalb nicht?" fragte der andere. — „Siehst Du hier die Sterne?" antwortete er, indem er auf die verschiedenen Linien wies, welche die Nordrichtung anzeigten und oben in einen Stern endeten, — „siehst Du diese Sterne? die zeigen's an, da kann man nicht vorüber, da sitzt der Böse! darum geht es nicht."

Gegen diese Erklärung ließ sich nichts sagen; sie erinnerte indessen an einen viel höher gestellten Fachgenossen des Kapitäns, der einst ein großes türkisches Schiff führte und ausgeschickt ward, um nach Malta zu gehen. Nach vielen Wochen kehrte er unverrichteter Sache zurück. „Nun?" fragte man. — „Malta yok" erwiderte er mit den im Orient so oft zitierten Worten — Malta existiert nicht. —

Von Resten des Altertums hatten auch hier nur wenige Stücke, gleichsam nur testimonia praesentiae sich erhalten.

Nachmittags bestiegen wir wieder die Rosse, und nicht

ohne Bedauern einen so idyllischen, weltentrückten Platz so bald verlassen zu müssen, ritten wir unmittelbar am Meere hin, welchem die etwas zurücktretenden Berge eine flache und schmale Strandebene von hier an für wenige Meilen gestatten. Nach kaum zwei Stunden trafen wir einen guten alten Bekannten, den Strom von Devrikian. Erst hier, wenige Augenblicke vom Meere, verlieren die ihn umgebenden Steinberge die Wildheit, die ihnen so lange eigen gewesen: ihre Stirnseiten fallen oben noch schroff, dann milder zur Küstenebene ab und gewähren endlich hier an beiden Seiten menschlichen Ansiedelungen den Raum, den sie ihnen so lange verweigert haben. Aus der letzten engen Felsenpforte strömt langsam und müde wie ein Gealterter der Fluß hervor, der in seiner Jugend ein so bewundernswertes Bild thatkräftiger Energie geboten hatte. Es gleicht dem Ende eines Dramas: der Kampf ist aus, aber auch des Flusses Dasein; noch wenige Schritte, und er verschwindet im Meere, das zu erreichen ihm so schwer geworden ist. An der Mündung spaltete er sich in mehrere seichte Arme, Sumpfvögel flogen darüber hin, ein einsamer ganz kleiner Nachen lag am Ufer: ein Bild müder Melancholie, wie sie Sumpflandschaften und klanglos ausgehenden Flüssen eigen zu sein pflegt.

Noch eine kurze Zeit, und wir bogen vor den Bergen, die von da an den Meeressaum wieder unwirtlich besetzt halten, landeinwärts auf einen kleinen ungesund liegenden Ort zu, Djibde, der von früherer Blüte her nur noch das Privileg eines Kaimakamsitzes gerettet hatte.

Unser Empfehlungsschreiben, mit dem der Zabtieh voran geritten war, hatte hier eine ganz besondere Wirkung gehabt: vor dem Eingang des Ortes standen die vier oder

fünf Gendarmen in Reih und Glied, aus allen Hütten ergossen sich die Bewohner auf die Straße, stießen und drängten sich in respektvoller Entfernung, um einen recht lohnenden Blick auf uns zu haben, verschleierte Frauen und Kinder füllten die Fensteröffnungen: es war ein Empfang von außerordentlicher Komik.

Vor dem Haus des armenischen Krämers, bei dem wir absteigen sollten, stand ein alter, überaus beweglicher Mann in braunem, pelzverbrämtem Kaftan; er ließ es sich nicht nehmen, mir den Steigbügel zu halten, hieß mich herzlich willkommen und leitete mich die Treppe hinauf, wo ich in einem freundlichen Eckzimmer auf dem Divan Platz nahm, während er sich bescheiden auf einen Stuhl vor mir setzte. Das war noch ein Kaimakam! Er scherzte sogar etwas mit der hübschen jugendlichen Hausfrau, die uns oben erwartet hatte. Tieferes Interesse zeigte er leider für unsere Feldflasche mit Cognac, die gerade zerbrochen war, worüber er sich viel weniger beruhigen konnte als wir selber. Heimlich versuchte er später von Georgios eine Ration Cognac zu erhalten, um sie als „Medizin" zu verwenden. Die Trunksucht hat unter den Türken ganz hoffnungslose Dimensionen angenommen, so hatte ich das auf früheren Reisen nicht beobachtet. Und diese Seuche ist um so furchtbarer, als ihr auch der tüchtige brauchbare Türke verfällt; der Türke, der am Tage in Rede und Handlungsweise wie eine Stütze seines Volkes erscheint und dann doch am Abend ganze Flaschen Branntwein leert, als hätte er die Pflicht, die Verzweiflung über den Ruin eines ganzen Volkes zu ertränken.

Dieser Kaimakam ehrte in uns, wie viele seiner Lands-

leute, die Deutschen „unsere besten, unsere einzigen wahren Freunde“; gern nahm er Photographien unseres Kaisers, des Kronprinzen und Bismarcks an, die ich als erprobtes und willkommenstes Geschenk mit mir führte.

Wenn wir je mit Kranken überlaufen wurden, so war es hier; Leiden aller Art, nicht wenige angeborene, viele, welche 10—15 Jahre alt waren, sollten auf einen Schlag gehoben werden. Unsere Wirtin hielt unser Eintreffen überhaupt für eine gute geschäftliche Chance: sie bat unsern Diener um Proben unsers Mittagsmahls, „um zu erfahren, wie er kochte und was wir äßen“, berechnete das Nachtquartier wie ein Schweizer Hôtel und war schließlich ganz betreten, als ich ihr außer den patriotischen Photographien nicht auch noch diejenige meiner Frau verehren wollte.

Von Djidde aus schlugen wir eine Richtung ein, die uns an die Straße Kastamuni-Ineboli zurückbringen mußte und welche zur Klärung des Landes erheblich beitrug. Je näher wir dem verkehrsreicheren Gebiete kamen, um so ängstlicher wurde unser neuer dicker Zabtieh: stundenlang veranlaßte er uns einmal in übel berüchtigten Schluchten mit gespanntem Revolver zu reiten. Es passierte aber nichts. So zogen wir von Oda zu Oda, die Nachtlager waren fast überall gleich unerträglich, nährten uns selber in beständigem Wechsel von Hammeln und Hühnern, die genügsamen Leute meist mit Brot, Zwiebeln, Käse und Jaurti und fanden durchgehends guten Willen. Wie Georgios sich denselben bisweilen sicherte, ward mir dabei zufällig einmal klar. Es war mir schon öfter aufgefallen, daß die Bauern mir über schlechte Erträgnisse und hohe Abgaben sehr eingehend klagten; daß sie nicht über viel bares Geld verfügten, merkte man

allerdings, wenn man nur mit größter Mühe ein Wertstück von vier bis fünf Mark wechseln konnte. In einem Dorfe waren die Klagen besonders demonstrativ; ich examinierte Georgios: „diesen Leuten mußte ich ihre schlechten Gedanken austreiben“, gestand er; „sie glaubten, Du notiertest alles so sorgfältig, weil Dein Kaiser sich des ganzen Landes bemächtigen wollte. Ich sagte, daß Du im Auftrage des Sultans reistest und deshalb alles so genau aufschriebest, damit die Dörfer, die Dich gut behandelten, später weniger Abgaben zahlten.“ Nun war das Rätsel gelöst; ich bin auch nicht sicher, ob er nicht trotz meines Verbotes das probate Mittel noch ferner benützte.

Drei Wochen nach unserer Abreise waren wir wieder in Ineboli, wo wir diesmal im gastlichen Hause des Herrn Velasti einkehrten. Mehmed Ali hatte inzwischen mehr Thorheiten gemacht, als seine Gutmütigkeit aufwiegen konnte; wir nahmen für ihn einen Bruder unsres Ali, den wir beim Chausseebau zufällig aufgriffen. Nach einer Rast von wenigen Tagen wollten wir uns an die östliche Hälfte Paphlagoniens machen. Es kam aber etwas anders, als wir geplant hatten.

Ich stelle die folgende Episode auch deshalb dar, weil sie in nicht ganz zutreffender Form ihren Weg in die Presse, auch die auswärtige, gefunden hat.

Unser alter Freund, der Kaimakam von Ineboli, war unpäßlich. Wir suchten ihn daher am Tage nach unserer Rückkehr teilnehmend in seinem Hause auf, wo wir ihn auf einigen Pfühlen an der Erde liegend fanden, während sein ältester Sohn am Bettende kauerte. Nachdem der Kranke untersucht war, wir uns längere Zeit freundschaftlich unter-

halten hatten, auch mit Kaffee und Cigarretten bewirtet waren, wollten wir aufbrechen. Er hielt uns zurück: eine Depesche des Vali, die uns angehe, sei eingetroffen, er überreichte sie einem unserer Begleiter. Ich war erfreut, also wollte Siri Pascha sein Unrecht gut machen; aber was war das? Das Gesicht unsres Begleiters wurde immer länger; ich forderte Vorlesung, er zögerte erst, der Inhalt sei so befremdlich. Dann las er, zwei Menschen — oder Subjekte — welche zur Erforschung von Altertümern herumreisen, haben nach einem Bericht des Kaimakam von Bartin aus Amasra widerrechtlich einen Stein mit Inschrift genommen; sind anzuhalten und zu untersuchen. Ich war starr. Schon die Ausdrücke des Telegramms verrieten deutlich ein sehr starkes Übelwollen. Der Kaimakam selbst war verlegen; er begehrte nur eine Erklärung meinerseits, nichts genommen zu haben; mündlich gab ich sie sofort, schriftlich verweigerte ich sie so lange, bis er mir eine Abschrift des Telegramms gegeben haben würde.

Es war offenbar, daß der Pascha Händel suchte; der saubere Kretenser in Bartin half ihm dabei.

Ich hatte in Amasra Papierabdrücke von Inschriften genommen und mich mit einer besonders merkwürdigen wiederholt beschäftigt; sie befand sich an einem Marmorblock, der etwa 50 Zentner wiegen mußte. Glaubten der Vali und sein Helfershelfer etwa, wie ihre ungebildeten Landsleute, daß man solche Steine nur aufsucht oder auch einsteckt, weil sich Gold darin befinde, oder weil die Schriftzüge auf ihnen verborgene Schätze verraten? Wie dem auch sei, die Angelegenheit mußte erst vollständig erledigt werden, ehe ich an die Fortsetzung meiner Reise denken konnte.

10*

Sonst war zu befürchten, daß der Vali an irgend einem andern Punkt seiner weiten Provinz mich anhalten ließ, der weniger günstig für mich gelegen war als Ineboli, von wo ich sowohl mit ihm wie mit der Botschaft in Konstantinopel telegraphisch verkehren konnte. Man wird vielleicht meinen, ich überschätzte den Zwischenfall; aber es war ersichtlich, daß der Vali auch seine Beamten angewiesen hatte, uns genau aufs Korn zu nehmen, und obendrein hatte er noch gegen einen unserer Gastfreunde in Ineboli geäußert, daß ihm unsere „Mission" nicht klar, d. h. unheimlich sei.

Ich wendete mich sofort an den Vali in Ausdrücken, welche den Wendungen seines Telegramms etwa entsprachen, und ersuchte um genügende Aufklärung, widrigenfalls ich ihn der Absicht zeihen müßte, offiziell empfohlene Reisende aufzuhalten. Für die Folgen machte ich ihn verantwortlich. — Am nächsten Tage kam eine Antwort, aber nicht an mich; schwer fiel der Arm des erzürnten Statthalters auf den Kaimakam, dem er mit perfider Wendung vorwarf, mich übel behandelt zu haben. Wer hatte auch dem Kaimakam geheißen, uns so aufrichtig das Telegramm selber zu zeigen? Weinend kam der Sohn des kranken Mannes zu mir und bat um eine schriftliche Bescheinigung, daß sein Vater keine der schuldigen Rücksichten verabsäumt habe.

Ich beruhigte ihn zunächst mündlich und stellte das schriftliche Zeugnis nach dem Schluß der ganzen Affaire in Aussicht. Aber dem Vali telegraphierte ich noch einmal kurz und bestimmt, daß ich nur mit ihm zu thun hätte, von ihm Genugthuung für den unqualifizierbaren Vorwurf verlangte, und falls ich diese nicht binnen vierundzwanzig Stunden

erhielte, mit dem alsdann fälligen Dampfer nach Konstantinopel reisen würde.

Innerhalb dieser gesteckten Frist riß der Verkehr zwischen den Behörden von Kastamuni und Ineboli nicht ab, wie uns der Telegraphenbeamte gestand, der sich mit uns gemütlich über den Vorfall besprach und uns zwischendurch um deutsche Briefmarken anging.

Am Abend erhielt der Kaimakam eine Depesche für mich; sie war der alttürkischen evasiven Diplomatie würdig: der Vali wüßte gar nicht, was ich wollte; der Kaimakam habe mich doch so gut behandelt; ich schiene aber Anlaß zu irgend einer Klage zu haben; ich sollte mich ihm eröffnen, ausführlich berichten u. s. f. S. Excellenz war in vollem Rückzuge; auch der gute Kaimakam stellte jetzt ganz empört die despektierlichen Ausdrücke des ersten Telegramms einfach in Abrede. Es freute mich doch, daß ich ihm kein schriftliches Sittenzeugnis ausgestellt hatte.

Ich zog es vor, dem Vali gar nicht zu antworten — was mich nebenbei bemerkt, in den Augen der Ineboliten sehr hob —, sondern nur noch eine telegraphische Nachricht aus der Hauptstadt abzuwarten, die über Kastamuni gehen und dem Vali ohne Zweifel bekannt werden mußte. Sie war in Ausdrücken abgefaßt, welche auch diesem launenhaften Despoten klar gemacht haben werden, daß ein mächtiger Schutz hinter uns stand. Später hat er dann, wie ich höre, heimlich auf diejenigen fahnden lassen, welche meine Telegramme an ihn ins Türkische übertragen hätten; aber schon im Dezember ist er nach Trapezunt versetzt worden.

Erst später habe ich ganz zufällig, aber durchaus zuverlässig erfahren, daß Siri Pascha eine Idiosynkrasie gegen

die Deutschen habe; vielleicht aber ermangelte auch damals schon sein Verfahren gegen uns des Rechtsbodens nicht, welchen ein paar bald darauf erschienene Erlasse schufen, zu welchen meine Reise vielleicht die teilweise Veranlassung gewesen ist. Des allgemeinen Interesses wegen teile ich dieselben unten mit. *)

---

*) Zwei derartige Erlasse sind mir bekannt geworden. In der „Turquie“ vom 17./18. September 1882 ist zu lesen:

„S. A. Mahmoud pacha, ministre de l'intérieur, vient d'attirer, par circulaire, l'attention des autorités impériales de la province sur certaines personnes, parcourant diverses régions de l'Empire sous prétexte d'études historiques et archéologiques. Les soi-disants explorations scientifiques dissimulent d'autres projets. Profitant de la tolérance des autorités locales ces personnes se livrent à des travaux d'un genre bien différent. Elles lèvent des plans topographiques, font des sondages, et dressent des cartes hydrographiques des côtes de l'Empire.

„La circulaire, considérant ces faits comme préjudiciables sous certains rapports, invite les autorités provinciales à exercer toute la surveillance voulue afin de pouvoir informer à temps le gouvernement central de la présence de semblables explorateurs. La Sublime Porte se reserve d'aviser et d'ordonner, dans ce cas, à leur égard, les mesures qu'elle croira nécessaires.

Die türkische Bekanntmachung vom 27. September 1882, deren Übersetzung ich meinem Freunde in Konstantinopel verdanke, lautet:

„Man hat in Erfahrung gebracht, daß manche Personen, welche die Erlaubnis haben, Altertümer aufzusuchen und ans Licht zu bringen diese Erlaubnis überschreiten; unter diesen Umständen hat das Unterrichtsministerium an alle Provinzialregierungen Weisung erteilt, daß, wer nicht im Besitze eines Kaiserl. Fermans und eines darauf bezüglichen Vizirialschreibens ist, nicht berechtigt sein soll, Altertümer aufzusuchen und ans Licht zu schaffen. Dies wird hiermit zur öffentlichen Kenntnis gebracht.“

Mein Freund bemerkt dazu sehr richtig: „Die Ausdrücke dieses Erlasses sind so lax, daß jeder beliebige Kaimakam, wen er will, am Studieren des Altertums hindern kann; ich werde doch nicht, z. B.

Um etwa eine Woche meiner kostbaren Zeit hatte mich dieser Zwischenfall gebracht, der unter Umständen die ganze Fortsetzung meiner Reise hätte aufs Spiel setzen können. Für den Augenblick war der Erfolg der, daß wir in der ganzen Provinz trefflich behandelt wurden, und erst im neuen Vilajet begannen neue Belästigungen.

Unser verlängerter Aufenthalt in Ineboli verdiente eine besondere Beschreibung; aber sie würde hier zu weit führen. Wir kamen auch in nähere Berührung zu den umliegenden griechischen Dörfern, um deren Gesundheitszustand sich Doktor Dengel besonders verdient machte. Wir wurden dafür von der Jugend in einem Liede angesungen, das der treffliche Schulmeister für den Zweck gedichtet hatte, ein Mann von ungewöhnlichem Gemeinsinn und einer Thatkraft, die ihn unter andern Verhältnissen zu einer bedeutenden Erscheinung hätte machen müssen; ein Typus, der mir unter griechischen Elementarlehrern mehr als einmal begegnet ist. —

Als meine nächste Aufgabe betrachtete ich die Klärung der östlichen Hälfte Paphlagoniens. Einer Verfolgung der Küste setzt die Natur hier etwas weniger Schwierigkeiten entgegen als im Westen, und auch diese nehmen noch in dem Maße ab, als man sich Sinope nähert. Unser Weg führte durch die kleinen Seeplätze, deren Dasein sich gleich am ersten Morgen in Ineboli verraten hatte. Überall fanden wir hier eine frische Thätigkeit, frischer selbst als an der westlichen Küste; da waren größere Segler halb ans Ufer gezogen, um so einen Teil der Ladung bequem am Lande

---

um die alten Mauern Stambuls zu studieren, mir einen Ferman nehmen." Ohne Zweifel ist aber diese Unbestimmtheit des Ausdrucks eine absichtliche.

einzunehmen; dann spannte sich die ganze Bevölkerung daran, zog sie ins Wasser und fuhr eilends unter betäubendem Geschrei in kleinen Booten nach, um in fieberhafter Eile die Ladung — oft 10000 Bretter — zu vervollständigen, da schon bei einiger Bewegung des Wassers die Segler in größere Entfernung vom Ufer sich hinausretten müssen, wodurch dann die Verfrachtung oft Tage lang aufgehalten, unsäglich erschwert, ja ganz unmöglich gemacht werden kann. Auch hier übte das Meer und das bequeme Handelsmittel seinen erweckenden Einfluß auf die Türken; unter ihnen hatten sich Griechen und Armenier angesiedelt, welche in kleineren Orten des Innern fast nie sporadisch vorkommen und die mit so untrüglichem Instinkt der noch so unscheinbaren Fährte des Verdienstes folgen. Da gab es freundliche Kaffeehäuser, wo man im Schatten hoher Bäume angenehm ausruhen konnte; auch die Quartiere waren bequemer und reinlicher.

Alles das ward freilich etwas kompensiert durch eine angeblich geringere Sicherheit: schon begegneten uns hie und da einzelne der übelberufenen Tscherkessen, den Türken fremdartig im Äußern und antipathisch in ihrer Natur. Ich habe nur ein einziges Mal, als es ganz unumgänglich war, meine türkischen Begleiter vermocht, in einem tscherkessischen Dorfe zu rasten; das zu vermeiden, scheuten sie sonst weder lange Umwege noch die anstrengendsten Märsche, da es denn Gegenden giebt, z. B. vor Sinope, um Amasia, vor Samsun, wo die eigentümlichen Lehmdörfer dieses übergesiedelten Volksstammes mit ihren niedrigen geweißten Hütten große Strecken im Zusammenhange besetzt halten. Wo ihre Niederlassungen vereinzelt unter Dörfer der Türken verstreut sind,

werden sie scheu gemieden. Aber ich kann versichern, daß die Tscherkessen dies antipathische Gefühl gründlich erwidern. Als ganz neue Ingredienzien sind dann in dies Völkergemisch neuerdings mohammedanische Flüchtlinge von der Balkanhalbinsel und weiter im Osten Lasen gekommen; beide sollen sich zunächst auf dem fremden Boden mit Raub schlecht und recht durchzuschlagen versuchen. Ich will sie natürlich nicht in Schutz nehmen; aber mit dem gutmütigen und sorglosen Anweisen von kahlem Boden in Kleinasien, das so viel davon hat, ist es wirklich nicht gethan; der Boden muß auch nähren können.

Den Tscherkessen wird gleichfalls viel Übles nachgesagt, und gewiß nicht ganz ohne Grund; schon deswegen, weil für ihre angeborene Energie in der Indolenz der Türken eine dauernde starke Herausforderung liegen muß. Mir haben die festen Männer gefallen; auch für ein gutes Wort waren sie empfänglich, und wenn das erste Mißtrauen einmal gebrochen war, ließ sich offen und verständig mit ihnen reden. Sollte ich wieder einmal in den Orient zurückkehren, so würde es mir lieb sein, einen oder ein paar von ihnen in meinen Dienst nehmen zu können. So viel über diesen allzu viel geschmähten Bevölkerungsteil Kleinasiens.

Um Sinope, die bedeutendste alte Stadt der Nordküste, brachte mich der Zeitverlust in Ineboli nun doch: Sinope liegt leicht erreichbar an der Meeresstraße; ich hielt für meine Pflicht, alle noch verfügbare Zeit auf das schwerer zugängliche Innere zu verwenden. Als ich daher an einem Punkte etwa inmitten zwischen Ineboli und Sinope mich hinlänglich orientiert zu haben glaubte, schlug ich eine südliche Richtung landeinwärts ein, die ich mit Abschweifungen

nach beiden Seiten von nun an bis tief in die Mitte des Landes festhielt.

Unser Weg ging zunächst das Thal eines Flüßchens hinauf unter Platanen und Buchen; auf dem Wasser kamen Knaben auf kleinen Flößen eilends und fröhlich herabgeschwommen. Höher hinauf zeigte sich bald, daß der Osten Paphlagoniens an Engschluchtigkeit mit der Westhälfte wetteifert; aber er übertrifft sie in der Erhebung seiner hochragenden grausteinigen und scharfen Grate, welche von der Meeresseite wie von der binnenländischen ein meilenweit sichtbares Wahrzeichen bilden. Die Länge der Tagereisen wird hier nicht selten durch die spärliche Bewohnung bestimmt, und gleich am ersten Tage mußten wir in einem kleinen Gebirgsdorf nach einem langsamen Ritt von kaum sechs Stunden Halt machen. Die hohe Romantik der Umgebung, wo der Küstenfluß, dem wir bis dahin gefolgt, aus unnahbarer Felsenenge hervorbrach; wo die steil aufgerichteten Seitenwände kleinerer hinzueilender Bäche sich in den wildesten Zacken aus der zahmeren Tannenregion emporrissen, konnte hier gewiß festhalten und bezaubern. Aber mich drängte es vorwärts, ich brauchte Führer und verlangte nach dem Dorfältesten. „Er hält sich verborgen," hieß es. — „Sein Stellvertreter?" — Ein in Lumpen gehüllter Mann, ein wahrer Hunne nach seinem Aussehen, trat aus der wachsenden Schar der Dörfler vor; es sei jetzt, während der Ernte, niemand verfügbar. Ich bot genügenden Ersatz für jeden Verlust. — Es sei unmöglich weiterzureiten; erst nach sieben Stunden werde wieder ein Dorf erreicht. So wünschte ich auf den Bergen zu übernachten; ein Zelt sei vorhanden und Pferdefutter könnten wir mit-

nehmen. Unmöglich! es gebe kein Wasser — und als ich beharrte — letzter Effekt: es wimmele von Räubern. Das schlug ein; meine Leute stutzten, auch Georgios wagte schüchtern einige Vorstellungen.

Nun fing ich an zu drohen und zeigte den Geleitsbrief, wobei ich allerdings nur mit der Wirkung rechnen durfte, die etwa das imposante Format und die Schriftzüge in ihrer vollkommenen Rätselhaftigkeit auf diese Hinterwäldler hervorbringen würden.

Da erscheint während des heftigen Debattierens ein Alter mit verbundenem Kopf: es ist der Chodja, der Lehrer der ganzen Umgegend, der zum Gebete ruft und „unsere Knaben lehrt aus einem großen Buche", — heute unser Retter, denn — er kann lesen. Er trägt den Geleitsbrief vor, nachdem er ihn geküßt, und nun gerät die ganze Versammlung außer sich: sie widerrufen alles, Wassermangel, schlechte Wege, alles, was ich will, zuletzt auch die Räuber. Allein es war mittlerweile doch eine geraume Zeit vergangen; bedrohliche Wolken standen am Himmel, und so blieb ich schließlich freiwillig. Die Dörfler rissen sich nun förmlich darum, unsere Gepäckstücke in die Oda tragen zu dürfen, in deren oberes Stockwerk eine Art von unsicherer Fallbrücke emporführte. Man zögerte selbst nicht, mir den Gebetsraum anzuweisen, der sich hier in der Oda befand. Die offenen Fensterhöhlen, besser Luken, wurden mit ausgespannten Sonnenschirmen verstellt, und beruhigt legte ich mich auf mein wackliges Feldbett.

Unser Ansehen nahm später noch zu, als wir den Zahnschmerz des Chodja lindern konnten; der dankbare Mann blieb die ganze Nacht im Vorraum vor unserm Zimmer,

damit nur am Morgen nicht wieder Schwierigkeiten entständen. Eine eigentümliche Konsultation hielten wir noch am Abend ab: bei einbrechender Dunkelheit stand unten vor dem Hause unter dem dichten Laubdach eines Baumes eine weiße Frau, vor ihr wie eine Schranke standen ihre zwei Kinder, dann der Gatte, der uns bis auf etwa drei Schritte heranzukommen bat. Er übermittelte uns ihre Klagen, und ihr unsern Rat, als ob sie selber gar nicht gegenwärtig wäre.

In der Frühe geleiteten uns ein paar der Bauern weiter. Dörfer trafen wir zunächst wirklich nicht. Wir überschritten die Höhe des Küstengebirges, wo die so lange gesehenen steinernen Bergriesen die erhabene Umwallung eines viel durchrissenen Beckens bildeten, das zugleich die Grenze zwischen den Wassern des Halys und der Küste bezeichnete. Eine Landschaft von einer Stimmung, die ich „ein Wasserscheidenidyll" nennen möchte; sie sind besonders eindrucksvoll in den Alpen —, wo man im Anblick stagnierender, gleichsam noch unentschiedener Wasserflächen in geweihter Stille das Walten der Natur unmittelbar zu belauschen meint oder auch in eine frühere Schöpfungsperiode plötzlich und zauberhaft sich entrückt fühlt.

Beim Abstieg in das Innere war eine völlige Veränderung der Physiognomie, vor allem in der Vegetation unverkennbar; wir folgten auch hier kleinen Flußthälern, die uns nicht selten an mitteldeutsche Formationen erinnerten. Ihre Wasser sind schon dem Halys bestimmt, und am folgenden Tage zogen wir an einem Hauptzuflusse desselben, dem Gök-Irmak, entlang auf Taschköprü zu, einen ausgebreiteten Ort mit zahlreichen Minarets, welcher die Stelle des alten Pompeiopolis einnimmt. Eine in jeder Hinsicht un-

bezeichnende Stelle, welche schon dadurch die relativ späte Gründung der Stadt verrät. Die weitere Umgebung ist von einer niederdrückenden Trostlosigkeit; trübselige gelbe Terrainwellen, unter denen auch die sonst bestellten um diese Zeit schon den Eindruck der Wüstheit machten. Hierbei leuchtet einem wirklich ein, wie der byzantinische Kaiser Konstantin Porphyrogenetus die Bewohner von Pompeiopolis für die dümmsten seiner Unterthanen halten konnte.

Kaum waren wir über die stattliche, ursprünglich antike Brücke geritten, der die Stadt ihren modernen Namen „Steinbrück" verdankt, als uns verschiedene Chanwirte mit Anpreisungen ihrer Lokalitäten anfielen. Man merkte, man war in einem verkehrsreichen Ort. In einem weitläufigen Chan am Markte machten wir Halt, Georgios ging in den Konak, um uns dem Kaimakam anzumelden, und wir befreundeten uns inzwischen im Chan mit einem Griechen aus Cäsarea, der mit etwa zwanzig seiner Landsleute sich in Taschköprü aufhielt, um Handel zu treiben. Nach Jahren erst kehren diese Männer zu ihren daheimgelassenen Familien zurück.

Zu meiner Freude ergab sich sofort, daß der direkte Querzug nach Süden zum Halys, den ich vorhatte, und dessen Möglichkeit bis dahin ganz problematisch hatte bleiben müssen, nicht nur ausführbar war, sondern auch sehr häufig von den Eingeborenen und in etwa zwei Tagereisen gemacht wurde.

Inzwischen kam Georgios zurück, der Kaimakam sei abwesend; es kommt auch wohl vor, daß er das nur vorgeben läßt, um erforderlichen Falles sein Alibi erweisen zu können: vielleicht soll auch das Volk daraus erkennen, daß

die Ungläubigen nicht allzu sehr geehrt werden. Aber der Richter und ein hervorragendes Mitglied des Rats erwarteten uns. Zwei Zabtiehs mit ihrem Sergeanten holten uns ab und führten uns in den Konak, wo man uns im langen Ratssaale auf roten Polstersesseln Platz nehmen ließ, welche auf einer sehr erhöhten Estrade an einer kurzen Seite des Saales standen. Wir warteten eine Weile — die Gläubigen müssen den Eindruck bekommen, als ob die Franken doch nur wie Gäste zweiten Grades empfangen würden; dann erschien ein alter Mann mit kleinen listigen Augen und ein jüngerer, den der weiße Turban als Richter bezeichnete. Sie besetzten die zwei noch leeren Polsterstühle neben uns und so thronten wir vier hoch oben auf der Estrade in dem sonst vollkommen leeren Saale, ein Urbild komischer Feierlichkeit. Der Kadi war noch nicht lange in Anatolien; er kam aus Epirus, wohin er sich zurücksehnte, und sprach fließend griechisch. Er sowie der alte Ratsherr, der noch ein Körbchen an den Arm nahm, um bei der Gelegenheit gleich ein paar Einkäufe zu besorgen, begleiteten uns in die Stadt; der Sergeant ging mit zwei Zabtiehs voran, zahlreiche Honoratioren, Kinder und Bummler schlossen sich an. Alles half uns Inschriften sowie andere Reste des Altertums suchen, deren bedeutendste in einem umfangreichen Marmorbau aufgegangen sind, ein türkisches Seminar, das aus antiken Quadern besteht; auf den vier Dachecken desselben sind Altäre angebracht und der Innenhof wird von antiken Säulen gebildet. Nahe dabei fängt ein großer antiker Marmorsarkophag lebendiges Quellwasser auf und spendet es dann wieder aus mehreren Öffnungen: ein monumentales Epigramm.

Später benutzten wir den Telegraphen, um unsere Freunde an der Küste über unsere weitere Richtung zu orientieren und saßen schließlich lange im Garten des Kadi unmittelbar am stark strömenden Fluß in einer Laube, wo wir ganz ausgezeichnete Pflaumen aßen, eine Thätigkeit, die nur durch ärztliche Konsultationen unterbrochen wurde.

Das lebhafteste Interesse galt auch hier den Angelegenheiten in Ägypten: in der That war es das Tagesinteresse in den entlegensten Winkeln dieses weltentlegenen Landes. Wie ein Lauffeuer war der Ruf der Ereignisse hier durchgezogen; nur wiegten die Leute sich im Anfang in Illusionen, sprachen von glänzenden Siegen Arabis und von furchtbaren Verlusten der Engländer. Dann kam die Wahrheit an den Tag; Arabi blieb ihr Held, der Mann der großen Idee des Islam, aber ihre Flüche trafen den Khedive „den Vater des Unglücks, den Feigling, der mit Fremden paktierte."

Gerade damals war viel vom gemeinsamen Vorgehen Englands und der Hohen Pforte die Rede. Über die etwaigen Konsequenzen gab sich freilich kaum irgend jemand einer Täuschung hin: „wenn alles in Ordnung ist, so wird es heißen, nun Türke, packe Dich!" Daß die Engländer Ägypten nicht verlassen würden, in der Annahme mußte ich freilich meine Türken bestärken, wie ich auch jetzt noch das Gegenteil für einen Irrwahn halten würde, dem furchtbare Opfer fallen könnten. Viele ernste und verständige Leute in Anatolien begriffen das sehr wohl; die Masse aber war in tiefer Erregung. Über die Christen des Orients hätte namenloses Unglück hereinbrechen können, wenn die ägyptische Affaire weniger schnell und definitiv abgethan worden wäre. Hier lernte man den Engländern danken, und die wohlfeile

moralische Entrüstung eines Teiles der europäischen Presse erschien kaum noch in einem harmlosen Lichte, kaum noch durch Unverstand und Ignoranz entschuldigt.

Am Abend gaben uns einige Griechen aus Cäsarea im Chan ein sehr splendides Mahl; da sie nur türkisch sprachen und auch türkische Besucher ab und zu gingen, so wagten sie nicht, ihre Nationalitätsfrage mit der sonstigen Freiheit zu behandeln. Aber bei der vielfachen Berührung mit den verschiedenen Elementen der Bevölkerung merkte man erst, wie unvermittelte und wie unversöhnliche Interessensphären hier dicht bei einander liegen.

In den nächsten anderthalb Tagen befanden wir uns auf der hohen Anschwellung, die uns noch vom Halysbette trennte; auf und nieder ging der Weg, bald auf Höhen, wo nur spärliches Nadelholz sich erhielt, bald in tiefe Sammelthäler der Wasser, wo die Blockhütten der kleinen Dörfer, die gerade in der Ernte begriffen waren, verstreut lagen. Unaufhörlich zogen die Stiergespanne über die Halme das Brett hin, auf dem die lenkenden Knaben und Männer beschwerend standen und das an seiner Unterfläche ganz besetzt ist mit Feuersteinsplittern, welche auf ein Haar denen der „Steinzeit" gleichen; sie zerschneiden die Halme, während die Stiere das Dreschen besorgen.

So oft wir eine Höhe von weiterem Überblick erklommen hatten, lagen hohe Bergketten in endloser Reihe vor uns. Zwischen ihnen mußte auch der Halys eingesenkt liegen, der in diesen Gegenden selten oder nie berührt war.

Gegen Mittag des zweiten Tages trieben wir die ermüdeten Rosse zum letzten Mal — wie es hieß — eine Anhöhe empor, und mit staunendem Entzücken sahen wir ein

Bild vor uns, das des besonderen Reizes nicht erst noch bedurft hätte, vorher nie einem Europäer sich enthüllt zu haben. In fast senkrechter Tiefe, etwa 4000 Fuß unter uns, wälzte der Halys — der Kisil Irmak — seine gelbbraunen Fluten; wo er mit scharfer Biegung aus engem Felsenpaß heraustrat, empfing er erst noch eine andere starke Wasserader, deren hell schimmernde Linie fern im Westen verschwand; dann wandte er sich in breiterem Thal viel gewunden nach Osten. Die jenseitigen Felsenbegrenzungen erhoben sich grausteinig und mit grünem Gesträuch nur notdürftig überkleidet zu ansehnlicher Höhe; an unserer Seite aber stiegen gewaltige, rötlich schimmernde Steinmassen auf, ungeheuerlich in Formen und Eindruck. Übersichtlich lag hier das Gebiet vieler Tagereisen auf einen Schlag vor uns; im Süden deutete man auf die Berge von Iskelib, unser späteres Ziel; fern im Osten zeigte man schon in der Richtung nach Amasia, von dem wir in der Luftlinie etwa 100 Kilometer entfernt waren.

Wo vor uns der Halys abwärts fließend im Osten verschwand, schien er wiederum in Felsenengen zu treten, von da an war sein Lauf ganz unbekannt und galt als unverfolgbar. Hier endlich ward uns sichere Kunde, daß er auf mehrere Tagereisen zugänglich sei. Das entschied meinen Entschluß: nicht nach Süden, wie ich bisher gewollt, sondern erst nach Osten richtete ich den Marsch; mühsam stiegen wir hinab ins Thal des Halys, aus empfindlicher Kälte und reiner Luft in Gluthitze und erstickende Winde. Aber ich gestehe, daß mir feierlich zu Mute war, als ich einritt in das Thal mit seinem großartigen und, wenn ich so sagen darf, geschichtswürdigen Charakter.

Die Bauweise war geändert, viele Bretter zu den Häusern verwendet, besonders zum unteren Stockwerk, währ
rend das obere aus Lehm bestand; den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit zeigten die schlanken Minarets auch in kleinen Orten; sie waren von Feldern umgeben, auf denen auch Baumwolle gedieh, und von Gärten, aus denen uns die schönsten Trauben gereicht wurden.

Wir folgten dem Halys, der hier ein ziemlich breites Inundationsgebiet hat, und gegen Abend zogen wir, an zahllosen rohen Grabsteinen vorüber, in das umfängliche Kargy ein, die Lehmstadt, ein Name, den das Meer grauer Hütten aufdrängte, in denen übrigens merkwürdigerweise ein paar kleine Fensterscheiben vorkamen.

Der Empfang war nicht besonders freundlich: der Ortsvorsteher war auch hier abwesend, angeblich wenigstens; ein alter Mann, ohne die übliche äußere Lebensart der Türken, vertrat seine Stelle. Es war nicht leicht, ihm klar zu machen, daß ich den Halys zu verfolgen wünschte. „Dein Papier," sagte er, „spricht von Antiken und nicht von Flüssen." Erst allmählich gelang es, ihn und seinen noch unverschämteren Sohn etwas zu zähmen; ihre bessere Gesinnung drückten sie dadurch aus, daß sie uns ein paar harte Äpfel und Pfirsiche, sowie eine Wassermelone überreichten, die sie mit aufessen halfen und doch als ein genügendes Nachtmahl für uns betrachteten. Wir hielten uns später schadlos.

Am Morgen ritten wir ungehindert aus der Lehmstadt auf die Öffnung zu, in welcher der Halys verschwand und begannen unsere Wanderung an diesem größten Strome Kleinasiens.

IV.

Gleich hinter Kargy treten Höhen dicht an den Halys, nach wenigen Minuten entziehen sie den Ort den Blicken und lassen den Wanderer allein mit dem Flusse, der hier in unerforschtem Thale schnell und breit dahinströmt, bald dunkelbraungelb von Farbe, bald glänzend purpurschlammfarbig — wenn ich so sagen darf — Eigenheiten, welchen der heutige Name des „roten Flusses“, Kisil Irmak, verdankt wird. Fern im Grunde vor uns, wo der Fluß mit scharfer Wendung aus der östlichen in die Nordrichtung übergeht, hebt eine Bergmasse sich majestätisch bis zu kahlfelsigen Spitzen empor, der „Olivenberg“, in welchen eine stark bevölkerte Ebene, die „Olivenebene“, ansteigend sich hineinzieht. Bald zur rechten, bald zur linken Seite des Flusses treten die begrenzenden Berge etwas zurück, geben einer kleinen Ebene unmittelbar über dem Ufer Raum und einer Ansiedelung, welche von dem fruchtbaren Boden sich nährt. Dieser zeitigt Früchte von überraschender Güte, Pfirsiche, vor allem Trauben in reichster Fülle, die teilweise frisch oder konserviert zu jedem Mahle gegessen, teilweise zu einem dicken Gelée eingekocht werden. Unaufhörlich, auf dem Marsche und bei der Rast, wurden wir mit den mannigfachen blauen und grünen, großen und kleinen, länglichen und runden Sorten beschenkt. Seine Gaben wiegt der Himmel in diesen Bergwinkeln durch eine außerordentliche Hitze gleichsam auf: übertreibend sprechen die Bewohner davon, wie die Glut der Sommersonne stark genug sei, um Eier zu kochen!

Der Halys ist hier aber keineswegs in Steilfelsen eingesenkt, wie man gemeint hat — auf diese werden wir erst

später stoßen — sondern beiderseits auf gebahnten Pfaden zu Rosse und zu Fuß verfolgbar; allerdings sind dieselben nicht unbedenklich an den vielen Stellen, wo sie die unmittelbar ans Wasser tretenden Bergfüße mühsam und stark gewunden überschreiten müssen und durch Geröll schwierig oder auch durch langes Betreten glatt und schlüpfrig geworden sind.

Als wir gegen Ende des ersten Tagemarsches uns gerade der Olivenebene gegenüber befanden, hatten wir an unserer, der linken Flußseite einen solchen vorgebauten Felsen zu überschreiten, über dessen Fuß es hinein ging in ein stilleres Thal von zahmerem Charakter. Hier drehte sich unser Zabtieh herum und wies schweigend rückwärts, — wir konnten einen Ruf des Staunens nicht unterdrücken: aus hohem, isoliertem Felsenblock, hart am Flußrande, sah uns ein gewaltiges, uraltes Felsengrab, das drei Säulen trugen, entgegen.*) Man hätte weiter reiten können, ohne es zu bemerken. Da es etwa erst zwölf Fuß hoch über dem Boden einsetzte, so riefen wir einen jungen Burschen um einen der gefällten Bäume an, mit denen er gerade am jenseitigen Ufer hantierte, legten den Baum an und befanden uns bald alle in der Vorhalle und der anstoßenden kleinen Kammer des Grabes, die zum Teil mit Sand gefüllt war. Auf einer Stufe vor den Säulen lagerte, wie alles aus dem lebendigen Felsen gemeißelt, inmitten wachthaltend ein Löwe, ihm kam der Vorderteil eines zweiten aus der rechten Ecke entgegen, in der linken folgte ein dritter. Im flach angelegten Giebel waren einander gegenüberstehende Tiere nur noch

*) Eingehender beschrieben in G. Hirschfeld, Paphlagonische Felsengräber (Aus d. Abhandl. der Preußisch. Akademie der Wissenschaften 1885), S. 9 ff. Tafel I. II.

schwach und teilweise erkennbar. Alles Bearbeitete hatte schon längst wieder die altersgraue Verwitterungsfarbe der umgebenden unberührten Felsen angenommen.

War es bei dem ganzen Charakter dieses unbekannten Halysstückes undenkbar, daß dasselbe im Altertum nicht sollte bewohnt worden sein, so gaben dies imposante Grab und die gebahnten Pfade auch die äußere Bestätigung. In einen ursächlichen Zusammenhang brachte diese beiden Elemente auch die Sage der Umwohner, deren Phantasie das einzige Monument wie die gebahnten Pfade in gleicher Weise beschäftigten, da auch diese der Fassungskraft des modernen Geschlechtes dort als Leistungen erscheinen müssen, die eine gleichsam übernatürliche Erklärung verlangen. Sehr originell war freilich das Märchen nicht: Es war einmal ein König, der hatte eine vielumworbene Tochter. Der König aber stellte den Freiern die Aufgabe, Pfade den Fluß entlang zu bahnen. Es müssen schließlich nur zwei Kandidaten sich darauf eingelassen haben, da es heißt, die Tochter ward dem versprochen, an dessen Seite der Weg zuerst fertig würde. Das gelang dem Freier am linken Ufer, wo auch das Grab sich befindet. In diesem ward der alte König beigesetzt, der glückliche Gewinner erhielt mit der Tochter auch die Herrschaft — und die Hauptfaktoren wenigstens: Grab, Pfade und eine begehrenswerte Ebene am Flusse existieren noch heutigen Tages. Andere Köpfe verrieten freilich bei der Gelegenheit eine kuriose Anschauung von der Vergangenheit: sie bezeichneten das Grab als „genuesisch“, die Pfade als „griechisch“, und „daher“ seien diese jünger als das Grab.

Jedenfalls freuten wir uns über den unerwarteten Fund

von Herzen und machten uns nichts daraus, daß wir unser Quartier auf halsbrechenden Wegen erst in tiefer Dunkelheit erreichten. Das ganze Dorf saß noch beim Licht von Kienspänen im Vorhof der Moschee und feilschte um ein paar Heller mit dem Steuereinnehmer, der in Begleitung von ein paar stämmigen Bewaffneten den Frieden auch dieses stillen Thales zu stören gekommen war.

Die Versammelten, zu denen ich mich setzte, behandelten mich ohne weiteres als ihren „Freund" und teilten mir bereitwillig von ihrem sehr beschränkten Wissen mit: der Fluß sollte noch eine ganze Strecke unmittelbar verfolgt werden können. So war es in der That: am nächsten Tage hielten wir erst nach fünf bis sechs Stunden in einem Dorfe über dem Halys nicht weit von der engen hohen Felsenpforte, in welche der Fluß alsdann eintritt. Von da an könne ihm kaum eine Ziege folgen; nur an ganz wenigen Stellen lockere sich der feste Gürtel der Felsen, bis der Fluß, noch etwa sechs Stunden vom Meere, endlich wieder befreit in ebenem Boden dahinfließe, mit derselben bewegten und verhängnisvollen Vergangenheit, welche wir in kleineren Verhältnissen schon beim Devrikianflusse kennen gelernt haben.

Eine merkwürdige Erzählung hatte ich überall am Flusse erhalten: vor angeblich acht Jahren sollten fremde Männer vom Meere her in einem Boote den Fluß hinaufgeschwommen sein bis zu den Punkten, die wir eben berührten; einige behaupteten, sie seien auf dem Rückwege verunglückt. Eine andere Sage datierte es etwa achtzig Jahre zurück, daß Fremde auf einem Floß, das sie gezimmert, durch den engen Felsenkanal hinausgeschwommen seien zum Meere. Die Mitwirkung der Umwohnenden hätten sie dabei erreicht

durch das Versprechen, den Fluß zu regulieren. Etwas mag daran sein und zwar an dem früheren Ereignis: man weiß, daß etwa um die angegebene Zeit Agenten Napoleons I. Kleinasien berührten. Jedenfalls würde solche Fahrt das einzige Mittel zur Klärung des nun noch unbekannt gebliebenen Flußlaufes sein, und nach den Höhenverhältnissen ist so viel wenigstens unwahrscheinlich, daß Wasserfälle dabei irgend ein Hindernis bereiten. Uns selber gelang es, auf etwas beschwerlichem Wege das erste große unsichtbare Stück des Flusses zu umgehen bis zu einer Öffnung, deren frühere Bedeutung für den Verkehr die Reste einer antiken Brücke noch verrieten. Auf Pfaden, die im Altertum viel betreten waren, befanden wir uns offenbar in jenen Halystagen.

Nachdem wir den Lauf soweit als möglich festgelegt, kehrten wir am rechten Ufer zurück bis zu einem Dorfe, das dem Felsengrabe gegenüber lag. Hierbei fiel mir besonders oft auf, wie sehr verschieden dieselbe Landschaft bei nur wenig verändertem Augenpunkt, ja nur bei anderer Tageszeit erscheint, so daß man diese eigentlich bei jedem empfangenen Eindruck anmerken sollte.

Wir zogen quer durch die Olivenebene und überstiegen auf unbekannten Wegen hohe Kämme des Olivenberges, die uns landeinwärts zu einem oberen Stücke des vielgewundenen Stromes führen sollten.

Beim Abstiege nahmen die umgebenden Felsen höchst auffällige Formen an; endlich bogen wir aus dem engen bizarren Felsentheater hinaus und betraten eine sich erweiternde Ebene um den rechts nach Westen hinausfließenden Halys, dem wir uns mehr und mehr näherten. Nur einzelne Felsen ragten noch wie emporgeworfene erstarrte dunkle

Wellenkämme aus dem gleichmäßigen Boden empor, unmittelbar am Strom der höchste, der Berg mit der Burgruine von Osmandjik. Trotz der Hitze ritten wir froh darauf los, ich unterließ sogar, was ich sonst aus Vorsicht für jede Eventualität immer that, eine Photographie des Ortes schon im Herankommen zu nehmen. Denn wir hatten ja nun vorläufig das Vilajet von Kastamuni verlassen und machten uns auf durchgehends bessere Aufnahme gefaßt —, obgleich mir in der Beziehung kleinere Orte mit geringeren Beamten unter allen Umständen immer sicherer sind als große. Auch diesmal sollten wir nicht angenehm enttäuscht werden.

In der Mittagssonne ritten wir in den elenden Ort mit seinen 200 Lehmhäusern ein. Im geräumigen Kaffeehause am Fluß war kein Raum für uns, oder man mochte die Ungläubigen nicht aufnehmen. Das sogenannte Zimmer eines kleinen Chans war ein Lehmstall von sechs bis acht Fuß an jeder Seite, mit Löchern in den Wänden, in der Decke und im Boden. Es sah überhaupt nicht aus, wie eine ernst gemeinte Behausung, nicht einmal hier. Nach diesen Erfahrungen dirigierte ich den Zug auf den Konak zu, um mir vom Kaimakam ein Privatquartier anweisen zu lassen. Ich traf den Würdenträger mit einigen anderen Türken in seinem Geschäftsraum; es war ein jüngerer schwarzbärtiger Mann in Nationaltracht, einer von denen, welche nach dem letzten Kriege aus Rumelien in die Türkei gekommen sind. Er ließ sogleich für ein Quartier sorgen; wir unterhielten uns noch eine Weile, wobei seine Höflichkeit und Glätte mir schon von etwas fatalem Beigeschmack erschien. Ich verstand, daß er beiläufig noch einen auf mich bezüglichen Befehl erteilte; dann verfügten wir uns in das ange-

wiesene Haus, wo uns ein alter Herr in weitem weißen durchsichtigen Umwurf — dem Kennzeichen des muselmanischen Jerusalempilgers — mit einer ganzen Schar robuster Diener sehr freundlich begrüßte. Er bat dann, ihn wieder in die Weingärten zu beurlauben, wo im Augenblick, in der Mitte des September, die allgemeine Lese stattfand, und wir setzten uns zu unserem einfachen Mahle, dessen Hauptbestandteile das fast unvermeidliche Huhn, dicke Milch und Trauben waren.

Noch ehe wir geendet, drangen zwei Männer ins Zimmer, die sich als Polizeibeamte vorstellten, sich ohne weiteres niederließen, ein Papier hervorholten und ungeniert begannen, mich nach mir selber auszufragen. Ich war erstaunt; ich hätte ja dem Kaimakam meine offiziellen Papiere gezeigt, hier läge ein Irrtum vor, ich bäte die Herren, sich zu verabschieden. Sie verschwanden, aber nur um nach kurzer Zeit wieder zu kommen: der Kaimakam wüßte um ihr Vorgehen, es sei gesetzlich streng vorgeschrieben, daß ein Nationale von jedem fremden Ankömmling aufgenommen werde, daß man wisse, „was er nehmen, was er geben würde". Ich erwiderte, daß ich zum dritten Mal in Anatolien sei und hunderte von Orten berührt hätte, ohne je durch solch Ansinnen belästigt worden zu sein. Ich würde nicht unterlassen, in Stambul dem Minister zu erzählen, daß Osmandjik der einzige Ort des Reiches sei, wo man seinen Empfehlungen nicht glaube.

Die zwei beharrten, nur fielen sie aus ihrer ursprünglichen Frechheit in einen einschmeichelnden Ton, wälzten alle Schuld auf andere und baten endlich, daß ich meinem Diener gestatten solle, über mich die nötige Auskunft zu geben. Das geschah denn; ich glaube, der Schelm bezeich-

nete mich als einen Pascha aus Deutschland; schließlich verlangten die Herren meine Unterschrift, wieder mit der größten Dringlichkeit. Ich hatte nicht im mindesten Lust, etwas zu unterschreiben, was ich nicht lesen konnte und warf die Herren, als sie zum dritten Mal kamen, definitiv hinaus, verlangte meine Pferde und hatte allen Ernstes vor, sofort die ungastliche Stadt, wenn auch nur auf eine kürzere Strecke zu verlassen. Da entstand ein wahrer Aufruhr unter den Dienern des Hauses; erst warfen sie ein, daß weder die nötigen Eisen noch der Schmied an dem Tage aufzutreiben seien, dann trugen sie meine Stiefel fort, nahmen mir den Hut weg und flehten mich an, ihrem Herrn nur nicht diese Schmach anzuthun, er würde dann ohne Zweifel den Kaimakam ermorden. Inmitten des Wirrwarrs ließ dieser würdige Mann seinen Besuch ansagen. „Laß ihn nicht kommen!" riefen die Diener. Ich hielt aber unter allen Umständen das Gegenteil für besser, und alsbald trat er denn auch ein, begleitet vom Richter. Ich versäumte nicht, den Herren zunächst Kaffee und Cigarretten reichen zu lassen, dann nahm ich dicht neben ihnen Platz und fragte einfach und deutlich — das heißt also gänzlich untürkisch: „Kaimakam, was soll das bedeuten, daß Ihr mich hier wie einen Verbrecher verhören laßt; liegt irgend ein Verdacht gegen mich vor?" Diese direkte Ansprache schüchterte ihn ein: „o nein", sagte er; „aber die Ordnung will es so, es ist ein Befehl gekommen." „Seit wann?" fragte ich. „Seit acht Tagen", behauptete er frisch, „und ist es bei Euch nicht ebenso?" — Er war während des letzten Krieges einmal in Wien gewesen, anscheinend mit irgend einem Anliegen seiner Landsleute und mochte damals der Polizei allerdings nicht ganz

klar erschienen sein. — „Ja wohl ist es so“, erwiderte ich, „vorausgesetzt, daß der Fremde sich verdächtig gemacht hat; aber wenn Du einmal mit einer Empfehlung unserer Regierung bei uns herumreisen solltest, und man Dich so belästigt, wie mich hier, so kannst Du auf meine Verantwortung die Inquirenten hinauswerfen. Wenn solche Schreiben nicht mehr genügen, um uns zu legitimieren, so werden wir wohl nächstens Euren Padischah selber zu uns stecken müssen, sobald wir unter Euch reisen.“ „Wie kannst Du so sprechen“, entgegnete er, „ein Verdacht gegen Dich, wie unmöglich! aber ein Befehl ist da . . .“ „Unsinn“, fiel ich ein, „und daß Du damit auch gerade an mich kommen mußtest, der ich mich überall als den größten Freund Deiner Landsleute bekenne! Sollte ich übrigens Gelegenheit haben, den Sultan in Stambul zu sehen, so glaube ich, wird er sich wundern, daß dergleichen passieren konnte.“

Der Kaimakam war in Verzweiflung, ward blaß und rot und wendete sich zuletzt Hilfe flehend an seinen Begleiter: „nicht wahr, Richter, habe ich Dir nicht gleich gesagt, wie sehr das Gesicht dieses Fremden mir gefiel?“ Der Richter bestätigte mit Wärme. „Aber unsere Freundschaft bleibt doch bestehen?“ fuhr der Kaimakam bittend fort. Ich zuckte die Achseln, wünschte statt aller Antwort gerade unter seiner Begleitung die Stadt anzusehen und zwang ihn so — zu seiner innern Verzweiflung, glaube ich — bescheiden an meiner Seite durch die belebte Hauptstraße zu promenieren bis auf die große Brücke von fünfzehn Bogen, einem einzigen Prachtwerk, die Sultan Bayezid II. (1481—1512) unmittelbar unterhalb der Burg über den Halys geschlagen hat. Zu leicht vergißt man, wenn man es überhaupt weiß, daß

Kleinasien außer seiner antiken auch eine seldschukische und nach ihr noch eine türkische Blütezeit gehabt hat, die allerdings längst vorüber ist.

Der schlammige Strom fließt unter der Brücke eilends und flach in breitem Bette fort: er treibt dabei eine große Anzahl von Rädern und pumpt auf diese Weise sein eigenes Wasser in die angrenzenden Gärten. Die verfallene Burg, so log der Kaimakam, sei unbetretbar. Ich hatte allmählich so heftigen Kopfschmerz bekommen, daß ich nicht auf weiterem bestand, und ritt am anderen Morgen in der Frühe ab, auch ohne die erwünschten photographischen Aufnahmen gemacht zu haben, da ich fürchten mußte, dadurch aufs neue Verdacht zu erregen und so kostbare Zeit zu verlieren. Der Kaimakam konnte sich einfallen lassen, sich erst an seinen nächsten Vorgesetzten in Amasia zu wenden, die erste Telegraphenstation war 10 Stunden entfernt; und wenn schon überall, so können besonders in der Türkei die geringfügigsten Affairen unberechenbare Dimensionen annehmen, wenn man den Fehler begangen hat, sie nicht von vorn herein und schnell abzuthun, sondern Zeit gelassen zum Überdenken und Intriguieren.

Übrigens war offenbar auch der Zabtieh, den der Kaimakam uns mitgab, angewiesen, uns scharf aufs Korn zu nehmen; mit demonstrativem Diensteifer hielt er sich fortwährend in unserer Nähe und genierte mich nicht wenig beim Croquieren. Der Schlaue behauptete, schon einmal einen „Pascha“ begleitet zu haben, der es überaus aufmerksam gefunden hätte, daß er ihn fortwährend angestarrt habe. Mit Mühe und List gelang es Georgios, ihn wenigstens während der ersten Mittagsrast anderweitig zu beschäftigen,

so daß ich einige in Osmandjik versäumte Arbeiten nachholen konnte.

Das Mahl, das uns der Eigentümer unseres Ruhezimmers auftragen ließ, war auffallend splendide; auffallend auch, daß er das kleine Geldgeschenk, das sonst mit mehr oder weniger Gleichgültigkeit angenommen zu werden pflegt, entschieden zurückwies. „Heute", erklärte er, „ist gerade der Todestag meines verstorbenen Vaters; möchte doch Gott immer an diesem Tage mir die Gnade erweisen, mir Gäste zu bescheren, die ich bewirten kann."

Auf den verbrannten Öden, die wir am Vormittag noch nahe dem Halys durchzogen, hatten wir große Herden von Rindern — bräunlichen und hellen —, Eseln, Pferden, Schafen und Ziegen getroffen; am Nachmittag stiegen wir in enge bewaldete Seitenschluchten, in denen es angeblich nicht immer geheuer war, und blieben am Abend bei einem begüterten alten Landbauern, den wir wie einen Patriarchen auf seinen Feldern hockend fanden, wie er von fast gleichalten Knechten das Getreide in Säcke messen ließ. Ein junger Steuereinnehmer, der das Gastzimmer des Hauses schon vor uns besetzt hatte, überließ es uns sofort und schlief im Vorraum mit unseren Leuten.

Den folgenden Morgen kamen wir nahe an die hohen Ketten, die wir schon eine Woche vorher von der erhabenen Warte über dem Halys als die fernsten Höhen im Süden gesehen hatten. In brennender Glut stiegen wir nachmittags von den gefurchten sandigen Bergen steil abwärts in ein schmales Thal, das einer gesenkten Sohle gleich nach Süden sich hinwand. Den klaren geschlängelten Bach faßten von beiden Seiten Gärten und Weinpflanzungen ein, deren

volles Grün mit der fahlen Farbe der Berge stark kontrastierte. Immer mehr lockerten sich die Begrenzungen, das Thalband ward breiter, und mit einer gewissen Spannung erwarteten wir seine endliche Entwickelung. Aber siehe da, bei der letzten Wendung zeigt sich statt eines freien Ausganges eine hohe dunkele Felsenkappe, die abschließend und drohend zugleich emporsteigt und jeden Ausblick hindert; nur treten auf ihrer Höhe einzelne Häuser bestimmter hervor, während an ihrer linken Seite Bauten aller Art, Häuser, Moscheen, Minarets von jenseits her gleichsam überzuquellen scheinen. Die unerwartete Burg war die Veste von Iskelib, unterhalb welcher die große Stadt im erweiterten Thale nach Süden sich hinlagert. Voller Besorgnis nach den letzten Erfahrungen, machte ich noch vor dem Eintritt ein paar photographische Aufnahmen, um so vorsichtiger, da wir uns wieder in einem Zipfel des Vilajets Kastamuni befanden. Wir hielten im Hof eines geräumigen Chan, vor dessen Thor mehrere prächtige alte Türken kauerten im stillzufriedenen Genuß der Ruhe und der Wasserpfeife; es waren, wie sich gleich herausstellte, vornehme Leute, Mitglieder des Rates.

Fast noch ehe ich aus dem Sattel gestiegen, näherte sich mir ein Sergeant der Feldgendarmerie mit großer Höflichkeit: das Medjlis — eben der Rat — habe vernommen, daß ein Fremder angelangt und lasse mich bitten, wenn es mir beliebe, in das Amtsgebäude zu kommen. Ganz sicher ist man ja auch bei so ausgesuchter Höflichkeit nie, ob nicht doch irgend eine versteckte Absicht dabei im Spiele ist, etwa die, den Schein zu erwecken, als habe der Giaur sich zunächst gehörig zu legitimieren. Im allgemeinen habe ich mich aber gut dabei befunden, nicht erst lange über solche etwaige Ab-

sichten zu grübeln, und so begaben wir uns auch diesmal unverweilt in den Konak. Es war ein ganz stattlicher Bau in einem weiten Hofe, in den von allen Seiten die starren felsigen Höhen hineinschauten. Nachdem wir im Ratszimmer kurze Zeit gewartet, öffneten sich die Thüren, und herein schritten im feierlichen Aufzug etwa ein Dutzend Türken; die ältesten, weißbärtigen an der Spitze, bewegten sich langsam auf die Divans zu und nahmen nach Alter und Würdigkeit Platz. Nie hatte ich bei derartigen Gelegenheiten so stark wie hier den Eindruck, bei einer theatralischen Vorstellung beteiligt zu sein. Nach Würde und Alter begannen sie auch die Begrüßung, stellten der Reihe nach die stereotype Frage, „ob wir viel auf der Reise gelitten?" und hießen uns in derselben stereotypen Weise willkommen.

Während der Versuche, das Gespräch langsam in Fluß zu bringen, erschien der Richter; schließlich der von allen Erwartete, der Kaimakam, der beim Straßenbau noch zu thun gehabt. Das Auftreten des noch jugendlichen Mannes war frappant, nicht nur in Tracht, auch in Bewegungen war er so auffallend europäisch, daß ich nicht zweifeln konnte, einen sehr ausgeprägten Jungtürken vor mir zu haben. Schon vor Wochen hatte man ihn mir sehr gerühmt in einem kleinen Ort an der Küste, den er eine Zeit lang verwaltet hatte. Die Grüße, die ich ihm von dort zu bestellen hatte, wo man sich seiner noch so gern und lebhaft erinnere, nahmen ihn schon für uns ein. Leicht ward alles geordnet, was auf eine ungestörte Besichtigung der Altertümer des Ortes und auf eine sichere Fortsetzung unserer Reise Bezug hatte. Dabei wurde das Gespräch lebhafter: es kämen so selten Franken in den Ort, klagten sie. Das

sei kein Wunder, wagte ich zu äußern, denn den einzigen, der meines Wissens gekommen ist — es war der Engländer Ainsworth — haben Eure Väter und Großväter vor 40 bis 50 Jahren so behandelt, daß er gewiß froh war, noch gut davongekommen zu sein." Unsere neuen Freunde waren sichtlich etwas betreten; aber sie waren liebenswürdig genug, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. In vertraulicher Aufwallung schlug mir der Kaimakam aufs Knie: „gieb acht", sagte er, „wir wollen Dich eines Besseren belehren; Zabtiehs habe ich im Augenblick ohnehin nicht hier, Du wirst auch morgen hier bleiben und unser Gast sein." Die Anwesenden nickten Beifall, und sie hielten ihr Wort: unermüdlich waren die ersten Männer der Stadt, der Kaimakam an der Spitze, darin, uns zu den merkwürdigen Resten des Altertums zu geleiten. Die wichtigsten waren auch hier Felsengräber mit säulengetragenen Vorhallen, welche dem Fuße des Burgberges eingearbeitet sind. (Vergl. Paphlagonische Felsengräber S. 17 ff. Taf. III ff.) Alle suchten in ihrer Erinnerung nach antiken Monumenten, was freilich bei der allgemeinen Teilnahmlosigkeit für die alten Überbleibsel kein besonderes Resultat haben konnte. Osman-Bey, der vornehmste Mann der Stadt, trug eigenhändig eine Leiter unter eine Brücke, wo eine antike Inschrift vermauert war. Schon um 10 Uhr morgens genossen wir bei ihm ein vortreffliches Mahl, wie die Herren von Iskelib überhaupt als hervorragende Feinschmecker in ihrer Art sich auswiesen.

Über unser Erlebnis zu Osmandjik zeigten die Hiesigen eine lebhafte Entrüstung. Was ein thatkräftiger Mann auch hier vermag, ward uns bei unsern Gängen durch die Stadt klar: eine so außerordentliche Thätigkeit war mir noch

nirgends im Innern begegnet. Da wurden Häuser errichtet, an Wegen gebaut, Straßen gebessert, da doch in der Türkei leichter hundert neue Dinge ins Werk gesetzt, als ein fertiges älteres gebessert wird. Jeden Moment des Vorübergehens benützte der Kaimakam zu einem anfeuernden Wort: „vorwärts, meine Seelen! gut, meine Löwen!"

Am buntesten ging es im Hof des Konaks zu; es war ein Bild von biblischem Charakter. Der Kaimakam ließ da eine Schule errichten. Was nur in der Stadt tragen, karren und mauern konnte, war thätig; die Ratsmänner teilten sich in die Aufsicht, der Tschausch (Sergeant) ging mit einer kurzen Peitsche, die aber nur die Bedeutung eines Abzeichens hatte, wie ein Frohnvogt unter den wimmelnden Haufen umher. Der Kaimakam und wir saßen da eine lange Zeit und sahen dem Treiben zu; alle Augenblicke trat irgendwer heran, bat um Weisung, zeigte unbrauchbar gewordene Karren, brachte neue Instrumente und Geräte. „Sie erhalten für ihre Arbeit kein Geld", raunte der Kaimakam mir zu; „würde man das bei Euch für unrecht halten?" Ich beruhigte ihn, statt der körperlichen Leistung zahle man bei uns eben Geld.

Unter die Steinträger drängten sich auch Kinder, Knaben und Mädchen; in anbetracht des Zweckes fanden wir das ganz in der Ordnung. Etwas sehr Türkisches war dann doch wieder dabei: im Erdgeschoß des Konaks fehlte auf eine Strecke jede Mauerfüllung des Fachwerks; und was befand sich in dem luftigen Raum dahinter? Das Gefängnis für die schweren Verbrecher, die mit rasselnden eisernen Ketten beladen ganz vergnügt dem Leben zuschauten, wie der Kaimakam und wir, die wir ihnen gerade gegenüber saßen.

Schließlich bat man mich, alle die würdigen Männer und die Arbeiter als großes Gruppenbild zu photographieren. Als ich dann noch nach einem passenden Punkte suchte, um ein Panorama der Stadt aufzunehmen, war ein Ratsherr übermütig genug, ein Minaret dazu vorzuschlagen. Der Kaimakam vertuschte schnell diesen taktlosen und auffällig untürkischen Einfall.

Fast nirgends sind die Türken im Gespräch so warm und zutraulich geworden wie hier; an andern Orten fehlte freilich vielleicht nur ein ebenso langer Aufenthalt. Es waren merkwürdig geweckte und in ihrer Art vorurteilsfreie Leute; schon höher im Norden hatte ich öfter gehört, daß die Leute von Iskelib auch im Handel für besonders gewitzt galten.

Ruhig besprachen sie mit uns gewisse Ursachen des physischen Niederganges ihrer Nation, besonders der oberen Schichten; die drei Faktoren, die ich nannte: Übermaß im Genuß von Schnaps, Tabak und schwerem Essen erkannten sie an, setzten aber ohne weiteres von selber hinzu, und „die Frauen".

Der Kaimakam war ein fanatischer Europäer. Wir fanden uns freilich zunächst einig in dem Gedanken, daß die europäische Presse im allgemeinen ein Unglück für die Türken sei, da ihre Korrespondenten, meist ohne Kenntnis von Land und Leuten, ihre ganze Weisheit in der verdorbenen Luft Konstantinopels einsaugen, während doch der gute und brave Türke, das wahre Volk, wie überall, nicht in der Hauptstadt, sondern in Anatolien gesucht werden muß. Es sei mir bei dieser Gelegenheit eine kurze allgemeinere Bemerkung gestattet: in den größeren Städten des Orients — und vielleicht auch anderwärts — pflegen bei den fremden

Ansiedlern bestimmte feste Anschauungen über die Eingesessenen zu existieren, deren Ursprung in unbekannte Zeit zurückreicht und die mit der Autorität eines Dogmas gewöhnlich jeden neuen Ankömmling überwältigen. So berechtigt einzelne der zu Grunde liegenden Urteile im Anfang einmal gewesen sein mögen, so sind sie doch jetzt jedenfalls durch langen Gebrauch so abgegriffen, durch ununterbrochenes Nachplappern so verschoben, unlebendig und rein formelhaft geworden, daß man wohl sagen darf, es sei oft ein gewissenhafter Beobachter einiger Monate ungleich verläßlicher im Urteil als ein Ansiedler, der ein Vierteljahrhundert im Lande verbracht hat. Lust und Geschick, dem Volke näher zu treten, und Fähigkeit, neue Eindrücke vorurteilslos und ohne jede fremdartige Beimischung zu empfangen, sind die unerläßlichen Voraussetzungen einer zugleich treffenden und förderlichen Beurteilung des Volkes.

Unser Kaimakam trat mit Lebhaftigkeit ein für die Ausbeutung der natürlichen Hilfsquellen; in Iskelib betrieb man sogar das verpönte Keltern der Trauben. Jedes Stück seiner Kleidung und derjenigen seiner Umgebung regte ihm den Gedanken der Hilflosigkeit seines Landes an, da so gut wie alles vom Auslande komme. Diese Erregung war keineswegs eine künstliche, für den Europäer veranstaltete, wie das wohl auch vorkommt; sie ging ihm ans Herz. Es war ihm unverkennbar eine Wohlthat, in dem entlegenen Ort, in den er verschlagen war, sich einmal so ganz aussprechen zu können.

Und dennoch — am Abend waren wir bei ihm zum Nachtmahl, unter einem großen Nußbaum im Garten lagen Teppiche gebreitet und standen bequeme gestickte Hausschuhe

bereit, in die wir schlüpfen mußten; — denn immer gilt es für höchst unanständig, irgend einen Wohnraum mit denselben Sohlen zu berühren, welche die Straße betreten haben. — Ein paar Laternen hingen an den Zweigen, der Kaimakam saß zwischen uns im kostbaren geblümten weiten Hausrock von Seide, die Wasserpfeife stand vor ihm; es war ein durchaus orientalisches Bild. Es gab zuerst wunderschöne sehr große Pfirsiche, die der Kaimakam mit eigener Hand für uns eingekauft hatte; aber wir bekamen wenig davon, sein kleines Söhnchen biß sie fast sämtlich an unter dem sehr schwachen Einspruch des Vaters, der in schlechter Erziehung des männlichen Sprossen sich ganz als Türke erwies. Etwas Ungezogeneres als solch ein türkischer Bube des mittleren oder höheren Standes kann nicht leicht gedacht werden. Ich weiß nicht, ob die Väter früher durch größere Strenge den jugendlichen Despoten zügelten, den das Haremsleben gestaltet. Jetzt kann man sich nur darüber wundern, wie eine zur zweiten Natur gewordene Gewohnheit und religiöser Einfluß in späteren Jahren dann doch noch eine Reihe menschlicher Tugenden zeitigt, unter welchen die Ehrfurcht vor den Eltern obenan steht.

Dann ein anderes: vor der Mahlzeit kam, wie gewöhnlich, eine große Flasche mit Mastixschnaps auf das niedrige Tablet, um das wir kauerten. Unser Gastfreund leerte ganz beiläufig dreizehn Gläser. Natürlich war er danach bei weitem nicht mehr so vernünftig wie vorher, er fragte einen der Zabtiehs, die gerade zurückkamen und sich meldeten, wohl ein Dutzendmal sehr vertraulich danach, welche Meinung der Mütisarif von Kastamuni über ihn geäußert hätte, den die Zabtiehs von Iskelib nach Tossia

geleitet hatten, auch stand er keineswegs sehr fest auf den Beinen, als wir uns empfahlen. Am Schluß war er freilich noch so aufmerksam, uns mit einer der hübschen bunten Drechslerarbeiten von Iskelib und mit einer schönen alten Stickerei zu beschenken, und fand auch hierbei wieder Anlaß, auf die Dürftigkeit einheimischer Erzeugnisse hinzuweisen, indem er beides vor sich hinstellte und einmal über das andere rief: „Das nimmst Du Deinem Sohn mit und sagst ihm, sieh, das ist die Türkei, so etwas können sie machen, mehr nicht!“ Aber der Eindruck blieb stark getrübt.

Am Morgen machten wir uns, nach dem üblichen Zank mit dem armenischen Chanwirt, früh auf den Weg, behielten unsere strikt südliche Richtung bei und überschritten nach einigen Stunden zum letzten Mal den noch immer hundert Schritt breiten Halys, der etwa neun Monate hindurch auch dort nur auf einem Fährboot zu kreuzen ist. Dann begannen wir langsam auf die gewellte, im allgemeinen tausend Meter hohe Ebene emporzusteigen, von welcher die Wasser nach Westen zum Halys, nach Osten zum Iris, dem zweiten Strome des Landes ablaufen. Auch Erhebungen von bedeutender absoluter Höhe erscheinen von hier oben aus in der Ferne nur wie unwesentliche Unterbrechungen des einförmigen Horizontes. Tscherkessische Ansiedelungen fanden wir hie und da unter die türkischen gemischt; die letzteren schlossen sich mit ihren weißgetünchten Lehmhütten dem grausteinigen unebenen Terrain oft so an, daß man ganz ahnungslos auf ihre platten Dächer geraten konnte. Für den Sommer räumten sie diese heißen niedrigen Gelasse, wanderten ein paar Schritte hinab auf ebeneren Boden, breiteten hier auf ein paar Stangen ein grobes braunes

Gewebe als Schutzdach aus und umhegten den überdachten Raum mit aufgerichteten Strohmatten, eine überaus einfache und luftige Sommerwohnung. Als besonders merkwürdig fiel mir hier wieder die Freude an bunten Farben und der Geschmack in der Auswahl auf; von bunten Karrenrädern und Hausbalken habe ich früher schon einmal gesprochen; hier sah man wundervolle gestickte längliche Kissen, Hauptstücke der Ausstattung, buntgestrickte Strümpfe, ja selbst die Säcke, in welche Getreide gesammelt wurde, waren mit bunten Wollfäden gestickt.

Nach zwei Tagen erreichten wir das Dorf Oejük auf einer regelmäßigen, künstlichen Anhöhung des Terrains, wie sie den Unterbau der alten Paläste des Mittelstromlandes zu bilden pflegt. Auch hier sind an einer Seite höchst altertümliche und großartige Reste einer großen Baufront übrig, deren Eingangsthor zwei hohe sphinxartige Gebilde markieren, während der Sockel der daran stoßenden Wände, die wohl nach oben hin einst großenteils nur aus Lehm bestanden, Aufzüge roher Figuren in flachem Relief zeigt. Diese Reste sind seit etwa sechzig Jahren bekannt und seitdem verhältnismäßig viel besucht worden; der brave alte Aga beklagte sich, daß noch keiner der Besucher ihm eine Abbildung geschickt, da sie doch von ihm wie schon von seinem Vater immer gern und gut aufgenommen worden seien. Man hat geglaubt, hier den Palast eines Satrapen suchen zu dürfen aus der alten Zeit, da dieser Teil Kleinasiens vom weiteren Osten abhängig war. Ich halte das für möglich, beschränke mich aber hier auf die kurze Andeutung, ebenso wie für die merkwürdigen Denkmäler von Bogazkjöi, welche wir eine kleine Tagereise südlich von Oejük aufsuchten, und von

deren wichtigsten i. J. 1883 durch Humann Gipsabdrücke ins Berliner Museum gekommen sind. Zwischen zwei Schluchten zieht sich hier ein Bergfuß empor; oben sind in einer natürlichen Öffnung und in einem versteckten Gange dahinter lange Aufzüge und einzelne bedeutsame Figuren in den lebenden Felsen gehauen. Sicher ist hier nur zweierlei: daß hier ein Heiligtum war und daß diese Art felsenfester Monumente etwas spezifisch Kleinasiatisches ist. Auch ist die Verwandtschaft mit den Skulpturen von Oejük unverkennbar. Andere bedeutende Reste von einem Prachtbau, von Befestigungen deuten auf die einstige Existenz einer großen Stadt. Auch ich glaube, daß hier Pterion lag: dann hat wohl die insignifikante, etwas schläfrige Ebene dort zu unsern Füßen, aus der in der Ferne ein indirekter Zufluß zum Halys hinauseilt, die Schlacht gesehen, in welcher Cyrus den Krösus überwand, der, das Orakel mißdeutend, den Halys überschritten hatte.

Bei den persönlichen Eindrücken verweile ich, meiner augenblicklichen Absicht gemäß, auch hier etwas länger. Wir waren die Gäste eines mächtigen begüterten Mannes, Halil-Bey, der in einem weitläufigen Gebäude am Fuße der Bergzunge hauste und eine ausgedehnte Feldwirtschaft betreiben ließ. So bot auch der Gutshof, der bei uns zu Lande allerdings schon den Eindruck hoffnungslosen Verfalles gemacht haben würde, ein hier auffälliges und seltenes Bild von Thätigkeit und Leben. Bei Halil-Bey, der uns mit allen Ehren empfing, war gerade der ältere und bedeutendere Bruder zum Besuch, dessen Stimme seinem Namen Arslan-Bey, Bey Löwe, vollkommen entsprach. Von diesem gewaltthätigen Manne kursierten seltsame Geschichten: er hatte es für eine ganz

aberwitzige Zumutung gehalten, daß der Sultan einst auch von ihm, dem Sprößling eines mächtigen „Thalfürsten“, wie sie früher hier fast unbeschränkt in ihren Bezirken geboten, die üblichen Steuern verlangte. Da der Sultan trotzdem beharrte, so that Arslan-Bey das Seinige, bot seine zahlreichen Anhänger auf, sperrte Handel und Wandel und gab sich nicht eher zufrieden, als bis ihm — außer dem Erlaß der Steuern — auch noch ein bedeutendes Jahresgehalt bewilligt war. So wenigstens erzählten seine Mannen, hielten es also jedenfalls für möglich.

Zur Mahlzeit am Abend war noch der Richter des Bezirkes und ein christliches Ratsmitglied aus der nächsten größeren Stadt anwesend. Die Herren erkundigten sich angelegentlich nach der Gastfreundschaft in Europa, worauf ich ihnen freilich fast nur mit der Schilderung von Hotelbräuchen antworten konnte. Auf gewisse Formen unserer Geselligkeit ging ich dabei in unserm eigenen Interesse nicht weiter ein; für Speisung um der Speisung willen und für Feste, die gegeben werden, um sie hinter sich zu haben, hätte ich doch schwerlich Verständnis gefunden.

Die Herren benahmen sich durchaus gebildet, trugen aber doch nicht das mindeste Bedenken, in meiner Gegenwart unsern Georgios nach der Höhe seines Lohnes und nach meiner eigentlichen Stellung im Vaterlande auszufragen, obgleich sie wußten, daß ich alles das ganz gut verstand. In Bezug auf die Stellung wurde ich ihrer Fassungskraft am meisten angenähert, als Georgios mich als ein Ratsmitglied für Unterricht in einer größeren Stadt Deutschlands bezeichnete, die der Sitz eines Vali sei.

In dem geräumigen Saale, der uns angewiesen war,

fanden wir treffliche Lagerstätten mit seidenen Decken, bronzene Leuchter von einem Meter Höhe standen an den Kopfenden. Aber es kontrastierte seltsam zu der Pracht, daß wir uns am Morgen alle gemeinsam in dem großen unbehaglichen Vorflur wuschen, wobei die Utensilien an Dürftigkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Was Teppiche, Decken, Stickereien, Täfelung, auch etwa Metallgeräte noch gut machen können, geschieht im türkischen Haushalt; aber nichts ist ärmlicher als die meisten Geräte gewöhnlichen Gebrauches, besonders soweit — etwa auch weil? — sie aus fremder Sitte hervorgegangen sind wie Schränke, Kommoden, Truhen u. a. Die kostbarsten Lagerstätten sind, wenn sie nicht überhaupt an der Erde liegen, auf Bretterpodien gebreitet, die auf Böcken stehen von der Art, wie sie bei uns zu provisorischen Festtafeln verwendet zu werden pflegen.

Nachmittags — wir blieben einen ganzen Tag — führte uns Halil-Bey in seinen Harem, um eine kranke Frau zu untersuchen, d. h. zu sehen. Der Harem war wie gewöhnlich in großem Haushalt ein Bau für sich, um einen Hof gruppiert, der mit dem andern Hause nur durch eine Thür in Verbindung stand. Als wir in den großen Vorraum traten, auf den viele Thüren gingen, schlüpften neugierige kleine Mädchen in den langen, entstellenden, gelben oder roten Schleppkleidern an uns vorüber, andere blickten verstohlen um die Ecken, Tauben girrten in großen Käfigen, die von der Decke hingen, ein starker, warmer Geruch aus verbranntem Weihrauch schlug uns entgegen. Die kranke alte Dame hockte in ihrem Zimmer auf einem Divan wie eine Pagode, ganz umhüllt von leichten, weißen Stoffen, sie gab übrigens sehr verständige Antworten und stand bei ihrem

Gatten nach seinem ganzen Benehmen offenbar in hoher Achtung. Ihr Leiden war Gelenkrheumatismus.

Später setzte sich Halil-Bey lange zu uns und bat um Aufschluß über die Religionen im ferneren Asien: Indien und China. Ich sagte, was ich wußte; er hörte gespannt und mit dem größten inneren Anteil zu, dem inneren Anteil, den diese Leute glücklicherweise denn doch noch oft an der Religion nehmen. „Aber das ist Heidentum," brach er los, „nichts anderes!" „Ich gebe das zu," antwortete ich; „aber meinst Du nicht, daß Gottes Barmherzigkeit unendlich über all diesen Dingen steht, und daß vor ihm die Gerechten aller Völker Gnade finden werden?" — „Nie und nimmermehr," rief er heftig; „das ist unmöglich!" Die Fanatiker sind eben aller Orten gleich.

Mit Spannung hörten zwei gerade anwesende griechische Kaufleute zu; es war ihnen offenbar recht, daß einmal ein Giaur da war, der solche Gespräche mit dem vornehmen Türken wagen durfte. Später schalt unser Gastfreund auf sie, daß sie nichts von ihrer Sprache wüßten und nichts von den Werken ihrer Ahnen, über die wir auch gesprochen hatten. Ungern füge ich hinzu, daß die beiden Hellenen schamlos genug waren, aus Liebedienerei ihren Stamm fast zu verleugnen: geringschätzig warfen sie hin, daß ja ihre Sprache und ihre Voreltern ihnen in ihrem jetzigen Beruf nichts nützten. Gott sei Dank, daß das Erwachen der Nation nicht mehr von solchen Leuten abhängig ist, und daß es — in Anbetracht der menschlichen Schwäche — jetzt Stätten giebt, wo der Grieche sich ungescheut bekennen darf; aber kann man sich unter solchen Umständen noch wundern, wenn

die Türken im Laufe langer Jahrhunderte in der Verachtung der Giaurs nur bestärkt worden sind?

Einmal ist es mir begegnet, daß auch ein türkischer Zabtieh sich dadurch, in übrigens völlig verfehlter Weise, bei mir zu insinuieren suchte, daß er mir empfahl, am Abend in einem armenischen Dorfe einzukehren und nicht bei Türken, die keine guten Menschen seien. „Und was ist Dein Glaube?“ fragte ihn sofort scharf und unbekümmert um die Trinkgeldchancen ein sonst sehr friedfertiger und sehr schweigsamer Begleiter: „was ist Dein Glaube, daß Du Dich nicht schämst, so etwas zu sprechen?“

Wir hatten zufällig gehört, daß der Vali von Angora, in dessen Grenzen wir uns befanden, gerade in Geschäften in Jysgat sei, das etwa sieben Stunden von uns entfernt war und so recht im Herzen von ganz Kleinasien liegt. Wir beschlossen daher, unser Empfehlungsschreiben an ihn, das wir sonst offen den Unterbehörden vorzuweisen pflegten, persönlich zu überreichen und gegen einen Geleitsbrief einzutauschen und ritten nach Jysgat. Unter kahlen Höhen in heißer Senkung liegen die 5000 Häuser der Stadt, welche jungen Datums ist und unter einer einheimischen Dynastie der Tschapanoglu bis in den Beginn dieses Jahrhunderts einer ungewöhnlichen Blüte sich erfreute. Die ganze Jugend des Ortes zog aufgeregt und johlend hinter uns her, was das Reiten auf dem fatalen Pflaster nicht gerade erleichterte. Jysgat ist der Sitz eines Regierungspräsidenten, Mütisarif, an den zuerst mich zu wenden ich für korrekt hielt. Er ließ um unsern Besuch bitten. Als wir den Hof des Regierungsgebäudes betraten, sagte ich meinem Reisegefährten: „ich habe die Ahnung, dieser Müti-

sarif ist ein alter Bekannter von mir.“ Wir traten in das kleine Bureau; ein starker, älterer Herr erhob sich und reichte uns die Hand. „Erlauben Sie,“ sagte ich, „waren Sie nicht vor acht Jahren Mütisarif in Aïdin — im vorderen Kleinasien — und erinnern Sie sich an einen deutschen Reisenden, den Sie damals auf deutsch fragten: lebt Papa Wrangel noch? diesmal müßte ich das leider verneinen.“ Der alte Herr fand das Zusammentreffen ebenfalls sehr merkwürdig; gern erinnerte er sich auch dieses Mal an die paar Jahre, die er vor langer Zeit einmal bei der türkischen Gesandtschaft in Berlin zugebracht hatte.

Unsere Anliegen wurden schnell erledigt, ich mußte ihm noch mancherlei erzählen, und zum Schluß fragte er mich, ob er nicht noch irgend etwas für uns thun könnte. Ich bat ihn, uns auf unserm Gange durch die Straßen einen Zabtieh mitzugeben, der uns vor dem schmeichelhaften, aber etwas lästigen Interesse der Schuljugend von Iysgat schützte.

Dann gingen wir zum Vali: ein Herr mittleren Alters von einem angenehmen Ausdruck in fränkischer Kleidung, mit goldener Brille, kam uns artig entgegen. Seine Liebenswürdigkeit ließ uns nur noch einmal empfinden, wie schlecht wir in Kastamuni behandelt worden waren. Wir bereuten nicht den kleinen Umweg nach Iysgat, der uns übrigens auch im weiteren Verlauf eine Richtung aufzwang, welche zur Klärung geographischer Verhältnisse wesentlich beitrug. Das Buyuruldù, das der Vali uns bereits nach einer Stunde zuschickte, war in den wohlwollendsten Ausdrücken abgefaßt und ist uns oft recht nützlich gewesen.

Wir gingen mit unserm Zabtieh hinüber in den christlichen Stadtteil, besuchten — es war gerade ein Sonntag

— die Kirche der Armenier, die man hier auf 1500 Häuser veranschlagt, und die der Griechen, welche nur 200 zählen. Schließlich gerieten wir ganz zufällig auch in den Bet- und Schulraum einer protestantischen Gemeinde, welche lediglich aus Armeniern zu bestehen schien und durch die amerikanische Mission gebildet worden war. Der Gottesdienst war eben vorüber; ein würdiger Alter begrüßte uns mit Herzlichkeit. Die jüngeren Elemente, ich kann es nicht verhehlen, machten einen etwas selbstzufriedenen Eindruck, und einer derselben, der uns später besuchte, stellte uns in ernstem Eifer zur Rede, weshalb wir auch am Sonntag gereist seien. Mein Einwand, daß bei derartigen Touren die Rücksicht auf das Gesundene, auf Leute und Pferde Ruhetage verlange, die nicht immer mit einem Sonntag zusammenfallen könnten, war ihm unverständlich. Es mag die starke Beimischung von Fanatismus in diesen neu Bekehrten ein sehr wichtiger erhaltender und ausbreitender Faktor sein; unvermeidlich ist er gewiß. —

Vier Tagereisen trennten uns vom nordöstlichen Amasia; sie halfen uns eine große Wasserader erklären, den Skylax der Alten, dessen Gebiet bis dahin in arger Verwirrung gewesen war. Auf dem leichten Terrain waren viele Stücke der Straße Samsun-Sivas in Angriff genommen, eine Strecke, für welche der im Eingang erwähnte Rapport sogar eine Eisenbahn plant. Die Arbeiter bettelten uns regelmäßig um Tabak an, der seit der Einführung der Regie für den Armen unerschwinglich geworden und doch bis dahin sein einziger Genuß gewesen ist. Da wir nur geringe Quantitäten für unsere Leute mit uns führten, so konnten wir die Ansprüche nicht immer befriedigen; eine Horde Arbeiter hatte daher

nicht übel Lust, über uns herzufallen, und wurde nur dadurch abgeschreckt, daß auf ein Pfeifensignal unsere etwas zurückgebliebene Begleitung herbeikam.

Auf den weiten gewellten Flächen trieben die zahlreichen Ortschaften Ackerbau, soweit ihr Bedarf das verlangte. Nach gewissen Anzeichen hat dort auch im Altertum, besonders aber in byzantinischer Zeit ein ruhiges Geschlecht von Ackerbauern in vergänglichen Hütten gehaust, während nur die Kirchen in soliderer Ausführung feste und beständigere Mittelpunkte bildeten. Da gab es kaum eine Ansiedelung, in der uns die Bewohner nicht gebeten hätten, zu bleiben und etwas anzunehmen. Ich konnte mir schließlich nicht anders helfen, als daß ich den guten Menschen in Aussicht stellte, ich würde einmal expreß eine Reise machen, um alle Einladungen anzunehmen, denn dann dürfte man überhaupt keine anderen Zwecke haben. Das wollte freilich nie jemandem in den Kopf, daß ich zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Orte sein müßte. Und vorwärts trieb es uns; mit Freude erblickten wir am dritten Tage fern am Ausgange des Flußthales, dem wir folgten, die bläulichen hohen Bergmassen hinter Amasia.

Nach den Anstrengungen der letzten Wochen verspürten wir den entschiedenen Wunsch nach ein paar angenehmen Ruhetagen; in Amasia winkte uns ein deutsches Vicekonsulat; darauf hofften wir und brachen aus dem letzten Rastorte schon vor Tagesanbruch auf, um nur bei guter Zeit in Amasia einzurücken. Wir folgten noch bis gegen Mittag unserm Flusse und rasteten bei großer Hitze in einem Tscherkessendorf vor der armseligen Oda, in welcher wir einen schwer Kranken liegen fanden.

Kurz vor unserm Aufbruch sahen wir einen Arabah vorüberjagen, in dem wir ein paar europäisch gekleidete Männer zu bemerken glaubten; hinterdrein ritten ein paar gut bewaffnete Tscherkessen.

Als wir quer über die Ebene auf die Stelle zuritten, wo der aus einem großartigen Thale von Osten her herabströmende Iris, mit unserm Flusse vereint, in eine nordöstliche Enge eintritt, gesellte sich ein Bäuerlein auf einem Esel zu uns. Nachdem er mit der Neugier des Griechen unsere Nationalität ermittelt, fragte er: „Habt Ihr nicht eben Eures Konsuls Bruder an Euch vorüberfahren sehen? Ja,“ fuhr er fort, „der muß nun alles allein besorgen, denn der Konsul ist tot.“ Wir trauten unseren Ohren nicht. „Wann starb er?“ „Nun vor drei oder vier Wochen.“ So lange hatten wir allerdings nichts davon hören können. Wir waren stark niedergedrückt; mit der Erholung in Amasia war es nun wohl nichts. Etwas teilnahmlos ritten wir in die immer großartigere Engschlucht, wo zwischen hohen rötlichen und grauen Felsen der Strom sich seine Bahn erzwungen hat; hart an seinen Rand drängte sich die fahrbare belebte Straße. Zuletzt entschlossen wir uns kurz, ließen das Gepäck zurück und jagten voraus, um wenigstens noch die Briefe aus der Heimat, die an den Konsul dirigiert waren, an dem Tage zu erhalten. Es kam viel besser, als wir geglaubt hatten. Der Vicekonsul Arved Krug war allerdings leider gestorben, und seine junge Witwe stand im Begriff, mit zwei kleinen Knaben in ihre Heimat, die Schweiz, zurückzukehren; aber der jüngere Bruder hieß uns nichtsdestoweniger willkommen, und wir verlebten ein paar schöne Tage der Ruhe in dem Hause, das auch nach solchem Un-

glück auf die Ausübung einer weitgehenden Gastfreundschaft nicht verzichten mochte. Hierzu kam, daß ich in einer verwandten alten Dame eine ältere Bekannte wiederfand, deren Sohn ich einmal vor 11 Jahren von Smyrna mit mir nach Athen genommen hatte, wo er damals die Buchhandlung erlernen sollte.

Mit wahrer Lust genossen wir so schöne europäische Einrichtungen, wie Stühle, Tische, Betten es sind. Dank der unermüdlichen Fürsorge der deutschen Postverwaltung in Konstantinopel fanden wir unsere heimische Korrespondenz lückenlos vor.

Unser Aufenthalt war in jeder Beziehung beneidenswert. Der Iris bricht zwischen zwei Felsen hindurch, von welchen der linke steil und gewaltig emporsteigt und oben mit den malerisch verfallenen Resten einer ausgedehnten und lang benutzten Burg bekrönt ist. Mählicher steigt die andere Seite empor, an ihr klimmt die Stadt noch aufwärts, die im übrigen unten beide Seiten des Flusses eng besetzt hält. An dieser Seite hoch oben lag unser Wohnhaus, ganz Amasia zu unsern Füßen, mit seinem bunten Häusermeer, seinen großen alten Moscheen und Minarets, dem hohen auffälligen Uhrturm; vor uns stand majestätisch die Burg; nur die großartigen Felskammern, welche die pontischen Könige nach uralter kleinasiatischer Gewohnheit in jene Felsen hatten graben lassen, entzogen sich hier unsern Blicken.

Etwas über dem Hause lag ein Friedhof, auf welchem neben seinen Eltern und anderen Deutschen auch der jugendliche Vicekonsul bestattet worden war. Amasia hat unter allen Städten im Innern Kleinasiens, ja ich glaube unter allen außer Smyrna, die größte deutsche Kolonie. Der

Vater der Herren Krug war im Auftrage des Hauses Metz in Freiburg vor Jahren hinausgegangen zugleich mit einer Anzahl deutscher Handwerker. Es war die Absicht gewesen, den Betrieb von Handel und Gewerbe mit einer gewissen Missionsthätigkeit durch vorbildliches Leben und Lehre zu verbinden. Dieser idealere Gesichtspunkt ist dann vor dem andern zurückgetreten; doch giebt es einige protestantische Armenier in Amasia. Die etwa vorhandenen dreißig Deutschen arbeiten, wenn mir recht ist, alle im Anschluß an das Haus Krug entweder in der Fabrik oder als Müller, welche die mannigfachen Wasserkräfte der Stadt und der Umgegend ausnützen. Ein Überbleibsel der älteren Generation, ein Schuhmacher, bekleidet jetzt das ehrsame Amt eines Nachtwächters in der Fabrik. Hier werden Zündhölzchen gemacht, wobei zahlreiche armenische Mädchen in türkischem Kostüm beschäftigt sind; es wird Mehl gemahlen unter Aufsehern aus Süddeutschland, demjenigen Teil unseres Vaterlandes, der zur eigentlichen Kolonisation überhaupt mehr Neigung und Geschick zu haben scheint als der Norden. Früher ward in der deutschen Fabrik auch Seide gesponnen, jetzt werden die Cocons einfach versendet.

Außer den Resten des Altertums ziehen in Amasia mehrere ausgezeichnete, aber ganz vernachlässigte Bauten der Seldschuckenzeit die Blicke auf sich: Schulen — Medreses —, ein Chan, eine Armenküche — Imaret. Hier sind Schätze zu heben und mit leichter Mühe, wenn man nur aufhören wollte, Kleinasien lediglich als antikes Land zu durchforschen. —

Im Anfang des Oktober ritten wir unter strömendem Regen ab. Der Herbst hatte auch hier auf dem 41. Breiten-

grad definitiv eingesetzt; die herrliche und mannigfaltige Färbung des reichen verwelkenden Laubes gab der Landschaft einen neuen Reiz.

In den späteren Stunden des zweiten Tages erblickten wir endlich in einer Ebene vor uns die Vereinigung des Iris mit seinem letzten und größten Nebenflusse, dem Lykus, die von Westen nach Osten einander entgegenfließen, nachdem ihr Lauf vorher ein Landstück von der Form eines Trapezes umklammert hat, das der Klärung außerordentlich bedurfte. Der geeinte starke Fluß teilt das Schicksal seiner Genossen: er tritt in eine unheimliche, dunkle, felsenstarrende Enge, die er erst wenige Stunden oberhalb des Meeres wieder verläßt. Wir ritten auf den Lykus zu, wo in der Niederung der Hauptort Herek hingebreitet liegt. Der vorausgesandte Zabtieh nahm uns am Eingang wieder in Empfang und brachte uns vor den Konak des Kaimakam, wo wir zu unserem Erstaunen absteigen sollten. Wir wurden in das Schreibzimmer des Landrats hinaufgenötigt, der gleich erscheinen werde. Er kam auch bald, aber wir trauten kaum unsern Augen: ein junger Mann von höchst civilisiertem Aussehen in einem modischen hellen Sommerüberzieher trat ins Zimmer; ohne den Fez würden wir ihn etwa für einen preußischen Assessor gehalten haben. Ich konnte mein Erstaunen nicht verbergen und fragte ihn, als es irgend angängig war: „Aber sie gehören doch nicht in das elende Herek?“ „Ganz richtig“, sagte er, etwas melancholisch lächelnd; „ich gehöre auch eigentlich nicht hierher. Aber — ich war ein Freund des Sultan Murad“ — bekanntlich Abdul Hamids älterer Bruder, von dem einige behaupteten, daß er noch lebe — „wurde mit ihm zusammen erzogen und

bin nun nach seinem Sturz aus der Hauptstadt verbannt." Beiläufig bemerke ich, daß wir schon im Mütisarif von Amasia einen solchen Mann kennen gelernt hatten; auch er machte einen höchst angenehmen Eindruck.

Unser Gastfreund gewann bei näherer Bekanntschaft immer mehr; er war viel umhergekommen, im Gefolge des Sultans Abdul Aziz in den Hauptstädten Europas gewesen, und ohne die charakteristisch armselige Umgebung hätten wir glauben können, uns noch mit ihm dort zu befinden. Er bemerkte meine Lust, nach das südlich gelegene Tokat zu sehen und erbot sich ohne weiteres, uns zu begleiten; unser Gepäck wollte er inzwischen unter Bedeckung nach Niksar vorausschicken. Der Ausflug hätte unter andern Umständen zu viel Zeit gekostet. Mit Freuden nahm ich sein Anerbieten an. Am nächsten Morgen war er im elegantesten Reitkostüm; auf dem schönen Pferde lag ein ganz neuer englischer Sattel. Wir ritten freilich nicht ab, ohne daß er uns vorher noch zu Mastixschnaps geladen hätte.

Über die mehrfachen Bergschranken, auf deren Klärung es mir ankam, ritten wir so schnell wie möglich nach Süden. Unser Gastfreund war auf dem ganzen langen Ritte die Rücksicht selber; auch er hielt große Stücke auf gute Beziehungen zu Deutschland. Bei diesem Ritt erfuhr ich übrigens auch zufällig, was unsern türkischen Leuten an uns vor allem imponierte: Ali rühmte dem Kaimakam, wir seien höchst eigentümliche und in unserer Art ausgezeichnete Leute; wir hätten Briefe der Hohen Pforte und könnten daher einfach alles requirieren, was wir brauchten, aber — es sei ganz merkwürdig — wir zahlten alles: Eier, Hühner, Mehl, Pferdefutter u. s. f. Andererseits hatte ich auch einmal

gehört, daß eben unsere Leute solchen, die uns unter Berufung auf die Freigebigkeit türkischer Beamter überfordern wollten, ruhig antworteten: „Aber diese unsere Herren stehlen auch das Geld nicht.“

Gegen Abend lag das große Tokat jenseits des Iris in einer Bergöffnung hingebreitet vor uns, rechts daneben die scharfe Höhe mit der zertrümmerten Burg. Durch die schmutzigen Straßen ritten wir zu einem neu erbauten Holzhause, wo uns ein Gastfreund unseres Kaimakams empfing, ein sehr alter Herr, dessen ältester Sohn auch kein Kind mehr war, aber nach Landessitte vollkommen zurücktrat, so lange der Vater gegenwärtig war. Eine gewisse neumodische Eleganz, welche freilich im Vergleich zu früherer stilvollerer Ausstattung immer den Charakter der Dürftigkeit hat, war nicht zu verkennen: in die weißgetünchten Wände des Hauptzimmers waren ein paar Spiegelstücke eingelassen und einige Konsolen angemauert, auf welche am Abend die Lampen gestellt wurden, wirkliche Petroleumlampen, wenn auch geringer Art.

Der alte Herr war unermüdlich in seiner Unterhaltung; auch er betonte die Freundschaft Deutschlands, von der seine Landsleute ein Wunder für ihr Vaterland erwarteten, ohne freilich recht zu wissen, welches? Er meinte, daß 100 000 türkische Soldaten von hundert deutschen Offizieren geführt noch heute die Welt in Schrecken setzen würden wie ehedem. Einige verfängliche Äußerungen, die er in aller Harmlosigkeit über die protestantische — amerikanische — und die neuere jesuitische Mission in Tokat machte, fing der Kaimakam geschickt auf und machte sie unschädlich, ehe sie zur Diskussion kommen konnten. —

Am Abend ließ uns der Mütisarif um unsern Besuch bitten.

Wer in orientalischen Städten bei der Dunkelheit keine eigene Straßenbeleuchtung mitnimmt, findet überhaupt keine und läuft außerdem Gefahr, mit der Polizei zusammen zu geraten. Zwei Laternenträger gingen daher unserm Zuge voran, in der Nähe des Konaks erwarteten uns schon ein paar andere. Im Hausthor und unten an der Treppe drängte sich Volk, um einen Blick auf uns zu erhaschen. Oben an der Thür des Saales eilte der Mütisarif uns entgegen, ein angenehmer Herr, der zu unserem Empfange die Spitzen der Bevölkerung entboten, den ganzen Saal splendide erleuchtet und einen großen Tisch mit sehr seltsamen künstlichen Blumen hatte schmücken lassen. Auch hier war das bewegende Thema Ägypten, dann das gute Verhältnis der Türkei zu Deutschland; wir hatten eine lange behagliche Unterhaltung, beklagten auch hier gemeinsam die Unkenntnis Europas über das wahre Wesen des türkischen Volkes. Ich gestand, daß ich, der ich nun zum dritten Male Anatolien besuchte, dem Volke immer näher komme und es lieber gewinne. Der Mütisarif hielt das bescheiden für einen teilweis individuellen Eindruck; nicht jeder werde solche Erfahrung machen, denn nicht jedem Reisenden merke man sofort an, daß er ein Herz für die Bevölkerung habe. —

Nach einer guten, also ausnahmsweisen Nacht klomm ich auf die Burg und fand dabei noch ein paar Spuren einer antiken Niederlassung, die man hier nicht angenommen hatte. Später durchstreifte ich den Bazar, wo besonders Gefäße aus getriebenem Kupfer eine Spezialität bilden, Teller, Schüsseln, Scherbetbehälter, Becher mit frommen Inschriften,

einfachen Blattornamenten und gradlinigen Verzierungen. Seit langer Zeit werden in Tokat Kupfererze geschmolzen, die man auffallender Weise aus weiter Entfernung, aus Argana, dahin bringt. Erst in neuerer Zeit ist eine Fabrik modernen Zuschnitts für den Schmelzprozeß eingerichtet, für welche das Brennmaterial zehn Stunden weit her den Fluß herabgeschwommen kommt, vor der Stadt aufgefangen und um nicht ganz 40 Pfennige für die Eselslast zur Fabrik gebracht wird.

Bei dem Leben und Treiben in Tokat, das zu zwei Fünfteln, nämlich in zweitausend Häusern, von Armeniern bewohnt wird, hatte ich gar nicht den Eindruck, außerhalb Europas zu sein. Die unmittelbare Umgebung der Stadt ist fruchtbar, die Gärten bringen ganz einzige Pfirsiche und Trauben in solcher Fülle, daß das Kilo in bester Zeit etwa auf einen halben Pfennig kommt. Der Hauptort der ganzen Gegend lag aber im Altertum eine gute Stunde weiter aufwärts und am jenseitigen, rechten Ufer des Flusses, den dort eine Brücke auf antiken Bögen überschreitet: es war die alte Stadt Komana Pontica, von der auf einer kleinen Anhöhe und der daranstoßenden Ebene späte unansehnliche Reste umherliegen. Hier führte unser Weg vorüber, als wir uns definitiv nach Norden zur Rückkehr wendeten. Wir rasteten in dem ausgedehnten armenischen Kloster von Bizeri, in dessen Kirche gerade ein Fest stattfand, zu welchem die christliche Bevölkerung der ganzen Umgegend zusammengeströmt war. Der stattliche Abt empfing uns im Thor, das zugleich zu einem Hof mit umfänglichen Nebenbauten, wie zu dem Platze leitete, auf welchen Kirche und Hauptbau ausgingen. Der ganze Komplex glich einem Kastell. Vor

der Kirche wurde eben ein dunkler Hammel geschlachtet, dessen Blut man, wie für Tiresias, in die Erde durch die Öffnung einer Steinplatte fließen ließ. Der Abt, mit dem wir uns — wie mit den Armeniern und auch Griechen des Inneren überhaupt — türkisch zu verständigen hatten, warf bisweilen ein paar höchst fremdartige Worte ins Gespräch. Wir erkannten dieselben erst allmählich als französische, die der Autodidakt genau so aussprach, wie er sie geschrieben sah. Außer ihm befanden sich für gewöhnlich nur noch fünf bis sechs Mönche und für die Wirtschaft eine Alte in dem weiten Bau. Der elende Ort beim Kloster habe, so erzählte der Abt, einst 800 armenische Häuser gehabt, „welche die Türken in ihrem Blute ertränkt hätten".

Ein reicher Armenier aus Tokat, Patron des Klosters, nahm sich unser mit besonderer Herzlichkeit an. Der Bruder seiner Frau hatte in München studiert; seine dortigen Erfahrungen hatten der ganzen Familie Sympathie für Deutschland gegeben. Er lud mich allen Ernstes ein, mit meiner Familie für einen ganzen Sommer nach Tokat zu kommen. Mit der amerikanischen Mission, die zunächst unter der Form einer Schule wirkte, stand er auf gutem Fuße, besonders mit dem vor Jahren in Tokat ansässigen Reverend van Lennep, der übrigens auch ein wertvolles Buch über das Land geschrieben hat. Dagegen haßte er die neu angekommenen Jesuiten; er zieh sie wie ihre Erziehungsmethode der Heuchelei; ich muß dabei jedoch ausdrücklich auf den fast instinktiven Haß des Armeniers gegen den römischen Katholiken hinweisen.

Der Abt hatte nicht bloß heilige Gedanken; es wäre ihm ganz lieb gewesen, wenn wir ihm einen alten Teppich

aus der Kirche um schweres Geld abgekauft hätten. Aber in Bezug auf Verpflegung und Unterkunft that er wirklich sein Mögliches; im Obergeschoß fanden wir unsere Lager am Boden eines ungeheuren Festsaales gebreitet, den schon nachmittags unsere Türken mit einem Gemisch von Neid und Bewunderung betrachtet hatten. Im ganzen trat aber gerade hier der christlichen Festfeier gegenüber in ihrem ganzen Benehmen hervor, daß sie sich doch als unvergleichliche Religionsaristokraten fühlten.

Auf unsern Lagern fanden wir je einen geblümten Schlafrock bereit liegen, aber umsonst, denn schon in aller Frühe ritten wir bei feinem Sprühregen zunächst auf grundlosen Wegen gegen Niksar zu, wohin unser Gepäck mit zwei Leuten schon von Herek aus direkt gegangen war. Wir zogen dabei wieder aus dem Gebiet des Iris in das des Lykus hinüber und betraten eine weite, an ihm hinziehende sumpfige und ungesunde Ebene, welche jenseits des Flusses eine große zusammenhängende Gebirgsmasse, der Paryadres der Alten, begrenzt. Wo aus einer eng eingerissenen Seitenschlucht Häuser und volles Laub dichter Bäume schon von ferne herausdringend erscheinen, da zieht sich Niksar hinein, die alte Neocäsarea, vorher noch unter dem Namen Kabira eine Hauptveste Mithradates' des Großen.

Die Freundschaft des Kaimakams von Herek, der schon für dieselbe Stellung in Niksar designiert war, wirkte auch hier noch; sie erlöste uns aus einem sehr schmutzigen Chan und brachte uns in das angenehme Haus eines vornehmen Türken, der unter so vielen gastfreundlichen Menschen doch noch hervorstach.

Was in Niksar auf den ersten Blick am fremdartigsten

berührte, waren die ungewöhnlich hohen, dreistöckigen Häuser, zum Teil mit offenen Veranden in jeder Etage. An beiden Seitenwänden der engen Schlucht stiegen sie empor, verloren sich an der linken allmählich ganz unter den Baumgärten und wurden an der rechten von den Resten einer lang gedehnten Burg überragt. Von hier oben aus bot die Stadt ein überraschend anmutiges Bild, ferner erschien die Lykusebene, deren helles Feldergrün nur hier und da dunkle Baumgruppen unterbrachen; den Horizont begrenzten die dunkeln Bergzüge zwischen Lykus und Iris, die wir durchritten hatten.

Am Abend saßen wir mit dem Wirt und seinem jüngeren Bruder, der fast dienend zurücktrat, in dem behaglichen, altertümlichen kleinen Zimmer, das ein geschnitztes Gitter gegen einen schmalen profaneren Vorgang abschloß; zwischen den zierlichen Holzpfeilern, welche einen Holzbalken trugen, hingen an Schnüren mehrere jener kostbaren älteren Stickereien, welche mit Seidenfäden, Gold- und Silberdrähten auf roher Leinwand oder Baumwolle gearbeitet sind, von beiden Seiten gleich sorgfältig und für die jetzige Generation, wie es scheint, unnachahmlich. Das Mahl, das wir erhielten, war in türkischem Stil, aber wie gewöhnlich in guten Häusern von vollendeter Zubereitung.*)

Nachdem wir uns dann gewaschen, Kaffee geschlürft,

---

*) Vielleicht interessiert einmal ein solches Menu: Bouillon mit feinen Nudeln; Bohnen, sehr fett gekocht; gebratene Rinderstücke, kleine Kürbisse farciert, Pilaf (Reis) mit Huhn; Airan oder Aryan, d. i. durch Wasser verdünnte saure Milch, oft mit Gurkenschnitten; Trauben vom ersten bis zum letzten Gang. Getränk: Wasser, das immer nur auf Wunsch gereicht wird.

Cigarretten angezündet und die Beine an uns auf den Divan gezogen hatten, plauderten wir bis zum späten Abend. Unser Wirt hatte merkwürdig viel gelesen: er sprach mit Sachkenntnis über den Feldzug der Russen nach Chiva. Besonders frappierte mich dann, und nicht hier allein oder hier zuerst, das gleichsam persönliche Interesse an Amerika, an dem dortigen Treiben, der europäischen Auswanderung. Es war beinahe, als ob der ernste, melancholische Mann in Gedanken nach einem Asyl suche für sein Volk. Das öde Niksar predigte allerdings Verfall und Niedergang in ganz besonders eindringlicher Weise. Ohne weiteres gab der Gastfreund zu, daß die neue Zeit auch neue Arbeit verlange; er lobte das Wandern der Franken als sehr belehrend. Ich schien nur seine schon vorher feste Überzeugung damit auszusprechen, daß Europas Getriebe durch die modernen Verkehrsmittel seinem stagnierenden Vaterland erdrückend nahe gerückt sei. Freilich durfte der innige Anteil, den ich an der unabwendbaren Erfüllung des tragischen Geschickes der Türken nehme, sie etwas mitteilsamer und offener machen als gewöhnlich. Hier in Niksar empfand ich das besonders. Daß der Ton tiefer Herzlichkeit, den auch ich dabei vernahm, nur Täuschung sei, daß nach meinem Abgang der Gläubige mir seinen Fluch oder seine Verachtung nachwerfe, mag ich den Griechen und Armeniern Anatoliens nicht glauben, die mit solchen Bildern ihren Nationalhaß nähren und steigern. Wir andern haben keinen Grund, in diesen Verhältnissen blindlings Partei zu ergreifen, und alles sollte uns davon abhalten zu vermeinen, es gäbe Nationen, die ganz schuldig, und wieder andere, die ganz unschuldig wären.

Über den Thermodon wußte auch in Niksar, wo wir

ihm doch nahe sein mußten, niemand etwas zu sagen; es galt ihn zu suchen. Unter fortwährendem Regen überstiegen wir anderthalb Tage hindurch Bergzüge, die ihre Wasser alle noch nach Westen, nach dem Iris abgeben, dessen Lauf wir rechts fern in tief eingerissener Schlucht nur vermuten konnten. Eine wunderschöne Bewaldung von hohen Eichen und Buchen zeigte uns auch ihrenteils, daß wir uns schon wieder an dem äußeren Saume des Landes — im weiteren Sinne — befanden. Oft sanken Menschen und Pferde tief ein in die erweichten Pfade; die Richtung schien nicht selten verloren, dann mußte irgend ein Aufgegriffener weiter helfen, das Gefolge schwoll dabei bisweilen ganz unnatürlich an mit abenteuerlichen Gestalten. Die Bevölkerung wohnte beinahe ausschließlich in zerstreuten Gehöften; die Hütten waren hier wieder aus rohen, verzahnten Balken geschichtet. In dem kleinen Raum einer erbärmlichen Behausung, die ganz umhängt war vom Wintervorrat trockener Melonenschalen, verbrachten wir eine der schlimmsten Nächte. Den Widerwillen, uns aufzunehmen, bekämpften wir gleich von vornherein glücklich mit einem probaten Mittel, dessen Wirkung an keinen Breitengrad gebunden zu sein scheint: wir beschenkten die schmutzigen Kleinen mit Backwerk und Kupfermünzen. Mein Feldbett war längst dahin; seit vielen Wochen lag ich nachts am Boden auf den Decken, für welche die Gastfreunde zu sorgen pflegten und gegen die mein Mißtrauen leider fast jedes Mal gerechtfertigt war. Und während sonst meine Beschäftigung bei Nacht in Wachen und Spazierengehen bestand, von kürzeren Schlafpausen unterbrochen, hatte ich diesmal vollauf mit der Heizung des Kamins zu thun, durch welchen die kalte Nachtluft auf kurzem direkten

Wege zu uns niederfuhr. Wir hatten gegen Abend — es war der 9. Oktober — nur noch 6° Cels. gehabt.

Beim Abschiede war der Greis, der dem Hauswesen vorstand, schon so ehrerbietig, meinen Steigbügel mir küssend zu berühren; bei dem furchtbaren Mangel an barem Gelde wird auch eine geringe Gabe unschätzbar, ja sogar die bloße Bezahlung für Stroh, Eier, Hühner u. a. muß für einen unerwarteten Gewinn gelten.

Um Mittag trafen wir hoch oben bei einer Quelle eine malerische Gruppe von acht bis zehn alten Türken lagernd, die uns sagten, daß jenseits des kleinen Grates rechts von uns ein Bach hinunterlaufe, der am Städchen Terme vorüber ins Meer ginge. Das war der Thermodon. Erwartungsvoll stiegen wir hinüber und unter herrlichen Buchen, wie ich sie sonst nur noch am dänischen Gestade gesehen zu haben mich erinnere, auf grundlosen Wegen abwärts. Immer vernehmlicher ward das Brausen und Rauschen eines durch den letzten Regen geschwellten Baches, und als wir etwa 1100 Fuß hinabgekommen waren, standen wir an dem klaren grünen Wasser, eine Stunde nur fern von dem Punkte, wo es von einem giebelartig geformten Berge, dem Egsidagh, abläuft.

Meine Freude war sehr groß; so nahm ich erst nach einigen Minuten eine bunte Scene am jenseitigen Ufer wahr, wo Männer von Rossen gestiegen waren, während andere in blauen Pumphosen, blauen Jacken und enormen blauen Turbanen die Pferde hielten. Es war eine Versammlung von etwa einem Dutzend Männer; wir hielten sie für Reisende. Aber als wir hinüber kamen, konnten wir nicht zweifeln, daß der ganze Aufzug uns galt: ein fränkisch ge-

kleideter Herr stellte sich uns als den Müdir, Bürgermeister, des Bezirkes und mehrere Türken als Ortsschulzen vor: er bat um die Ehre, uns in den eine halbe Stunde entfernten Hauptort geleiten zu dürfen; er habe uns erwartet. „Aber", fragte ich, „wie konntet Ihr wissen, daß wir kommen?" „Ich habe Auftrag gegeben", sagte er bescheiden, aber nachdrücklich, „daß man mir sofort Nachricht schickt, wenn ein hervorragender Mann im Anzuge ist." Das mußten wir denn auf uns sitzen lassen, und mit dem prächtigen Troß sprengten wir aufwärts nach Guzkjöi, wo das ganze neu entdeckte Thal alpinen Charakters, mit seinen haldigen Abfällen, verstreuten Ansiedelungen, dunkeln Baumgruppen groß und herrlich hingebreitet auf einen Schlag vor uns lag. Unser Wirt war ein Muhadjir aus Batum, seine blau gekleideten Diener waren Lazen; auch ein gerade anwesender Richter und ein Schreiber waren solche Flüchtlinge; alle klagten um die verlorene Heimat. Viele ihrer Genossen waren etwas nördlicher in Unieh am Meere angesiedelt worden. Keiner von ihnen hoffte auf eine Zukunft der Türkei: „adamlar var, adam yok!" rief der Müdir einmal über das andere, ein unübersetzbares Schlagwort, daß es Menschen gäbe bei ihnen, aber keinen Mann.

Am meisten gefiel uns der Ortsschulze, ein fein aussehender, sehr gut gekleideter alter Mann. Abends war er sinnlos betrunken, der Müdir hielt sich etwas besser, obwohl er eine Flasche Raki fast allein geleert. Am nächsten Morgen waren beide nüchtern und anscheinend ohne die üblichen Nachwehen, was wenigstens stark für ihre Übung spricht.

Der Wasserreichtum, welchen die Alten am Thermodon

rühmen, ist auch jetzt eine sehr augenfällige Erscheinung im ganzen Thal; die Seitenwände triefen von Wasser. Aber dadurch ist der Boden „kalt", der Ertrag dürftig. Das Klima ist rauh: wir fanden in der Frühe dünne Eisschichten auf Wasserlachen; vom Dezember bis zum April bleibt der Schnee liegen.

Zum Thermodonthal gehört eine östliche, nur durch eine gratartige Erhebung getrennte Furche von gleicher Länge, erst ein paar Stunden vom Meere gehen beide in einander. Links, östlich folgt eine Parallelschlucht der anderen, in welchen kleine Küstenflüsse tief eingesenkt und schwer verfolgbar sich hinausarbeiten zum Meere. Unter ihnen nimmt der Thermodon durch sein breiteres Thal, wohl auch durch seine Wassermasse, eine Ausnahmestellung ein; dies, sowie die Ebene an seiner Mündung, wird ihm auch zu seiner hervorragenden Stellung in der alten Sage mit verholfen haben, — hier lokalisierte das Altertum die Amazonen, — eine Stellung, zu welcher ihn seine Größe so wenig berechtigte, wie etwa den Skamander oder den Simoeis der Troischen Ebene.

Nachdem wir etwa anderthalb Tage auf dem teilweis ganz schmalen Grat entlang geritten waren, der den Thermodon von seinen östlichen Nachbarn trennt, erreichten wir den Vereinigungspunkt beider Arme und damit die Ebene am Gestade, welche von hier nordwestlich hinauf bis gegen Samsun sich hinzieht, zuerst von einem labyrinthischen Baummeer überzogen, dann kahl, feucht, durchrissen und fast ausschließlich von Tscherkessen bewohnt.

Wir überschritten den zum Meer eilenden breiten Iris auf langer Holzbrücke bei Tscharschembe, einem großen

Marktort, und verbrachten die letzte Nacht in einem der Kaffeehäuser, welche an der viel begangenen Straße nach Samsun sich finden. Der Zustand derselben spottete nach dem letzten Regen jeder Beschreibung: die unwahrscheinlichsten Sumpf- und Pfuhlbecken erwiesen sich als legitime Stücke des Weges, an dem sogar einmal gebaut worden sein soll.

Je mehr man sich Samsun nähert, desto mehr dringen die Höhen wieder ans Meer, wo sie dasselbe erreichen, liegt die Stadt, die alte Amisos. Die letzte Brücke unmittelbar vor den Häusern ist seit Jahren zusammengebrochen und unpassierbar; die Bachschlucht wird auf einem Umweg nicht ohne Schwierigkeiten durchwatet; zu guterletzt gleichsam ein Wahrzeichen, in dem die ganze Indolenz sich noch einmal zusammenfaßt.

Elf Wochen nach unserer Ankunft in Ineboli zogen wir in Samsun ein und fanden auch hier die gastlichste Aufnahme im Hause des Agenten des Österreichisch-Ungarischen Lloyd.

Die Ordnung unserer Angelegenheiten, besonders der Verkauf der Pferde, ward durch die allgemeine Geldnot erschwert, man erbot sich allen Ernstes Tabaksballen in Zahlung zu geben, die offenbar auch schwer los zu werden waren.

Wir benutzten die Muße zuerst zur Besichtigung der Stadt und ihres alten Burgberges; plötzlich flog da einmal meinem türkischen Begleiter und mir eine Ladung Schrot um die Köpfe. Der Türke, der unten stand und aufs neue lud, behauptete, es lediglich auf ein paar Vögel abgesehen zu haben.

Wir gingen dann auf einige Tage nach Trapezunt.

Als wir genau drei Monate nach unserer Ausfahrt wieder in Konstantinopel einfuhren, hatten wir die ganze Nordküste Kleinasiens wenigstens gesehen, im Innern aber das Programm erfüllt, das ich mir ein Jahr vorher entworfen hatte.

Ich habe im Vorhergehenden einige persönliche Eindrücke schildern wollen; wenn sie bunt aussehen, so geben sie die Wirklichkeit wieder. Aber gerade das ist es nicht zum wenigsten, was die Zustände den europäischen gegenüber dort so unhaltbar erscheinen läßt; und dies Gefühl der Unhaltbarkeit teilen sie alle, Türken und Christen, alle fürchten, wünschen oder hoffen, daß sie eines Morgens erwachen mögen „und eine andere Kopfbedeckung vorfinden als das Fez". Alle teilen das Bewußtsein, daß keine Arbeit, keine Bravheit des Individuums sie erlösen kann, sondern nur plötzliche Änderung und gewaltsame. Indessen gehört ja auch das gerade zu den melancholischen Eindrücken des Ostens, daß unhaltbare Zustände dort lange Jahre hindurch bleiben können, wie Menschen, die an unheilbaren Leiden kranken, oft sehr viel später und langsamer dem Tode verfallen, als der gesündeste Körper.

Anatolische Reisebilder.

Kleinasien ist kein Touristenland im gewöhnlichen Sinne. Gewiß sind einige Küstenplätze wie die Troische Ebene, Smyrna, Ephesos u. a. leicht zu erreichen und werden auch von nicht wenigen Europäern besucht; aber um das Innere aufzusuchen, dazu muß man schon ganz spezielles Interesse und bestimmte Absichten haben, und das trifft doch nur bei wenigen zu. So kommt es, daß in Kleinasien, welches kaum 7 Tagereisen von uns entfernt ist und das etwa die Größe Frankreichs hat, ganze bedeutende Strecken völlig unbekannt und noch niemals von Europäern betreten worden sind.

Daß dieser Thatsache auch die Ausrüstung des Reisenden entsprechen muß, liegt auf der Hand. Er kann hierbei inne werden, was ein Europäer eigentlich alles braucht. Alles muß er anschaffen und mitnehmen von Schreib- und Zeichenmaterialien und Medikamenten an bis zum einfachen Knopf; denn was er nicht mit sich führt, ist ihm dort unerreichbar, oft auch in großen Städten des Innern. So ist denn die Liste dessen, was ein Vorsichtiger von Europa mitnimmt, groß und mannigfaltig genug. Die letzte Hand

legt der Reisende an seine Ausrüstung in Konstantinopel. Für den Touristen bedeutet dieser Ort die letzte unterste Stufe europäischen Lebens, für den Reisenden ist es die letzte Höhe, an die er oft sehnsuchtsvoll zurückdenken wird, wenn ihm seine Stearinlichte ausgegangen sind oder er das schmutzige grobe Salz der Eingeborenen Kleinasiens essen muß. Wer sich unabhängig stellen will, muß Zelt und Feldbett mit sich führen, Kochgeschirr und Tischgerät, Laken und Decken, kurz alles, was ein nomadisierender Haushalt bedarf.

Es ist zu empfehlen, sich mit einigem Aufwande auszurüsten und mit einem gewissen Anspruche zu reisen, zur Hebung des Fremden in den Augen der Morgenländer ist das sogar eine unerläßliche Bedingung, und was es mehr kostet, bringt es reichlich ein durch die so viel größere Bereitwilligkeit der Eingeborenen, dem Reisenden in jeder Art und um geringen Lohn zu Diensten zu sein. In diesem Sinne darf man sogar das Paradoxon aussprechen, daß der anspruchslose Reisende in der Levante oft am teuersten bezahlen muß.

Zu einem festen Auftreten gehört aber zuerst ein fester Boden und diesen geben Schreiben des Großveziers an die Statthalter — wir würden sagen Oberpräsidenten — doch führen sie dort zugleich den militärischen Oberbefehl. Diese Fermane werden durch die Botschaft besorgt, der Statthalter, dem sie überbracht werden, giebt dafür ein anderes ebenso imposant aussehendes Papier, das Bujuruldù, das den Reisenden allen Lokalbehörden ganz besonders ans Herz legt und das, wenn es richtig abgefaßt ist, von großer Wirkung sein kann. Eine nicht geringe Schwierigkeit ist der Transport des Geldes, um so größer, als an kleinen Orten

gewöhnlich nicht einmal ein türkisches Pfund = 19 Mark, ja nicht einmal der 4. Teil desselben gewechselt werden kann; und so ist man gezwungen ganze Säcke des schmutzigen Kleingeldes mit sich zu schleppen, das Gold aber irgendwo versteckt am Leibe zu tragen. Ich kann versichern, daß etwa 50 Pfund auf die Dauer so getragen eine recht beschwerliche Last sind.

Wichtiger als alles zum Gelingen einer Reise ist aber ein richtig gewählter Diener; ein Mann, auf den man sich insofern absolut verlassen kann, als er unbedingt ausführt, was ihm aufgetragen ist. Die meisten europäischen Reisenden werden gezwungen sein, dazu einen Dragoman zu wählen, oft einen Griechen, der zugleich türkisch und eine europäische Sprache spricht. Mit diesen Leuten, die auch die Sorge für das leibliche Wohl zu übernehmen pflegen, muß alles aufs genaueste stipuliert werden; sie sind nicht billig — bis 100 Mark monatlich — oft ungeberdig und im ganzen mehr ein notwendiges Übel als eine Annehmlichkeit. Viel behaglicher reist derjenige, der eine Landessprache versteht, er kann einen Türken oder Griechen um ein Drittel jenes Lohnes haben und besitzt in ihm einen wirklichen Diener, der gehorcht, nicht einen zu Übergriffen neigenden Schelm, wie die Dragomane es nicht selten sind. Ich selber war in der glücklichen Lage immer denselben Diener verwenden zu können, einen Griechen Georgios, den ich einst von meinem Freunde Carl Humann in Smyrna übernommen, der mit mir auch die olympischen Kampagnen mitgemacht hat und als Besitzer des kleinen Hotels in Olympia gestorben ist. In Pergamon geboren, sprach er auch etwas Türkisch, was mir besonders willkommen war, ehe ich selber mich in dieser Sprache einigermaßen

ausdrücken konnte, in der es jedermann zwar nicht leicht zum Schreiben und Lesen, aber wohl zum leidlichen Sprechen bringen kann.

Endlich ist alles glücklich besorgt, auch die Zollfährlichkeiten sind überwunden — im ganzen nicht weniger als sechsmal! Hat man sich vom Dampfer, dem letzten Bruchstück Europas, irgendwo an der kleinasiatischen Küste ans Land setzen lassen, so beginnt ein völlig neues Leben. Der Reisende in der Levante hat nur ein Mittel der Fortbewegung, wenn er nicht zu Fuße gehen will, was nicht zu raten wäre, und dies Mittel ist das Pferd. Die Kamele werden auf dem Boden Kleinasiens nur als Lasttiere benutzt; von Pferden giebt es eine kleine, höchst ausdauernde Race, am meisten geschätzt als Reittiere sind die Paßgänger, welche bei relativ schneller Bewegung dem Reiter einen sehr ruhigen Sitz gewähren. Was in Afrika die Trägerfrage, das bedeutet in der Levante die Pferdefrage, nur ist diese gewöhnlich sehr viel leichter zu lösen, doch wächst die Schwierigkeit mit der Entfernung von betreteneren Pfaden. Wer auf letzteren bleibt, kann die Posteinrichtung benützen; darunter stelle man sich aber nichts irgendwie Europäisches vor: dazu fehlt nicht weniger als alles, in erster Linie die Straßen. Es giebt wohl neuerdings einige Fahrstraßen und Eisenbahnen in Kleinasien, aber sie sind vorläufig noch Sackgassen, ohne Verbindung unter einander; und wenn diese einmal hergestellt sein sollte, dann kann es sich wohl ereignen, daß die ersten Strecken durch üble Behandlung und Vernachlässigung schon wieder unfahrbar geworden sind. Vorläufig ist der Reisende noch überall auf Saumpfade angewiesen, auch auf den Strecken, welche das

Reichskursbuch der Türkei als Postrouten bezeichnet. Demnach hat denn dieses Büchlein auch eine sehr einfache Einrichtung: es giebt eine Liste von Namen der Poststationen und bestimmt deren Entfernung von der Hauptstadt nach Stunden. Für unsere Auffassung hat es sicherlich etwas sehr Ursprüngliches, wenn wir lesen: Smyrna sei 92 Stunden von Konstantinopel, Beirut 374, Bagdad 463, Basrah am Persischen Meerbusen gar 564. Auf diesen Strecken findet ein' regelmäßiger Postdienst durch reitende Boten statt. Die Poststunden sind klein, nämlich nur 5 Kilometer, so daß man bei schnellem Reiten in einer wirklichen Stunde leicht 2—3 solcher Poststunden zurücklegen kann; und die unermüdlichen Boten, welche allwöchentlich von der Hauptstadt nach Bagdad gehen, legen, nachdem sie bis Trapezunt den Dampfer benutzt haben, bei wenig Schlaf und ununterbrochenem scharfen Reiten die 3—400 Meilenstunden bis Bagdad gewöhnlich in 7 Tagen zurück. Die Stationen dieser Poststraßen folgen in einer Entfernung von 20—30 Kilometern, also von 4—6 Poststunden auf einander, etwa wie zur Zeit der persischen und römischen Herrschaft im Altertum (S. 5); hier müssen die Pferde gewechselt werden, und die Postmeister, welche ein festes Gehalt beziehen — soweit man in der Türkei überhaupt von Festigkeit des Gehalts sprechen kann — haben zunächst die Verpflichtung, die Pferde für die Postboten bereit zu halten, dann aber auch allen Beamten und offiziell empfohlenen Personen so viel Pferde zu stellen, wie diese brauchen, und zwar zu dem festen Satze von $4^1/_2$ Piaster, das sind 85 Pfennige pro Kopf und Poststunde.

Das klingt ja nun alles ganz gut und geordnet, und

gewiß thut der Reisende auch wohl, einen generellen Auftrag an alle Postmeister in seinen Landespaß aufnehmen zu lassen, aber Papier bleibt Papier, zumal in der Türkei. Und wenn der Postmeister irgend eines entlegenen Punktes plötzlich versagt, wenn er nach einer sehr beliebten Wendung zu seinem eigenen Vorteil andere vorschiebt, die den Reisenden überfordern, so kann der freilich drohen, sich in Stambul schadlos zu halten und die ungetreuen Diener des Staates zu verklagen, aber zahlen muß er, wenn er anders nicht eine ungebührliche Zeit verlieren will, und wieder erhält er natürlich nichts, auch nicht einen Heller. Den Ärger und die ungeduldige Spannung bei dem häufigen Pferdewechsel, bei dem es fast nie ohne beträchtlichen Zeitverlust abgeht, rechne ich dabei für gar nichts. Und diese ganze Beförderungsweise bezieht sich nur auf die Poststraßen, welche ein Forschungsreisender eher meiden als suchen wird. Für ihn also kommt diese Art zu reisen in Wegfall.

Er muß Pferde mieten, oder er muß Pferde kaufen; die meisten Reisenden pflegen das erste vorzuziehen, aber sehr mit Unrecht. Pferdevermieter, sogenannte Katerdjis, giebt es in allen größeren Städten. Wie bei uns neben staatlichen Posten häufig ein privater Omnibusverkehr eingerichtet wird, so gehen diese Katerdjis an bestimmten Tagen auf regelmäßige Touren und nehmen Briefe, auch größere Sendungen gegen kleine Entschädigungen mit; sie gelten in der Beziehung für höchst zuverlässig und gewiß mit Recht. Aber wie im Orient bei allem, was vom Hergebrachten abweicht, auch sogleich mit ungewöhnlichem, ja völlig unbegrenztem Maßstabe gemessen wird, so kennen dieselben Männer meist kein Maß ihrer Forderungen, wenn ihnen einmal ein europäischer

Reisender in die Hände fällt. Ist man endlich mit ihnen handelseins geworden, hat sich zu allem Überfluß auch noch irgend ein ehrenwerter Bürger der Stadt für den Charakter und das gute Benehmen der Katerdjis mit Namensunterschrift und Siegel verbürgt, so kann man sich freilich unter normalen Verhältnissen meist auf sie verlassen; es giebt aber auch solche, die schon vor Beginn einer Tour ihren ganzen Vorrat an schönen Worten und an Diensteifrigkeit so verausgabt zu haben scheinen, daß sie für die Reise selber wenig mehr davon übrig haben. „Deine Seele ist meine Seele" sagte mir mit dem innigsten Brustton der Überzeugung einmal einer, der mich wenige Wochen darauf schmählich im Stich ließ. Der Wahrheit zu Ehren muß ich aber bemerken, daß dieser kein eigentlicher Türke war, sondern ein Muselman griechischer Abstammung.

Ein solcher Katerdji muß, zumal wenn der Reisende mehr als 2—3 Pferde braucht, von einem größeren Orte zum andern genommen werden; er stellt auch den oder die nötigen Pferdeknechte und übernimmt jede Sorge für die Tiere. Die Rücksicht auf diese, die oft sein einziger Besitz sind, überwiegt bei ihm natürlich jede andere, und da liegt zugleich die gefährlichste Klippe dieses ganzen Modus. Der Forschungsreisende folgt selbstverständlich keiner festen Route, er will klären und finden, der Inhalt eines Tages bestimmt häufig erst den des folgenden; nur ganz ungefähr kann er eine Richtung, oft nur ein Endziel angeben. Und da kann nun eine jede unvorbereitete Abweichung, jede Änderung des Tempos, jede Wahl der Rastorte, besonders der den Reisenden stets beseelenden Trieb auf ein schnelles Vorwärtskommen zu ebenso vielen Weiterungen, zu Ärger, Aufent-

halt und Verstimmung führen; ja die Tiere und ihr Eigentümer können den Reisenden um seine besten Erfolge bringen, wenn diese Erfolge, was gar nicht selten ist, nur auf etwas halsbrechenden Wegen zu erreichen sind. Der Mann und seine Knechte erheben ein wahres Jammergeschrei, sie bitten, flehen, drohen, fluchen, alles durcheinander, schließlich fallen sie wohl gar den Tieren in die Zügel und sind auf keine Weise, weder auf gute, noch auf böse zu bewegen, den Pfad frei zu geben; endlich verspricht man für allen etwaigen Schaden aufzukommen und hat damit zu gleicher Zeit den einzigen wirklichen Nachteil eigenen Pferdebesitzes, nämlich das eigene Risiko. Für die Einschätzung des etwaigen Schadens ist man obenein ganz der Gnade seines Katerdji preisgegeben. Danach bleibt als Vorteil nur übrig, daß man der Sorge für Pferdefutter und die übrige Pferdepflege überhoben ist; aber auch das ist nur scheinbar, und wenn es wirklich der Fall ist, so ist diese kleine Bequemlichkeit doch in jeder Beziehung zu teuer erkauft.

Dem Reisenden, der wirklich etwas vor sich bringen, der ungekannte Teile klären, unbetretene, oft schwierige Pfade verfolgen will, dem bleibt keine Wahl, er muß seinen Pferdebedarf kaufen. Ich spreche da aus eigenster Erfahrung, denn ich war auf einer Reise (1874) Besitzer von 9 und später einmal (1882) Besitzer von 7 Pferden. Das klingt ja recht großartig, indessen klingt es auch nur so. Gute Pferde sind auch in der Levante nicht ganz billig; aber es versteht sich, daß man zu so angreifenden Touren nicht die edelsten Exemplare ankauft. Ein brauchbares Reitpferd mit dem beliebten Paßgange — Rachwan nennen es die Türken — ist an entlegeneren Punkten

um 180—200 Mark wohl zu haben. Die Preise für Packpferde variieren von 120 Mark abwärts bis 60, wobei denn allerdings auf Eleganz nicht viel gesehen wird. Die 7 Pferde auf meiner letzten Reise repräsentierten eine Summe von rund 700 Mark. Man begreift ohne weiteres, daß das Einkaufen der Pferde eine riskante Sache ist; bei solchem Handel pflegt ja überall in der Welt das Gewissen ganz besonders tief zu schlafen. Allein in der Regel wird sich der Gastfreund und seine Leute oder Klienten eine Ehre daraus machen, für den Fremden so gut und so billig wie irgend möglich zu kaufen. Unter allen Umständen nimmt das Feilschen um Rosse ganze Tage in Anspruch und stellt die Geduld des Neulings auf eine harte Probe, der Erfahrenere weiß aber, daß zu den Reisen in der Levante eine Eigenschaft wichtiger ist als alles, und diese eine heißt Geduld!

Wer sich in unwirtliche Regionen begiebt, darf sich beim bloßen Einkaufen der Pferde nicht beruhigen; er muß an alles denken, an Zaumzeug und Sättel für Reit- und Lasttiere, an Schnür- und Packutensilien, an Pferdekoppeln, Hufeisen und Nägel. Das sind ja zum Teil Kleinigkeiten, wenn sie bei der Hand sind, aber wo sie einmal fehlen, können sie unverhältnismäßig viel aufs Spiel stellen. Die Hufschmiede sind dünn gesäet im Lande, und bei ungünstiger Konstellation konnte es vorkommen, daß ich einen halben Tag verlor oder lange vor der Zeit rasten mußte, weil kein Hufschmied zu haben war. Die Hufeisen sind keine Randeisen wie bei uns, sondern volle Bleche mit einem Loch in der Mitte; sie werden fast immer kalt und häufig sehr ungeschickt eingeschlagen, sodaß die Hufe gewöhnlicher Tiere oft recht jammervoll aussehen. Für Menschen und Tiere gleich

wichtig ist der Sattel; der türkische ist ein recht hoher Bocksattel, die Steigbügel sind ganze etwas aufwärts gebogene Fußbleche, an welchen ein kurzer Stachel als Sporn befestigt zu sein pflegt oder deren Schärfen selber als Sporn dienen. Hat man sich an diese Sättel gewöhnt, so reitet man recht bequem darin. Aber am wenigsten ermüdend bleibt immer ein englischer Sattel, und Roß und Reiter fühlen sich am wohlsten, wenn das kein neues, sondern ein altes gut wattiertes Exemplar ist. Die Türken behaupten freilich, daß unsere Sättel die Tiere mehr drücken, das ist aber entschieden nicht der Fall, und ebenso beruht ihre Gewohnheit, den Sattel lose zu schnallen, auf einem ganz unbegründeten Vorurteil, dem schon mancher brave Reiter ein Opfer gebracht hat, wenn er plötzlich und unerwartet mit Sattel und allem Zubehör zur Seite oder selbst nach hinten über den Schwanz des Pferdes abglitt. Seinen Sattel wird der vorsichtige Reisende vorn mit ein paar weiten und festen Ledertaschen ausstatten, um gewisse unersetzliche Dinge wie Meßinstrumente, Tagebücher, Notizbücher stets bei der Hand und unter unmittelbarer Aufsicht zu haben.

Nachdem ich so viel vom Sattel gesagt, muß ich wohl auch ein Wort über den Reiter hinzufügen. Es giebt Reisende, welche dafür plaidieren, unter allen Umständen einheimische Tracht anzulegen; für das türkische Kleinasien aber ist das nicht bloß unnötig, sondern auch nachteilig. Es führt meistenteils viel weiter, den Europäer zu betonen; etwas abenteuerlich sieht man aber in den hohen Reiterstiefeln, der bunten um den Leib geschlungenen Schärpe, dem Revolver im Gürtel, dem wallenden weißen Tuch um den Hut schon aus, und durch die Qualität des Anzuges

würde man in Europa kaum einen einnehmenden oder vielversprechenden Eindruck machen; für die Eingeborenen geht das freilich unbeachtet mit auf in dem allgemeinen Eindruck des Fremden und Ungewohnten.

Der Packsattel ist ein Holzgestell von zwei Böcken, die durch starke Holzstäbe verbunden sind; unter diesem Gestell liegt eine Fütterung, die nur an den Seiten des Tieres eng anschließt, aber in normalem Zustande hohl über dem Rücken liegt. Eiserne Haken an den Böcken erleichtern die Aufschnürung des Gepäckes. Dies besteht am besten aus lauter kleineren Stücken, die dann in Säcken vereinigt und leicht im Gleichgewicht verteilt werden können. Man thut gut, jedem Pferde bald seine feste Last zu bestimmen. Man rechnet für gewöhnlich 120 Kilogramm auf jedes Pferd, darf aber bei schwierigen Pfaden 80 Kilo kaum überschreiten. Der Besitz eigener Pferde bedingt auch das Anwerben eigener Pferdeknechte, deren zwei für 6—10 Pferde vollkommen ausreichen. Ihr Engagement ist mit allerlei Feierlichkeiten verbunden; die Pflichten und Obliegenheiten des Burschen werden auf ein sauberes Papier geschrieben, wohl auch hinzugesetzt, daß er seinen Herrn eventuell mit seinem eigenen Leben schützen, ihn jedenfalls in keine Ungelegenheiten bringen solle. Der Lohn, 50—60 Mark pro Monat, wird fixiert; die Bürgschaft leistet irgend ein angesehener Mann mit Namensunterschrift und Siegel. Bei dem eigentümlichen Klientelverhältnis feudalen Charakters, in welchem viele kleine Leute in Griechenland wie in der Türkei zu Vornehmen und Vermögenden stehen, ist solche Bürgschaft sehr viel mehr als eine bloße Form. Und ein richtiger Türke, so engagiert, wird sich nicht leicht etwas zu schulden

kommen lassen. Die Pferdeknechte gehen zu Fuß; den Diener macht man gern beritten, um seine Kräfte für die Zeit seines Dienstes aufzusparen. Die Regierung stellt gut empfohlenen Reisenden einen Gendarm, türkisch Zabtieh, der freilich einen bedeutenden Bakschisch etwa 3—4 Mark pro Tag erwartet und der bis zu einem Orte mitgeht, wo ein anderer ihn ablösen kann.

Damit wäre die Kavalkade fertig.

Das Pferd ist nicht nur ein wichtiger, sondern geradezu ein bestimmender Faktor solcher Tour. Für Menschen kann man zur Not hinreichendes Trinkwasser mitnehmen, für die Pferde nicht, es ist unumgänglich nötig, am Abend in einer Ortschaft oder doch an einer Quelle, einem Bache Halt zu machen. Eben die Umgebung derselben pflegt auch im Frühjahr eine hinreichende Weide zu bieten, und da im April und Mai die Pferde ohnehin nur an Weidenfütterung gewöhnt sind, so sind die Verpflegungskosten um jene Zeit sehr geringe; es ist nur zu bewundern, daß die Tiere bei solcher Kost noch so leistungsfähig bleiben, wie es wirklich der Fall ist. Vom Hochsommer an muß freilich Gerste gekauft werden, in kleinen Dörfern oft keine geringe Schwierigkeit; es ist beinahe die Regel, daß das Vorhandensein von Futter im Anfang ganz geleugnet wird. Der Grund ist einfach: die armen Leute fürchten, daß sie von dem Fremden keine Bezahlung erhalten. Denn daß dieser unbedingt ein gewichtiger Mann sein muß, beweist schon der imposante Paß und die Begleitung eines Gendarmen, und die eigenen Leute thun aus leicht begreiflichen Gründen alles, um diesen Volksglauben zu verstärken. So kostet es oft nicht wenig Mühe, dieses Mißtrauen zu beseitigen. Auf den harten Wegen ist es fast un-

vermeidlich, daß die Tiere hie und da Schaden nehmen; da lahmt eines für ein paar Tage, weil einmal auf steinigem Pfade ein Eisen verloren ging und nicht gleich wieder ersetzt werden konnte, andere stürzen und schinden sich etwas, Packpferde fallen für einige Zeit ab oder werden durchgedrückt und gehen dann eine Weile leer, wodurch wieder die andern belastet werden: genug, ein anmutiges Bild gewährt unsere Karawane nach einigen Monaten nicht, und man thut gut an der Endstation so einzurücken, daß die Pferde vor dem Verkauf wieder ein paar Ruhetage haben. Bei diesem kam übrigens auf meinen Reisen trotz mancherlei Schwierigkeiten doch immer noch so viel heraus, daß die ganze Beförderung von nahezu drei Monaten, den Lohn an die Pferdeknechte einbegriffen, weniger als die Hälfte dessen betrug, was eine gleiche Anzahl von Postpferden während dieser Zeit gekostet hätte. —

Reisebeschreibungen pflegen meist bei der Darlegung des Außergewöhnlichen zu verweilen; ich will hier einmal im Gegenteil von dem gewöhnlichen Tage erzählen. Der Inhalt eines solchen hängt ja wesentlich von den Interessen des Reisenden ab; man wird mir zu gute halten, wenn ich hier meine eigenen, die topographischer und antiquarischer Natur sind, zu Grunde lege.

Unsere Kenntnis Kleinasiens steht noch in den Anfängen. Die Lage von einer Anzahl größerer Orte ist allerdings schon mehr oder weniger sicher astronomisch bestimmt; diese Orte auf den lehrreichsten Routen zu verbinden, ist die Aufgabe des Reisenden. Von dem, was er bei fortwährendem Herumfragen erkundet, ist seine Tour im einzelnen abhängig; es ist eine Verständigung von Fall zu Fall, abends im Quartier wird meist erst der Plan für den nächsten Tag entworfen

und ein Ortsangehöriger zur speziellen Führung engagiert. Einförmig und doch mannigfaltig! Das gewöhnliche Tempo der Fortbewegung auf einer Explorationstour ist der Schritt; man thut für alle Fälle gut, Schrittweite und Bewegungsgeschwindigkeit seines Tieres bald festzustellen, um auch einmal, wenn genauere Notizen unmöglich sind, die zurückgelegte Strecke mit der Uhr ungefähr notieren zu können. Die Regel aber ist ein unaufhörliches Notieren, Skizzieren, Ablesen der Uhr, des Kompasses und des Barometers, der Zügel des Pferdes hängt am Arm, die linke Hand hält ein kleines Croquierbrett mit Papier, an der Weste hängt Bleistift und Blaustift, jedes Instrument ist so untergebracht, daß es fest und wohlbewahrt liegt und dennoch in jedem Moment ohne weiteres zur Hand ist. Nun wird jede Biegung, jeder Terrainunterschied der Straße, die ganze Umgebung derselben, soweit sie irgend sichtbar ist, sorgsam aufgezeichnet, Berge, Felder, Bewohnung beschrieben und durch einen Faustriß fixiert, jeder Wasserlauf blau eingetragen, seine sichtbare Richtung durch einen Pfeil bezeichnet, das Erkundete sofort dazu notiert. Das ist die fortlaufende Arbeit, sie hält jeden Augenblick in Atem, aber sie füllt ihn auch aufs schönste aus. Immer schärfer wird der Blick für die Formen des Terrains, für Schätzung von Entfernungen und von Höhen, für Zugehörigkeit und Trennung. Diese fortlaufende Arbeit hat dann ihre großen Abschnitte an den Stellen, wo eine umfassende Aussicht einen weiten Überblick ermöglicht; hier wird gehalten, eine Skizze entworfen und mit einer größeren Bussole die Richtung der Hauptpunkte bestimmt. Diese Operation wird so oft wiederholt, wie das Terrain einen neuen weiten Überblick

gestattet. Auf diese Weise erhält man auch die weitere Umgebung der Route, freilich nur ungefähr und im Umriß, aber die Ungenauigkeit, die eine so rohe Methode notwendig mit sich bringt, wird dadurch einigermaßen paralysiert, daß man von Zeit zu Zeit immer wieder an astronomisch bestimmte Punkte kommt. Gewiß ist es von großem Vorteil, wenn man selber in der Lage ist, Hauptpunkte seiner Reise astronomisch zu bestimmen; aber in einem Lande, von dem unsere Kenntnis noch so mangelhaft ist wie bei Kleinasien, kann man bei treuer Befolgung jener einfachen Methode schon sehr bedeutende Resultate erreichen. Dazu ist freilich nötig, daß keine Minute unbeachtet bleibt und auch der kleinste Aufenthalt notiert wird. Bei besonders charakteristischen Punkten tritt der photographische Apparat in sein Recht, dieser muß so liegen, daß er vollkommen sicher und doch leicht erreichbar ist; jeder Begleiter muß die Rolle kennen, die ihm zufällt. Nach 4—5 Stunden wird dann Rast gehalten. Hat der Reisende Eile, so läßt er garnicht abpacken; während das Essen bereitet wird und die Eingeborenen ihn voll Neugierde umlagern, darf die Arbeit nicht ruhen. Auf Blättern wird die Route eingetragen, die Notizen bei noch ganz frischer Erinnerung vervollständigt, noch kann jeder etwa aufsteigende Zweifel leicht gehoben werden. Nachmittags 4—5 Stunden lang die gleiche Thätigkeit und abends in den ersten Augenblicken der Rast die gleiche Konstruktion der Route — so entsteht allmählich ein zusammenhängendes Bild. Ein neues Land und seine Formen lasten auf dem Reisenden wie ein Alp, es giebt nichts Erfreuenderes, als wenn das Chaos anfängt allmählich sich zu entwirren. Die gewaltigen Bergkomplexe, die einen so ungeberdigen Eindruck machten, gruppieren sich allmählich

zu schönen übersichtlichen zusammenhängenden Zügen, die unzählbaren Wasserläufe beginnen sich zu ordnen, in ihrer Verzweigung und ihrer wichtigen Scheidung klar zu werden, langsam, aber sicher fällt es wie Schuppen von den Augen oder besser noch ein nur wenig durchsichtiger Vorhang steigt allmählich empor, und was dann vor uns liegt, ist das klare, unverrückbare, unverlöschte Bild der Landschaft. Erleichtert atmet der Reisende auf; wenigstens dies ist unverlierbar gewonnen für ihn wie für andere. Was sonst das gütige Geschick noch spendet an schönen und lehrreichen Denkmälern oder Erlebnissen, ist ein Geschenk, eine Zugabe, die er freudig und dankbar hinnimmt. Aber die Welt kann nun einmal nicht davon lassen, Glück und Verdienst zu verwechseln. Jene Zugaben, die oft einem Ungefähr, einer zufälligen Erkundigung, einem glücklichen Zusammentreffen verdankt werden, sie sind es, die den Wert des Reisenden in den Augen der Welt bestimmen. Seine stille dauernde Arbeit wird von wenigen geschätzt, um so mehr aber und um so nachhaltiger erhebt und beglückt gerade diese ihn selber. —

Mehr noch als anderswo ist im Orient mit seinem vollkommenen Mangel an künstlicher und öffentlicher Beleuchtung die Nacht keines Menschen Freund, und Nacht herrscht die ganze Zeit, in welcher die Sonne nicht am Himmel steht. Der Wunsch, noch vor Nacht ins Quartier zu kommen, treibt selbst einen Orientalen zur Eile. Es giebt aber auch nichts Unbehaglicheres, als nachts in eine türkische Stadt einzureiten.

Jeder Tag einer solchen Tour ist wie ein Individuum derselben Spezies, von denen aber keines dem andern gleicht, am wenigsten in den Quartieren, und wer heute sein Haupt

auf seidenem Pfühle in dem Prunkgemach eines vornehmen Türken hinlegt, ruht morgen auf den unsagbaren Decken im einzigen Raum einer vor Schmutz starrenden Hütte; vor Frost klappernd, wenn das Holzfeuer auf dem Herd an der Erde erlischt, und wenn es brennt, vom dichten Rauch gepeinigt, der den Ausgang durch das Loch oben im Dache vergebens sucht oder dort erst mit dem starken Winde kämpft, der unbarmherzig und direkt niederfährt auf die Lagernden. Die Nächte sind wirklich die Nachtseite solcher Wanderungen.

Hotels in unserem Sinne giebt es nur in den wenigen großen Städten, die in unaufhörlicher Berührung mit Europa und den Europäern stehen. In diesen ist das Leben zwar nicht billig, aber gut. Die andern großen und mittleren Städte haben nach uralter orientalischer Sitte eingerichtete Gasthäuser, Chans. Diese sind wie das Haus im Orient überhaupt und auch im Altertum nach innen gerichtet, das heißt um einen Innenhof legt sich ein quadratischer Bau. Vor den Räumen des Erdgeschosses, die teils als Magazin oder Kaufläden benutzt sind, teils als Ställe für Pferde und Kamele, ziehen sich Arkaden hin, welche eine ebenfalls offene Gallerie tragen, die in der Höhe des ersten Stockes umläuft und auf welche alle Zimmer sich öffnen. Über ein Stock hoch sind solche Anlagen und überhaupt türkische Häuser nur sehr selten. Die Zimmer oder besser Zellen sind alle isoliert, von Möbeln ist keine Rede, nur laufen Bänke an den Wänden herum, die von Holz, noch öfter von Steinen aufgemauert und übertüncht sind. Es wird erwartet, daß der Reisende alles bei sich hat, was er braucht. Ist er vorsichtig, so läßt er den angewiesenen Raum zunächst scheuern; erst dann zieht er ein, breitet seine Decken und Teppiche

aus, nimmt den Schlüssel seiner Zelle in Gewahrsam und ist installiert. Für seine Beköstigung sorgt er selber, er führt also immer Wirtschaft wie ein Eingeborener; das ist zwar nicht sehr bequem, aber lehrreich und billig ist es jedenfalls.

Tritt man vom Zimmer auf die Gallerie, so hat man im Hofe oft Bilder von typischem orientalischem Charakter vor sich; inmitten sprudelt eine Quelle, Baumpflanzen stehen herum, besonders beliebt ist die große steife, fast stilisiert zu nennende Sonnenblume, um niedrige Tische kauern in buntem Durcheinander die Türken in ihrer malerischen Tracht, Soldaten, Beamte im französischen Rock mit dem Fez, sie spielen Schach und Tarock und schlürfen dabei unaufhörlich Kaffee und Wasserpfeifen, die der schlaue geschäftige Grieche, der Wirt eines benachbarten Cafés, unermüdlich herbeibringt.

Viel kann man hier erfahren, über Land und Leute, Zustände und Stimmungen, über Altertümer und sonstige Merkwürdigkeiten, bisweilen sogar über wichtige geographische Thatsachen. Ein Geschenk von einigen Mark stellen den Wirt, wenn er ein Türke ist, zufrieden, im andern Falle pflegt das Verlassen des Chans zu den unerquicklichsten Erörterungen zu führen.

Wer es kann, wird den Chan vermeiden; dazu giebt es einen sehr einfachen Weg: man schickt seinen Zabtieh mit dem Passe voraus zum Oberhaupt der Stadt oder reitet selber zunächst zu diesem. Auf Ersuchen wird dieser sofort irgend ein ordentliches Haus als Quartier bestimmen und dem Eigentümer Weisung zugehen lassen, der stets und unter allen Umständen Folge gegeben wird. Man wird aber auch nicht leicht den ersten besten Türken, den man auf der Straße

trifft, vergebens um Aufnahme angehen. Und nun findet eine Verwandlung statt, die mir nicht nur im türkischen, sondern auch im griechischen Orient oft sehr aufgefallen ist. Derselbe Mann, der im Chan oder auf der Straße eben noch das Bild völliger Gleichgültigkeit war, ist beim ersten Schritt in sein Haus wie umgewechselt, ganz Fürsorge und Aufmerksamkeit und Wohlwollen. Den besten Raum des Hauses weist er dem Gaste an, nicht einen Bissen eigenen Vorrats darf man essen, weder Herr noch Knechte; und dauern die Vorbereitungen zum Festmahle zu lange, so greife man ja nur ganz heimlich und verstohlen zum eigenen Brote. Mittlerweile kommen Freunde des Hauses und begrüßen den Fremden; alle thun es auf gleiche Weise mit feierlichem Ausdruck und Bewegung, und der Fremde muß das auf gleiche Weise erwidern. Ein jeder fragt ihn, ob er viel Ungemach auf seinem Wege erlitten, und verneint er es höflich, so erhellen sich die Gesichter, als hätten sie selber eben eine höchst angenehme Reise gemacht; bejaht er, so sehen sie trübe drein, als wäre ihnen selber etwas passiert. Wenn ihr Betragen nicht Herzensfreundlichkeit ist, so hat es doch deren täuschende Formen, der Fremde thut gut, nicht viel darüber zu grübeln und dankbar hinzunehmen, was geboten wird. Kaffee und Cigarretten, auch Limonaden und Sorbet gehen nicht aus. Daß der Reisende in Fragen und Unterhaltung so ganz ohne Umschweife, also ganz unorientalisch direkt aufs Ziel losgeht, sehen sie ihm mitleidig nach, er hat es ja nicht besser gelernt. Scheinbar beeifert sich jeder ihm Auskunft zu geben; ob ohne Rückhalt, das ist freilich die Frage: denn unerklärlich und daher verdächtig und Mißtrauen erregend ist ihnen die Neugier des Fremden, der alles

wissen will, Weg und Steg, Flüsse und Dörfer und Bewohnerzahl. Wie alle halbbarbarischen Nationen wittern sie leicht Gefahr. Es kann daher wohl vorkommen, daß ein Stadthaupt, um ganz ohne Verantwortlichkeit zu sein, sich verleugnen läßt. „Was fragst Du alles? fuhr ein allerdings ausnahmsweise grober Türke heraus, „nach Deinen Papieren willst Du alte Steine sehen; was geht Dich unser Fluß an?" Hundert andere mögen ähnlich gedacht haben, aber sie verschwiegen es höflich.

Endlich ist das Mahl von den Frauen in den inneren Gemächern gerüstet; in den Empfangsraum wird der ganz niedrige runde Tisch gestellt, wir kauern an der Erde herum, ein langes Tuch wird als gemeinsame Serviette allen auf den Schoß herumgelegt. Das Tafeldecken ist auf das allereinfachste reduziert, Teller giebt es nicht, auch Messer und Gabeln fehlen, jeder Gast hat einen Holzlöffel und eines jener ganz dünnen Brote, die man wie Papier rollen kann, solange sie frisch sind; das dauert kaum einen Tag, und dann wird es eher ein Futter für Mäuse als für Menschen. Sieht man sie solche Brote auf den Straßen über dem Arm tragen, meint man, es seien lange graue Lappen, die zum Aufwaschen, aber nicht zum Essen bestimmt sind. Auf eine ehrwürdige Vergangenheit können sie freilich zurückblicken, denn schon Reisende des Mittelalters haben den gleichen Stoff in gleicher Form bei den Türken gefunden.

Eine Schüssel genügt für alle; die Kost ist vorwiegend vegetabilisch, Weinblätter mit einer Reiseinlage, Gurken mit einer Farce sind beides geschätzte Leckerbissen und können eventuell vortrefflich schmecken. Das Feste ergreift man mit den Fingern, das Flüssige schöpft man mit dem Löffel oder

benutzt dazu eine Art Düte, die man aus einem Brotstück dreht. Unerläßlich sind Pilaf und dicke Milch. Bei beiden ist es anständig, seinen Eßnachbarn zu eine dünne Scheidewand stehen zu lassen, und es gilt schon für eine recht gehörige Gier, wenn man sogar diese mit wegißt. Fleisch ist selten; wenn es erscheint — von Ziegen oder Schafen — so ist es in kleine Stücke geschnitten, die jeder mit den Fingern herauslangt; giebt es Geflügel, so tranchiert der Wirt, d. h. er reißt den Vogel mit den Händen in Stücke, und dann bedient sich jeder Gast. Das klingt unappetitlicher, als es ist, denn ein Türke hat immer saubere Hände; und wenn man einmal im Zweifel wäre über die Stammesangehörigkeit eines neuen Bekannten, so würde ein Blick auf die Hände zur Entscheidung genügen. Das Essen ist meist sehr fett und liegt schwer im Magen; getrunken wird während der Mahlzeit wenig, meist erst am Ende, jedes Glas Wasser muß bestellt werden, der Diener oder Sklave pflegt es so zu bringen, daß eine Handfläche über, die andere unter dem Glase liegt; reicht er es, so geht eine Hand an die Brust, und er verharrt in dieser Stellung während des Trinkens; dann nimmt er das Gefäß mit beiden Handflächen zurück.

Nach der sehr schnell genossenen Mahlzeit setzt jeder sich wieder auf den umlaufenden Divan und zieht die Beine an sich. Dann wird Waschwasser gereicht und hiernach Kaffee, Cigarretten oder Wasserpfeifen. Nun beginnt aufs neue das Gespräch; auch hier bewahrheitet sich, daß der gesättigte Mensch zugänglicher ist als der hungrige. Diese Nachtischgespräche haben meist einen intimeren Charakter; sie sind es, an die ich mit größter Freude zurückdenke, und

ich kann sagen, daß mir das Herz weit wird, wenn ich an die warmen Töne denke, die jene trefflichen Männer gegen den Fremden anschlugen, den sie eben kennen gelernt und den sie niemals wiedersehen werden. Am Morgen ein kurzer fester Händedruck, ein allgemeines Umla oder ein Befehlen in Allahs Schutz, manche reiten auch wohl ein Stück Weges mit hinaus oder geben einen ihrer Diener mit bis zu dem nächsten Ort. Die Leute des Hauses erhalten ein Trinkgeld, und der Reisende in gewohnter Thätigkeit sieht ohne Unruhe, aber mit stiller Erwartung einem neuen Geschick am Abend entgegen.

Ein Land, das nur in größeren Städten Herbergen besitzt und in dem doch nicht wenig umher gezogen wird, bedarf eines notwendigen Korrektivs. Die Religion selbst schreibt ein solches vor: es giebt keinen Ort, der nicht besäße, was türkisch eine Mussafirodassi und deutsch wörtlich ein Gastzimmer heißt. Auf Kosten eines frommen Mannes wird es in stand gehalten; es ist bisweilen mit einem andern, bewohnten Hause verbunden, aber meistens ein besonderer Bau, eine Hütte; sehr selten so ursprünglich wie in einem hochgelegenen Orte im südlichen Taurus, wo es ein viereckiges offenes Steingehege war mit einem Laubdache darüber. Das war mir denn doch zu luftig, schnell entschlossen komplimentierte mein Kawaß eine ganze Familie aus ihrer Hütte, was ich annahm, weil es unumgänglich war; aber es war wirklich rührend, wie der Besitzer und die Seinigen jedesmal, wenn sie etwas aus der Hütte brauchten, erst sehr weitläufig um Erlaubnis bitten ließen, daß sie eintreten dürften.

Meist hat die Mussafirodassi ein umschlossenes Zimmer

und einen offenen Vorraum; in diesem wird das Gepäck untergebracht, und hier schlafen die Diener, oft sehr viel ungestörter als der Herr, der innen allem eingesessenen Gewürm schonungslos preisgegeben ist. Der Kamin befindet sich im Zimmer; liegt nicht schon zum Kaffeekochen Holz bereit, so schickt es der Eigentümer sofort, ebenso Polster und Decken, welche die einzige unerläßliche Ausstattung eines orientalischen Zimmers ausmachen. Von dem Augenblick des Eintrittes ist der Fremde Herr der Oda, auch der Besitzer betrachtet sich nur als seinen Gast; dasselbe thut freilich auch das ganze Dorf, und die Geduld des Reisenden wird durch die Dauerhaftigkeit der Besucher bisweilen auf eine besonders harte Probe gestellt. Die Orientalen beschuldigen sich gegenseitig, daß sie kein rechtes Ende finden, eine visite Turque ist ein ganz bekannter Begriff, andere, besonders die Armenier, sprechen ebenso von einer visite Grecque und diese von einer visite Arménienne. Unter Umständen hilft da nichts anderes, als die Besucher bitten zu lassen, sich zu entfernen; auch dieser Verstoß gegen die Landessitte wird entschuldigt, besonders Fremden gegenüber.

Aber diese Besuche sind am ermüdendsten, wenn sie ärztlichen Rat haben wollen; und um solchen wird man in der Levante oft genug angegangen. In den Anfangsgründen der Medizinkunst sollte ja der Reisende schon um seiner selbst willen erfahren sein, den Orientalen gilt er ohne weiteres als ein Arzt, und da er aus wundersamem weitem Lande kommt, so muß er auch Wunder wirken können Da ist kein Fall zu alt, zu kompliziert, zu delikat, der ihm nicht vorgelegt würde mit der sicheren Erwartung, daß er ihn heilen könnte. Nun ist aber auch in dieser Beziehung die Leidenschaftslosigkeit, wenn man lieber will die Indolenz der Türken so groß, daß

auch Enttäuschungen keinen Eindruck auf sie machen, das Verhältnis zum Reisenden nicht trüben. Aber es ist schon eine Zumutung, taubstumme Kinder heilen zu sollen oder den Gelenkrheumatismus auf einen Schlag auszutreiben. Indessen auch die Empfehlung einer verständigen Diät, die sie wirklich meist nötig haben, wird schon achtungsvoll entgegengenommen. Freilich befolgt werden die schönen Lehren nicht; ebensowenig kann ich, von einem Falle abgesehen, die Dankbarkeit meiner Patienten besonders rühmen. Doch habe ich im Orient immer gefunden, daß gerade Weitherzigkeit in dieser Beziehung den Fremden in den Augen der Leute hebt, wohl wegen des schroffen Gegensatzes, in welchem einheimische Ärzte und Apotheker dazu zu stehen pflegen.

In solcher Mussafirodassi lebt der Reisende meist von seinen eigenen Vorräten, es giebt aber auch Eigentümer, welche es sich nicht nehmen lassen, von ihren Schätzen zu liefern, und so entstehen bisweilen Picknicks, an welchen der Gast wie der Gastfreund teilnehmen und sich in gegenseitiger Anerkennung erschöpfen.

Endlich setze ich den Fall, es werde am Abend kein Ort erreicht, sondern eine Quelle am Wege, ein murmelnder Bach in einem Waldthal, ein zwischen Felsen hineilender Strom, oder eine jener hochgelegenen grasreichen Triften, wo die braunen kleinen runden halboffenen Zelte des Nomadenstammes der Turkmenen im Sommer aufgeschlagen sind und wo das Vieh weidet. Darüber muß der Reisende freilich im voraus orientiert sein; er muß alsdann Pferdefutter mitnehmen, oder findet es wohl in einer nahen Mühle, wo er zugleich die seltene Gelegenheit zum Mehleinkauf benützt, um endlich einmal wieder frisches Brot backen zu

lassen. Dann läßt der Reisende sein eigenes Haus aufschlagen; sorgsam wählt er einen etwas erhöhten aber doch möglichst unter Wind gelegenen Platz, hier läßt er die starke Mittelstange des Zeltes eingraben, rings herum die Pflöcke stecken, und bald schlägt das Zelt seinen magischen Kreis um ihn und seine Habe; in Wahrheit ein magischer Kreis, es ist ein einfaches Stück grauer Leinwand, der das eben noch freie Stück der Natur zum eigensten unbestreitbaren Heim des Fremdlings macht. Noch eine kurze Verhandlung mit den Leuten oder herbeigekommenen Einheimischen, die neugierig in den bunten Wirrwar darin hineinblicken; dann schließt er das Zelt völlig und läßt sich vor den Kisten nieder, die ihm die Stelle eines Tisches vertreten und wo im Hals einer leeren Flasche eine kostbare Stearinkerze ein hier nie gesehenes Licht ausstrahlt. Die Tagesarbeit ist vollendet, der Reisende vermißt nichts mehr, nicht einmal einen Tisch und einen Stuhl, die ihm sonst wohl am meisten fehlen, das ihn sonst unabläßlich drückende Gefühl der Verantwortlichkeit schweigt, und er versinkt nunmehr in jenen halbwachen, halbträumenden Zustand, den die Eingebornen mit unübersetzbarem Ausdrucke „Kefi“ nennen, ein Zustand, der dort am Lande und seinen Gewohnheiten zu haften scheint und den man sich unter den hastigen europäischen Verhältnissen kaum jemals wieder hervorrufen kann. Es ist kein absichtliches Beobachten, und doch nimmt das Auge alles wahr, was uns umgiebt und um uns vorgeht; es ist nicht Denken, nicht Grübeln, kein Phantasieren und doch ein Schauen von fortwährend wechselnden Bildern. Nie ist der Europäer dem Naturzustande so nahe wie hier, nie hat er so stark das volle Gefühl der Fremde und der Heimat

zugleich, nie ist er so weltentrückt und dennoch allem, was er in der Heimat gelassen, innerlich so nahe, wie in solchem Augenblicke, das ganze Glück seiner Lage kommt ihm nie so stark, so gleichsam konzentriert nicht zum Bewußtsein, aber zum Gefühl! Ich übertreibe nicht, ich bleibe hinter der Wahrheit dieses Zustandes zurück, wenn er sich in Worten ganz fassen ließe, so würde er eben weniger Empfindung sein, als er es ist.

Draußen vor dem Zelte lagern die Knechte mit neugefundenen Freunden um das lodernde Wachtfeuer, endlos sind ihre Erzählungen von Erlebtem und Erdichtetem; aber die Monotonie ihrer Rede stört so wenig wie die murmelnde Quelle. In der Nähe grasen still und friedlich die Pferde; einmal schlägt ein Hirtenhund an, und dann ist wieder alles wie vorher, und das geheimnisvolle Schweigen der Natur scheint nur noch tiefer geworden.

Wunschlos legt man sich nieder auf das einfache Feldbett oder die Decken an der Erde. Doch diese Momente sind kurz; hüstelnd erwacht man wohl in der Nacht und muß die hungrigen Schäferhunde vertreiben, die am unteren Zeltsaum scharren, weil sie den dahinter bewahrten Braten wittern; bisweilen erwacht man auch zu spät, die Hunde sind fort, aber der Braten auch. Und beim anbrechenden Morgen steht die Forderung des Tages wieder streng, ja brutal vor uns; die ganze europäische Ungeduld ergreift uns aufs neue; gerade der Anlaß des zufriedensten Gefühls, das Zelt, wird viel zu langsam abgebrochen und aufgepackt, und für die Ungeduld viel zu spät sitzt man im Sattel.

So geht es fort, fast von jedem Tage ließe sich Neues erzählen, von Würdenträgern, die uns vornehm zu Hause

erwarten, von andern, die ihre paar Soldaten oder Gendarmen zu unserm Empfange unter Trommelwirbel in Reih und Glied treten lassen, bis zu den enthusiastischen Männern, die von unserm Kommen gehört und mit buntem Gefolge uns stundenweit entgegen geritten sind. Im ganzen kommt der Fremde in kleinen Orten nicht bloß mehr zu Ehren — was ja begreiflich ist —, die Aufnahme ist auch rückhaltloser und wärmer; denn je höher ein Beamter ist, je größer also seine Verantwortlichkeit, um so mehr Mißtrauen hält er bisweilen für das Haupterfordernis seiner Stellung. Aber es giebt auch da herzerfreuende Ausnahmen; ob immer in aller Ehrlichkeit? Nun wir alle werden im Verkehr mit unsern Mitmenschen meist erst durch die Formen erträglicher, die wir haben. Damit muß man sich denn da zufrieden geben.

Man hat mich besonders häufig noch nach zwei Dingen gefragt, nach meiner täglichen Nahrung und nach den etwaigen Gefahren. Milch in mannigfacher Form ist immer zu haben; Hühner und ebenso Eier werden häufig verleugnet, pflegen aber in größeren Scharen zum Vorschein zu kommen, wenn man ein paar blanke Piaster zeigt. Mannigfaltig ist die Nahrung nicht; wo Hühner zu haben sind, werden sie bis zu einem Dutzend und darüber aufgekauft und bis zur Ermüdung gegessen. Die Diener sind äußerst genügsam, leben meist von Brot und Zwiebeln, Früchten, Milch und sind sehr dankbar, wenn man einmal 4—5 Mark anlegt, um einen jungen Hammel oder ein Zicklein zu kaufen, das sie dann aber auch auf einmal aufessen; ihren starken Bedarf an Tabak wird ein weitherziger Reisender gern bestreiten, zumal seit durch die Regie der Preis für diesen Artikel gestiegen ist, welcher dort in un-

gleich höherem Maße zu den täglichen Bedürfnissen gehört als bei uns.

Dann die Gefahren: Räuberbanden können sich nur im Weichbild großer Städte halten, die für den Forschungsreisenden wenig in Frage kommen. Es giebt ja aber auch Dilettanten in der Räuberei, und die böse Welt sagt, daß es bei den Tscherkessen sogar eine beliebte Profession sei. Diese aber sind jetzt in großen Schwärmen in gewisse Gegenden Kleinasiens verpflanzt worden. Sicherlich kommen Raub- und Mordanfälle vor, auch wohl häufiger als in vorgeschrittenen Ländern Europas. Aber, wie mir ein Gendarmerieoberst sagte, der es wissen mußte, „die Räuber existieren für uns Eingeborene, nicht für Euch!" In der That ist die Vorstellung von der Bedeutung eines europäischen Reisenden und seinen Beziehungen so vage und zugleich so groß, daß die Furcht vor unentrinnbarer Strafe die räuberische Hand vor ihm zurückhält. Gewiß wird man einen Revolver tragen, aber auf Menschen habe ich ihn nur ein einziges Mal angelegt, jedoch ohne zu schießen — aber nicht auf Räuber.

Die eigentlichen Gefahren liegen anderswo, sie liegen in den Wegen und in gewissen hie und da herrschenden klimatischen Eigentümlichkeiten. Daß man überall mit heilen Gliedmaßen herausgekommen ist, darüber wundert man sich wohl selber, es ist aber ein Hauptverdienst der kleinen Pferde, die in Vorsicht und Geschicklichkeit ihres gleichen suchen.

Vom Schlimmsten, vom Erkranken will ich nicht viel sprechen; denn wenn die Energie des Reisenden gebrochen ist, dann hört eben alles auf. Aber es ist lehrreich, einmal krank und verlassen an der Landstraße gelegen zu haben;

alsdann weiß man erst solche trostlosen Gefühle zu würdigen, die Entdeckungsreisen wirklich großen Maßstabes, vor allem die afrikanischen bisweilen mit sich bringen müssen. Der Reisende wird immer dessen eingedenk bleiben, daß seine Reise nicht in erster Linie eine Kraftprobe sein soll, sondern daß er höhere Aufgaben hat und daher seinem Körper so weit wie möglich eine bis zur Ängstlichkeit getriebene Rücksicht schuldig ist. Die Situationen, in denen er das unter keinen Umständen kann, kommen schon von selber.

Der letzte Tag der Reise kommt heran; ich will es nur gestehen, ich habe ihn bisweilen herbeigesehnt. In einem Lande ohne nennenswerte innere Kommunikation wie Kleinasien wird dieser Tag gewöhnlich ans Meer führen. Der Anblick des Meeres hat daher immer etwas Befreiendes, Erlösendes; wie oft mag von müden Reisenden der Ruf „Thalassa" aufs neue erklungen sein, mit dem einst die zehntausend Griechen das Meer und ihre Rettung begrüßten. Alles atmet auf — und doch schon in diesem letzten Augenblick beginnt die Sehnsucht nach dem eben verlassenen Leben. Alles ist vergessen, wodurch es getrübt war: der tägliche Kampf mit der Indolenz der Knechte, die mühseligen Ritte im Sonnenbrande, im strömenden Regen, in der Kälte, die elenden Nachtquartiere, die unbehaglichen und unklaren Situationen, die Enttäuschungen jeglicher Art. Das ist abgefallen wie Spreu; was klar und unvergänglich dasteht, ist das Schöne, das Du gesehen, das Neue, was Du gewonnen, nicht nur äußerlich sondern auch im Innern; es ist wie ein Läuterungsprozeß, den die gänzliche Entrücktheit, die stete Berührung mit der Natur, der Verkehr mit so vielen guten oder doch durchaus einfachen und natürlichen Menschen bewirkt hat.

Griechenland im letzten Jahrzehnt.

Die Griechen sprechen von Europa und Anatolien, dem Osten, und rechnen sich zu keinem von beiden, eigentlich aber mehr zu letzterem. Möglich, daß sich dies ändert, wenn einmal Landverbindung mit dem Norden hergestellt sein wird. Wir werden hier Griechenland noch unter dem allgemeinen Namen des Orients mit einbegreifen.

Der Fremde, welcher zum ersten Mal den Orient betritt und sich mit den zwei Hauptelementen desselben, den Türken und Griechen, berührt, ist trotz allem, was er etwa vorher vernommen, doch noch aufs äußerste betroffen von dem tiefen, unversöhnlichen, durch nichts gemilderten Gegensatz der zwei Nationen. Aus allem hört er nur den einen Schlachtruf: „Hie Türke, hie Grieche!" und „Wer nicht für mich ist, der muß wider mich sein!" Gewöhnlich unterliegt des Fremden Urteil schon diesem ersten Anprall; er glaubt nicht bloß, er nimmt als undiskutierbares Axiom an, was dem Eingeborenen das brutal kurze Fazit einer jahrhundertelangen Vergangenheit ist, daß nämlich Neigung für die Griechen die für die Türken einfach ausschließe, daß es

sakrileg sei, am Türken auch nur eine gute Ader zu finden, falls er sich offen zum Philhellenismus bekenne, oder den Griechen gerecht zu werden, wenn er als Turkophile betrachtet sein will. Ich möchte im ersten Falle ihm nicht einmal raten, offen zu äußern, daß er die türkische Sprache mit ihren vollen Lauten wohlklingender finde als das spitze, dem Organ nachteilige Neugriechisch; seine besten hellenischen Freunde würden ihn glimpflich behandelt zu haben glauben, wenn sie ihn nur achselzuckend und mitleidig belächelten. Daß der Grieche die Negation des Türken sei und umgekehrt, ist nun einmal die fixe Idee im griechisch-türkischen Osten; es ist dabei nur natürlich, daß dieselbe ungleich mehr von den Griechen kultiviert wird, den so lange unterdrückten, als von ihren Eroberern. Nichts liest sich daher so seltsam wie die sauersüßen Worte über oder an die Hohe Pforte, welche die verschiedenen griechischen Vereinigungen in der Türkei in ihren offiziellen Aktenstücken doch oft nicht umgehen können.*)

---

*) Die griechische Tagespresse in der Türkei, die ich nur eben berühren will, scheint, wie die Presse auch in andern Ländern, bisweilen ihre eigenen ethischen Gesetze zu haben. Nur so lassen sich Wendungen erklären, wie die folgende im Konstantinopolitaner „Νεολόγος“: „Niemand kann leugnen, daß die Türkei, welche stets Sprache, Glauben und Traditionen aller unter ihr befindlichen Völker in gleicher Weise geachtet hat (ἐσεβάσθη!), die beste Bürgschaft für die gleichmäßige und ungestörte Entwickelung dieser Völker ist, deren Endresultat die nationale Herausbildung derselben sein wird.“ Nun, ich mag gern von den Türken Gutes hören, aber diese Behauptung ist entweder eine schamlose Perfidie oder eine bewußte Lüge; die griechische Presse in der Türkei befindet sich ja gewiß oft in schwieriger Lage, aber Schweigen wäre dann doch besser als derartige Wendungen. Wenn fanariotische Familien auch jetzt noch mit den Interessen der Pforte die ihrigen identifizieren, so ist das persönlicher Geschmack; er richtet sich aber von selber.

Jene fixe Idee bemächtigt sich mit dämonischer Gewalt des Neulings; sie blendet ihn, lähmt ihn und reißt ihn mit in die wilde Strömung der Parteien. Die Aphorismen solcher Begeisterung sind es, welche unserer Presse in den meisten Fällen ihren Charakter geben, deren Urteile über den Orient oft so eminent launisch und einsichtslos sind,*) Urteile, welche durch alle Skalen von der höchsten Begeisterung bis zur tiefsten Verachtung hindurchzuspielen pflegen. Einige besondere Ursachen dieser Ungleichheit werden uns auf unserm Wege noch begegnen.

Es ist wahr, erst allmählich lichtet sich das Urteil vor dem bunten Durcheinander des Orients; länger als irgendwo bedarf der Fremde dort, um zur Einsicht der einfachsten Wahrheit, des trivialsten Verhältnisses zu gelangen; denn auf jenem Boden ist er eben im strengsten Sinne des Wortes ein „Fremder". Man glaubt sich auf brausendem Meere, und erst spät kommt die klare ruhige Stimme der Vernunft zur Geltung vor dem verwirrenden Schwall aufdringlicher Eindrücke. Das wird ja wohl anders werden; der Orient rückt uns näher, haben ihm erst viele ins Auge gesehen, so kommen wir wohl noch einmal dahin, ihn gleich von Anfang an im richtigen Lichte zu betrachten und nicht erst durch das Medium des Perikleischen Zeitalters oder von Tausendundeine Nacht.

Noch im Anfang der siebziger Jahre war es regelmäßig

*) Ich schließe da auch unsere größten und besten deutschen Zeitungen ein; der Fehler liegt wohl darin, daß dieselben meist zu Korrespondenten mehr oder minder gewandte junge Leute wählen, die nur wenige Jahre im Osten bleiben und daher weder Zeit noch Lust haben, sich einzuleben, die Landessprachen zu erlernen und genau zu beobachten.

nur einmal in der Woche möglich, vom Norden Europas nach Griechenland zu kommen. Das war ein großer Fortschritt gegen früher, aber wie wenig noch für den schnelllebenden Europäer! Mit welcher Spannung wartete man immer auf den Tag; wie berechnete man im Winter, ob und wie lange wohl Stürme den Dampfer aufhalten könnten, und welche Freude war es, wenn er vor der erwarteten Zeit kam, welche Enttäuschung, wenn er darüber hinaus blieb. Endlich kamen Nachrichten; dann befruchteten sie auch die meist so sterilen athenischen Blätter und Blättchen; die Wellen der Ereignisse in Europa schlugen immer erst nach acht Tagen in Griechenland an. Ein Unglück war das nicht, man lernte dabei ruhig denken; und fand man vollends, daß die Hälfte der auf einmal eingelaufenen Zeitungen das meiste von dem schon wieder bestimmt in Abrede stellte, was die andere Hälfte ebenso bestimmt behauptet hatte, daß ein Nichts, welches drei Tage lang alle Parteien aufgeregt, auch glücklich schon wieder als ein Nichts entlarvt war, so wurde man mißtrauisch gegen den Inhalt, lässiger im Lesen, zugleich geschickter darin, das Wesentliche schnell zusammenzufinden. Ach, das Residuum war bisweilen betrübend gering! Noch eine Erregung am Tage der abgehenden Post: die übrigen fünf Tage blieben frei, ungeschädigt, man kam zu sich selber, zum wirklichen Genuß des Lebens, zu äußerer Ruhe und zu innerer. Das war ein Charakteristikum des Aufenthaltes; nervös erregten Personen hätte man ihn damals dringend empfehlen können. Dies beneidenswerte Glück ist nun auch von Griechenland genommen, zweimal, auch dreimal kann man sich europäischer Überfälle gewärtigen; es ist sogar jetzt möglich, von Berlin aus in $4^1/_2$ Tagen Athen zu erreichen.

Es giebt jetzt eine „Hellenische Korrespondenz" (ἑλληνικὴ ἀνταπόκρισις), die so gut wie Wolff, Havas, Stefani die größte Eile hat, allerlei Nachrichten in die Welt zu setzen, und die größern athenischen Zeitungen haben sich ἰδιαιτέρας ἀνταποκρίσεις zugelegt, Spezialkorrespondenzen. Will man jetzt Ruhe haben, so muß man schon weiter ziehen; aber ein Plätzchen, wo man Ruhe vor Europa hätte und doch zugleich comfortable aufgehoben wäre, wie das Athen vor zehn Jahren, wüßte ich nicht mehr nachzuweisen.

Wer damals vom Norden nach Griechenland reiste, für den war Korfu immer der notwendige Durchgangspunkt, gleichsam das Einfallsthor. Hier berührte man zuerst griechischen Boden, freilich nicht das, was wir eigentlich Griechenland nennen.

Es ist ja bekannt, daß die Jonischen Inseln früh, schon vom Ausgang des 14. Jahrhunderts an, allmählich in die Hände der Venetianer glitten; und sie können denn auch nicht leugnen, daß ihre Geschichte von der andern griechischen zu ihrem Heile früh getrennt worden ist. Als anmutige blühende Eilande tauchen sie, wenigstens die drei größern, aus den blauen Fluten empor, und Korfu wäre wahrlich nicht unwürdig, die selige Insel der Phäaken zu sein, wenn auch die Wissenschaft ihm diesen Anspruch nicht scheint lassen zu können. „Zu ihrem Heile getrennt" kann man auch dann noch sagen, wenn man die wirklich infamen Grundsätze kennt, die einmal ein venetianischer Rat für die Beherrschung gerade dieser Teile ausgesprochen hat.*) Denn so

*) Es hieß da unter anderem, man solle sich erinnern, daß es nichts weniger Sicheres gebe als die Treue der Griechen; sie seien zu behandeln wie wilde Tiere, deren Zähne und Tatzen man abstumpft;

gewiß die lange, zum Teil vierhundertjährige Herrschaft Venedigs demoralisierend auf die städtischen Bewohner der Insel gewirkt hat, so hat doch andererseits Venedig diesen Besitz hinreichend geschützt, um ihn materiell nicht verkommen zu lassen oder beinahe systematisch zu entwerten, wie das byzantinische und osmanische Herrscher zum Teil in Griechenland gethan haben. Ihre Anpflanzungen, besonders die reichen Olivenwälder und Weinberge, wenigstens die Fortdauer derselben und nicht weniger Wälder verdanken die Inseln venetianischer Zeit, ebenso zum großen Teil ihren baulichen Charakter. Dann ist vom Jahre 1815 an das englische Protektorat denselben außerordentlich zu gute gekommen; nicht bloß das Bestehende ward gehegt, auch Befestigungen, Häfen und Wasserleitungen wurden erbaut, öffentliche Gebäude aufgeführt, Handel und Ackerbau wurde gehoben, für Erziehung gesorgt und besonders der Reichtum der Inseln durch treffliche Fahrstraßen erschlossen, wohl die ersten, welche seit der Herrschaft der Römer im Osten neu angelegt worden sind. Auch dachten die Engländer im Jahre 1850 offenbar noch gar nicht daran, die Jonischen Inseln einmal aufzugeben; denn damals benutzten sie noch die bekannte Affaire Dom Pacifico zu einer Pression, um sich zwei kleine Inseln mehr hinzuzuerwerben. Nichtsdestoweniger gaben sie kaum 14 Jahre später dem immer stärker und heftiger sich äußernden Zuge der Bevölkerung nach und überließen die Jonischen Inseln dem Königreiche: eine erwünschte Morgengabe für den König, dessen Antritt dadurch wesentlich erleichtert wurde; und doch

oft zu demütigen, jeder kriegerischen Eigenschaft zu berauben: „Brot und Stock ist da nötig; heben wir Menschlichkeit für eine bessere Gelegenheit auf.“

hatten sie eben noch bedeutende Summen auf die Befestigung Korfus verwendet. Ueberhaupt gehört diese Abtretung doch zu den Zügen englischer Uneigennützigkeit, die man über den entgegengesetzten nur zu leicht vergißt. Und dieser kann auch dadurch nicht wesentlich abgeschwächt werden, daß bei verändertem Weltverkehr die Jonischen Inseln nicht mehr als so wichtige Positionen im Mittelmeere erschienen wie 50 Jahre früher. Schon die kurze seit der Abtretung verflossene Zeit hat genügt, um auch den Städtern einen mehr griechischen Charakter zu geben; freilich muß dieser Übergang schon früher angebahnt worden sein, da bereits im Jahre 1852 die Engländer sich veranlaßt fanden, das Griechische anstatt des Italienischen zur amtlichen Verkehrssprache zu wählen. Der Zug der Stammesverwandten zu einander macht sich eben in der Epoche, in der wir leben, überall und auf die Dauer unwiderstehlich geltend.

Die Landbevölkerung ist immer griechisch geblieben, wobei man in Verlegenheit sein kann, ob man das hier mehr der unverwüstlichen Lebenskraft des Griechentums zuschreiben soll oder der verächtlichen Unterschätzung durch die Venetianer. Schon hier beginnt der frappante Unterschied von Stadt- und Landvolk, der in ganz Griechenland stattfindet und sehr viel merkwürdiger und schärfer ist als das Verhältnis von Neapel zu den Inselchen Capri, Procida, Ischia, eben weil es sich da um Inseln handelt. Die Eigenschaften der Städter sind selbst nicht bis zu den nächsten Dörflern gedrungen, die mit zäher Standhaftigkeit ihren Charakter festgehalten haben. So hat auch hier der Bauer durch dunkle Zeiten hindurch das Griechentum gerettet, dessen eigentlicher Träger er war. Daß es nichts Wesent-

liches, sondern Äußerlichkeiten sind, welche auch einem griechischen Lande einen rein europäischen Anstrich geben, zeigen aber diese Inseln, welche den Reisenden nicht als fremdartig, sondern durchaus wie seine weitere Heimat anmuten.

Als eine Undankbarkeit der Hellenen muß ich es bezeichnen, wenn sie den Aufschwung der Inseln von deren königlich griechischer Zeit datieren. Selbst zugegeben, worüber ich indes keine sichern Daten habe, daß gewisse Zweige des Handels oder Ackerbaues gewonnen haben, so ist mir doch wahrscheinlicher, daß wir auch da noch die Folgen der englischen Behandlung vor uns sehen, die ohnehin eingetreten wären. Es wird ja immer schwer sein, derartige Veränderungen wahrzunehmen, wenn man den früheren Zustand nicht gekannt hat. Dies eine muß ich behaupten, weil man es sehen kann: die gebahnten Straßen haben durch das neue Regiment eher verloren als gewonnen. Darüber sollten die Jonier sich keinen Illusionen hingeben. Und noch in einer, wenn auch sekundären Beziehung war die Einverleibung in das Königreich nicht vorteilhaft: die Inseln verfielen damit der ganzen unglaublichen Münzwirtschaft, an welcher Griechenland bis vor wenigen Jahren laboriert hat.

Ich verweile einen Augenblick bei diesem sonderbaren Zustand, weil er auf den Ankömmling einen starken Eindruck zu machen pflegte und auch sonst das Aufbewahren verlohnt. Eigenes Wertmetall war so gut wie gar nicht im Umlauf; das häufigste Stück war, wie im Innern Afrikas, der Maria-Theresiathaler, der infolgedessen in Österreich immer aufs neue in großen Massen geprägt und in Griechenland importiert wurde. Die eigentliche griechische Münze, die Drachme von 100 Lepta = 72 Pfennigen,

bildete natürlich dabei die Werteinheit, aber ihre Ganz- und Halbstücke mit dem Bildnisse König Ottos sah man höchst selten und dann vielfach durchlöchert; sie waren am Kopfschmucke giechischer Bäuerinnen verwendet worden, ein Zweck, der zahlreiche Stücke der Art aus dem Verkehr gezogen hatte. Diese Werteinheit ging aber in den zirkulierenden Hauptstücken nur sehr unvollkommen auf. Die spanischen Thaler, die „Colonnaten", sowie die mexikanischen und südamerikanischen enthielten freilich genau 6 Drachmen, der Maria-Theresiathaler aber nur $5^4/_5$ (bisweilen gar 5 Drachmen 78 Lepta), andere $5^3/_5$, auch $4^4/_5$; den kleinen Verkehr vermittelte der häßliche alte österreichische Zwanziger, er galt 95 Lepta, und reichliches eigenes Kupfergeld, das in Fünf- und Zehnleptastücken ausgebracht wurde. Man kann sagen, noch im Anfang der siebziger Jahre galten und zirkulierten wohl in Griechenland auch mit normiertem Wert alle Münzen von Wertmetall von der indischen Rupie bis zum englischen Schilling. Aus dem verwickelten Verhältnis, in welchem trotz alledem die ionische Münzrechnung dann noch zur übrigen griechischen stand, bin ich vollends nie klug geworden. Nur hielt es schwer, die Noten der Jonischen Bank auf Korfu im Königreich, und die der Bank in Athen auf den Inseln anzubringen, auf welche ihr Recht sich nicht erstreckte. Nachdem in der Landtagssitzung des Jahres 1867 bereits eine Reform des Münzwesens und Anschluß an die lateinische Münzkonvention beschlossen war, nach welcher die neue Drachme dem Franc gleichgesetzt wurde, hat der Wirrwarr doch noch bis zum Jahre 1876 gedauert. Wer bis dahin größere Zahlungen in bar zu machen hatte, that wohl, sich synoptische Wertlisten anzulegen, wobei er freilich

doch nicht sicher war, sich schließlich zu seinem Nachteil geirrt zu haben. Daß der endliche plötzliche Übergang zahlreiche private Interessen schädigte, auch manche unredliche Spekulation begünstigte, liegt in der Natur der Sache, und das kommt überall vor; aber bedenklicher war, daß die lange Übergangszeit zu unredlichen Manipulationen gegen Fremde herausforderte, da es so nahe lag, ihnen in Francs zu berechnen, was von Rechts wegen in Drachmen zu bezahlen gewesen wäre. Die Nationalbank in Athen, ein gut fundiertes und ausgezeichnet geleitetes Institut, hatte freilich schon vorher Noten zu 25 und 100 Francs ausgegeben, die nun jahrelang entgegen ihrer Bezeichnung als 28, resp. 112 alte Drachmen zirkulierten. Kleine Noten gab es nicht. In diesem Augenblick bei der Verbreitung neuer, in Paris gut geprägter Drachmen ahnt der Fremde gar nicht mehr das frühere Chaos.*)

Doch zurück in den Anfang des letzten Jahrzehnts. Gleich beim ersten Schritt auf griechischem Boden ward man überrascht von Beweisen griechischer Betriebsamkeit. Ward Griechenland auch von österreichischen und französischen, seit 1873 auch italienischen Dampfern berührt und umfahren, den Verkehr innerhalb des Landes vermittelten seit 1857 in stetem Wachstum einheimische Dampfer; sie umfahren den Peloponnes von Westen und von Osten her, verbinden ihn mit Nordgriechenland und durcheilen von Korfu her den Meerbusen von Korinth. Mehrere dieser Touren sind in den letzten Jahren verdoppelt worden, obgleich seit 1878

*) So günstig schienen sich die griechischen Finanzverhältnisse 1882 gestaltet zu haben, jetzt, im Jahre 1897, hat Griechenland nur Papierdrachmen aufzuweisen, gelegentlich zum Kurs 100/230. (Anm. d. Hersg.)

auch italienische Dampfer (der Gesellschaft Florio) und 1880, resp. 1881 der Österreichische Lloyd an dem innern griechischen Verkehre sich beteiligen, deutliche Zeichen eines geradezu rapiden Aufschwunges.

Wer gern sogleich ganz inne werden wollte, daß er wirklich in Griechenland war, nahm in Korfu keinen andern als den griechischen Dampfer, der auf kürzestem Wege zur Landeshauptstadt führte und besonders den Vorteil hatte, von vornherein einen allgemeinen Überblick zu geben. Man hatte etwas wie einen gedrängten Auszug des Landes. In Cephalonien wie in Zante gleichsam ein Korfu in anderm Maßstabe; im Golf von Korinth an der peloponnesischen Seite aufblühende Orte, vor allem Patras und Vostitza, denen die Korinthenfelder Reichtum bringen; drüben, mehr zurückgeblieben, eine Küste ohne ein solches außerordentliches Naturgeschenk; im Golf von Galaxidi noch geborstene Häuser und Trümmer, die Folgen des großen Erdbebens von 1870; in Neukorinth endlich einen beginnenden Ort am Meere, wohin der größere Teil der Bevölkerung der alten Stadt nach dem Erdstoß von 1857 definitiv übergesiedelt war. Da an der Ecke sogar ein Gasthaus, ein seltener Anblick; bald war es geschlossen, d. h. der Wirt bankrott, bald öffnete es wieder seine verderblichen Pforten; immer war man in dem ungemütlichen Neste gleich schlecht aufgehoben. In Wagen ward man über den Isthmus geschafft; dabei ging es bisweilen bunt zu; man ward, wenn auch grundlos, besorgt für sein Gepäck und sich (denn in dieser Reihenfolge pflegt der eifrige Reisende an sich zu denken). Das ist nun auch vorbei, wohl schon seit acht Jahren. Man wird musterhaft auf der Fahrstraße nach drüben befördert. „Auf der

Fahrstaße"; „unterrichtete" Reisende pflegten und pflegen bei diesem Anlaß zu bemerken, daß diese eine der wenigen griechischen Fahrstraßen sei, noch dazu angelegt vom Österreichischen Lloyd u. s. f., und damit war einer der beliebtesten Angriffsgräben gegen die griechische Regierung eröffnet. Da glaubte man sich denn als Pionier des Weltfortschritts in unnahbarer Position, und es war etwas so Schönes um eine so tiefe, so innige Entrüstung, die nichts kostete, nichts, nicht einmal Nachdenken. Erstens hat Griechenland denn doch ein paar fahrbare Wege und Fahrstraßen mehr, als der gemeine Tourist zu sehen bekommt; immer noch viel zu wenige, ich gebe das zu, aber der vielfach noch fühlbare Mangel ist wirklich nicht bloßer Mißwirtschaft und Energielosigkeit zuzuschreiben. Ich will gar nicht einmal geltend machen, daß an der Blüte Griechenlands im Altertum dieser Faktor ebenfalls nicht Anteil hatte; denn man könnte mir die völlig geänderten Lebensbedingungen entgegenhalten. Allein ein Land, dessen Größe etwa nur Rheinland (Nordgriechenland) und Westfalen (Peloponnes) entspricht, dessen Gestadeentwickelung aber dabei die Küstenlinie verdoppelt, wo die Natur selber allseitig Häfen und Ausgänge zum Meere geschaffen hat, steht denn doch der Wegefrage etwas anders, gleichsam weniger dringlich gegenüber als ein Binnenland. Gerechtfertigt soll damit die Regierung nicht werden, aber die Sache erklärt und zugleich, wie der Fahrstraßenmangel hier nicht alle die Nachteile haben kann, die er bei uns notwendig nach sich ziehen müßte. Und außerdem will ich doch ein für allemal darauf hinweisen, daß nach den historischen Vorgängen Griechenland ein Recht darauf hat, vorläufig nur am Orient und nicht am Occident gemessen

zu werden, der die Früchte einer mannigfach unterbrochenen, aber doch jahrhundertelangen Entwickelung bricht.

Auf den griechischen Dampfern konnte den Fremden, wofern er nicht Ansprüche auf Eleganz der Ausstattung und Luxus im Essen machte, mancherlei sehr erfreuen: das Schiffspersonal erschien Vertrauen erweckend vom liebenswürdigen Kapitän bis zu den einfachen Matrosen, die gerade so wacker und verläßlich aussahen wie gute alte Seebären allerorten. Es war ein förmlicher Wetteifer unter Passagieren und Schiffsvolk, dem Fremden zu Diensten zu sein; schon hier gewann er den Eindruck, als hielte jeder seinen Besuch in Griechenland für eine persönliche Gunst. Und dieses allseitige Entgegenkommen war durchaus ohne Hintergedanken, es konnte dessen selbst zu viel werden; ja dem Neuling konnte es bisweilen als aufdringliche Neugier erscheinen. Die Neugier ist ja ein Element dabei, aber doch kein hauptsächliches. Als Deutscher vollends war man vor einem Jahrzehnt ganz besonders willkommen. Die Wirkung des großen Krieges zitterte stark nach; jeder Deutsche, meinte man, müsse dabei gewesen sein und wenn möglich in allen Schlachten, und jedenfalls nahe dem Kaiser. Das ist überhaupt eine seltsame Einbildung, auf die mancher aufmerksam geworden sein muß, als ob wir in Europa alle nahe bei einander säßen, und die jedenfalls sich kennen müßten, welche Griechenland besucht hätten. Doch gehört dies natürlich schon mehr zu den Eindrücken, die man auf dem Lande empfängt. Die Griechen haben den Franzosen manches zu danken, und die Mehrzahl hatte nie anders geglaubt, als daß wir unterliegen müßten; sie wußten auch so wenig von uns. Wer schon vorher an uns geglaubt hatte, erzählte es stolz. Unser Sieg hatte — wenigstens meinte

der Deutsche das wahrzunehmen — die meisten überrascht, viele erfreut, allen imponiert. Man klagte vielfach, daß den Franzosen im Privatverkehr ein hochfahrendes Wesen gegen die Griechen eigen gewesen sei. Jeder einzelne von uns nahm an der gemeinsamen Bewunderung teil; es konnte einem das Herz weit werden, wenn man sich nur einen Deutschen zu nennen brauchte und eines warmen Empfangs sicher war. Ich habe oft gedacht, daß derartige Ausflüge eine recht gute Besserungsanstalt für Unzufriedene par profession sein würden.

Der Enthusiasmus für den Erfolg der Waffen und der Politik konnte bisweilen sonderbare Formen annehmen. Ich erzähle ein derartiges Erlebnis, obgleich es auch auf dem Lande passiert ist, bei einem Bauer der korinthischen Weinküste. Zu ihm kam ich mit Freunden, empfohlen durch einen Brief eines andern Weinbauers. Es war abends, ziemlich spät; er trug nur ein langes Hemde, unterhalb dessen ein Paar weiße Unterbeinkleider zum Vorschein kamen. Er ließ es sich nicht nehmen, sogleich in diesem Kostüm für uns alle zu sorgen; auch Damen waren mit uns. Erst als diese zur Ruhe gebracht waren, nahm er unsern Empfehlungsbrief vor, setzte sich steif an den Tisch, klemmte eine Hornbrille auf die Nase, hielt den Brief weit vor sich und fing an laut zu lesen: „Hier schicke ich Dir die Herren N. N., behandle sie gut, es sind Freunde; besorge ihnen billige Pferde; nur dem einen mit den Augengläsern (der war ich) kannst Du mehr abnehmen, denn der ist ein Preuße." Der Gastfreund im Hemde fuhr empor, trat einige Schritte auf den Platz an der Erde zu, auf dem ich schon lag, nahm das Fes ab, machte eine tiefe Verbeugung — alles ohne eine Spur von

Affektation — und rief laut aus: „Ἆ οἱ Πρωσσικοὶ ἥρωες!“ („Ah, die preußischen Heroen!“), und er nahm mir nicht mehr ab als den andern.

Athen selbst, zu dem vom jenseitigen Isthmusufer eine kurze Dampferfahrt von vier Stunden führte, stand im Jahre 1870 vollkommen unter dem Eindruck des unglücklichen Räuberfalles von Marathon. Was ich über diesen zu sagen weiß, gehört in ein späteres Kapitel; hier nur so viel, daß man dem Fremden jeden Ausflug aus der Stadt widerriet: das that die Gesandtschaft, das thaten die Gastwirte, überhaupt jeder, der mit ihm in Berührung kam. Es herrschte eine förmliche Panik noch ein Jahr später; man erzählte von ängstlichen Athenern, die schon in der Dämmerstunde nicht mehr um die Akropolis spazierten. Der Fremde wußte als Neuling noch nicht, wie weit die allgemeine Ängstlichkeit begründet war, ahnte nicht, daß die Räuber bisweilen als politisches Mittel angewendet wurden, und blieb daher zunächst in Athen. Das kam ihm insofern zugute, als er dadurch einen Einblick in die Art und das Leben der Stadt, die ganze städtische Physiognomie erhielt, und falls er Lust hatte, auch Kenntnis der Landessprache, die für spätere Reisen im Lande unschätzbar war. Denn für diese war er nun nicht mehr auf das Medium der hinderlichen und kostspieligen Kuriere angewiesen, welche den Reisenden ganz in Akkord zu nehmen pflegten, etwa wie man ein Silberbergwerk auf Abbau übernimmt.

Der Eindruck der Stadt Athen war verschieden, je nachdem man von Osten oder Westen kam, aber immer ein außerordentlich angenehmer. Wer vom Orient herzureiste, atmete hier erleichtert auf und meinte fast schon in der

europäischen Heimat zu sein; wer von derselben kam, fand außer wenigem Orientalisierenden mancherlei Abweichungen, die aber im Grunde ebenso viele Annehmlichkeiten waren. Man kann sich nur wundern, daß nicht auch wohlsituierte und europamüde Ausländer sich diese reizvolle, ruhige und gesunde Stadt zu längerem und bleibendem Aufenthalt wählen: begüterte Griechen aus der Türkei scheint sie mehr und mehr anzuziehen. Wer lebhaftere und zahlreichere Anregungen brauchte, that allerdings besser, schon in Italien Halt zu machen.

Es wäre ein Mißbrauch, hier noch von den allbekannten Reizen Athens zu sprechen, seinen historischen Erinnerungen und antiken Resten, von seiner landschaftlichen Lage und Umgebung; mit den Dingen werden wir ja glücklicherweise noch erzogen. Aber das muß man selbst und dort gefühlt haben, wie der Aufenthalt in der reinen attischen Luft allmählich beruhigend und klärend wirkte; es war, als ob man eine Weihe empfing. Der gesteigerte Verkehr wird auch das beeinträchtigen. Aber damals habe ich immer gefunden, daß — bis auf Strebernaturen — in Athen auch die unausstehlichsten Landsleute genießbar wurden. Dabei konnte es einem denn in Athen schon gehen wie im Orient überhaupt, der für so viele europäische Interessen allmählich abstumpft, gleichsam narkotisch wirkt: man vergaß der Heimat und Heimkehr. Daher mochten mehrere athenische Jahre für den, der auch in Europa mitzuarbeiten hatte, leicht verhängnisvoll werden. Für den Orient überhaupt hat ja das auch einmal der Fürst Bismarck in seiner Sphäre beobachtet und ausgesprochen.

Ich rede hier nur von der modernen Stadt Athen,

der Residenz, die von 7000 Einwohnern im Jahre 1834 es im Jahre 1880 auf 75000 gebracht hatte; sie wäre ein Kapitel für sich, und ich würde es geschrieben haben, wenn es mich nicht für meinen augenblicklichen Zweck zu weit führen könnte. Ich beschränke mich daher auf wenige, aber eigene Striche. Der ältere Teil der Stadt — nördlich unterhalb der Burg auf dem Boden der antiken — mit seinen kleinen Häusern und engen Straßen ist doch nicht ohne Anziehung; er war mitten hineingesetzt in alte Ruinen; die haben es sich denn gefallen lassen müssen, zu allerlei Lebensdiensten herangezogen zu werden, mehr früher als jetzt, wo dank der Athener Archäologischen Gesellschaft die meisten derselben isoliert worden sind. Auch hier sind die Häuser vielfach durch einen abgemauerten Hof von der Straße getrennt; drinnen hausen die kleinen Bürger und kleine Besitzer. Aber wer nur ein Handwerk treibt, das irgend einen Lebensbedarf deckt, der sieht zu, daß er an der Straße selber bleibt: bei Bäckern, Krämern, Schenken ist das natürlich; doch auch der Schuster sitzt vor der Thür oder in den breiten Öffnungen der unteren Etage, die durch große Holzläden verschließbar sind; da hocken auch die Schneider und nähen an den goldbesetzten Jacken; auch wohl Schreiner, Drechsler, Schmiede arbeiten so halb auf der Straße. Das erleichtert den Verkehr mit ihnen, und sie haben doch auch selber mehr vom Leben. Tabaks- und Weinläden, besonders Cafés bildeten, wie in allen griechischen Orten, auch da einen hervorstechenden Zug; die letztern waren überaus einfach: an den Holztischen saßen trinkende und rauchende Gruppen, endlos schien der Begehr nach Kaffee, Mastixschnaps und feurigen Kohlen für die Cigarrette; aber es war doch ein

stetes Kommen und Gehen, denn ein seßhaftes Wirtshausleben kennt der mäßige Grieche kaum; in den Weinschenken setzt er sich gar nicht. Auch wurden da Geschäfte verabredet und abgeschlossen, eine bescheidene Art von Börse. Von der „Jobberei" blieb Athen noch glücklich frei, leider nur bis zum Laurionschwindel im Jahre 1873, auf den wir noch kommen werden. Im älteren Quartier sah man noch am meisten die oft beschriebene nationale Tracht, die eigentlich albanesische Fustanella, den kurzen weißen balletmäßigen Rock, oder das weite sackartige Beinkleid der Inseln, Βρακκάδες; aber auch hier kombinierte sich damit bisweilen schon seltsam der fränkische Filz- oder Strohhut statt des Fes. Noch mehr zeigten die dort wandelnden Matronen eine Mischung der Tracht: europäischen Rock, griechische Jacke und Fes mit langer Trobbel, wie es die Liebeslieder preisen. Hier konnte man die näselnd gesungenen Volkslieder hören und die „Amanédes", bei welchen das Wort „Amān" in kurzen Intervallen moduliert wird bis zur Raserei beim Sänger und Hörer. Gewiß waren unter all den bunten Gestalten bedenkliche Existenzen; wo fänden sich die nicht, zumal in einer Hauptstadt? Aber sie waren relativ selten, sicherer als in Rom und Neapel war der Fremde ohne Zweifel, und gewiß sicherer als in London; von nächtlichen Überfällen in den Straßen, ja vom unschuldigeren Taschendiebstahl habe ich während vieler Jahre niemals etwas gehört. Der eingelebte Fremde empfing besonders in dem älteren Viertel den bestimmten Eindruck, es mit einem fast ausschließlich braven Volk zu thun zu haben. Der Neuling fand das nicht so; aber es handelt sich da um eine Sachlage, die besser bei den Landverhältnissen prinzipiell berührt wird.

Um das alte Quartier herum legt sich mit ihren breiten Straßen die neue Stadt; an einer Stelle, wo beide zusammenstoßen, liegt der Bazar, angelegt und bedeckt noch nach orientalischer, wenn man will auch schon antiker Art. Nicht Frauen, die überhaupt zurückgezogener leben, kauften ein, sondern Männer, denen Knaben ihre großen Tragkörbe zur Benutzung anbieten. Die Hauptadern der neuen Stadt sind ein paar sehr lebhafte Geschäftsstraßen; da ist fast alles europäisch, „alla franca“. Cafés und Tabaksläden bilden auch da gleichsam den Grundton. Wer von einem modischen Teil Europas kam und das Publikum musterte, fand viele Erscheinungen unpropre, wenige wirklich elegant. Damen sah er nicht allzu viele, fast niemals allein. Junge Mädchen ohne Begleitung gehen zu lassen, galt im großen ganzen als unpassend; Dinge, die nicht bloß an den Orient, sondern auch an das Altertum mahnen; doch sollte es auch andere aktuelle Gründe haben, wenn Familien ihre europäischen Gouvernanten nicht gern allein ausgehen ließen. Das Straßenleben erschien nichtsdestoweniger dem, der an nordeuropäische, speziell deutsche und französische Straßenflegelei gewöhnt war, angenehm, weil höflich; den Lärm, den ausrufende Händler oder debattierende Spaziergänger machten, hörte man bald nicht mehr. Bettler sah man sehr wenige; nur hielt die ganze kleine und kleinste Athener Jugend, besonders im alten Viertel, den Fremden für einen guten „Onkel“ (Bárba), der eigens nach Griechenland gekommen war, um ihnen recht viele Fünfleptastücke mitzubringen; und sie waren so dankbar dafür! Den demokratischen Sinn der Griechen verrieten schon die Kaffeehäuser, wo die Gruppen ohne Unterschied von Stand und Person durch einander ge-

mischt erschienen. An der Peripherie liegen auch in Athen die ruhigen, vornehmeren Straßen; da waren die Sockel der zweistöckigen Häuser schon vielfach aus Marmor, den man von den neu erschlossenen Brüchen des Pentelikon holt; viele haben einen Vorhof und so manche auch wohlgepflegte Gärten. Den einzigen Mißton in die schöne Stimmung brachten die zahlreichen Pianinos, die gern, aber im ganzen ohne wirklich musikalischen Sinn und Verständnis bearbeitet werden. Ich habe den Verdacht, daß dieser Mangel schon aus dem Altertum stammt. Die stattlichen Häuser sind der lobenswerte Ausdruck der Thatsache, daß in Athen verhältnismäßig viele Familien genug zum behaglichen Leben besitzen; „behaglich" in ihrem Sinne, nicht ganz für uns, die wir dazu auch einen gewissen Komfort der Zimmereinrichtung rechnen, welchen wir freilich schon in Italien und auch vielfach in Frankreich nicht finden.

In dieser ruhigen vornehmen Gegend fand man denn auch die großartigen öffentlichen Bauten, Waisen- und Erziehungshäuser für Knaben und Mädchen, die Universität; das Polytechnikum, das Museum, die Akademie waren noch im Bau; fast alle diese Anlagen sind Beweise des griechischen Patriotismus, der sich nicht selten in wahrhaft königlichen Gaben gefällt. Es ist richtig bemerkt worden, daß dieser Patriotismus und das gute Familienleben der Griechen die sicherste Bürgschaft ihrer Zukunft sind. Von den zwei Hauptskandalgeschichten, an die ich mich nur erinnere, spielte die eine in fanariotischem, die andere in fremdländischem Kreise. Das Gefühl für die Familie bringt rührende und zugleich erhebende Züge mit sich: da ist kein guter Sohn, der nicht aufsteht, wenn sein Vater zur Thür hereintritt, der nicht

schweigt, wenn dieser redet, der nicht auch Vorwürfe ohne Murren und liebevoll hinnimmt. Eng halten die Geschwister unter sich zusammen: müßte der ein schlechter einziger Bruder sein, welcher heiratet, so lange noch eine seiner Schwestern unversorgt ist. Wer im Unglück ist, weiß, wo er Trost findet, so lange er einen nahen Verwandten hat oder einen „Kumparen", der bei ihm, oder bei dem er Pathe gestanden, ein Verhältnis, das bindet wie Blutsverwandtschaft und daher von Ärmeren oft bei Reichen und Mächtigen erstrebt wird. Dies Familiengefühl steigert sich dann dem Volke gegenüber zum opferwilligsten Patriotismus; wohlthätige Anstalten in der Größe von Stadtvierteln verdanken ihm seinen Ursprung; in jedem statistischen Buch über Griechenland (wie z. B. P. Moraïtinis, „La Grèce telle qu'elle est", Paris 1877) findet man die Belege dafür.

Wer ein Gesamtbild des neuen Athen haben wollte, mußte von der Akropolis herunterblicken: da meinte man bei dem Reichtum an Gärten und Bäumen beinahe einen großen mitteleuropäischen Badeort vor sich zu sehen; nur klingt hier vielfache Thätigkeit herauf, ein sonderbares Summen, dessen Ingredienzien zahllos sind, Hämmern und Schlagen, Klopfen und Schmieden, menschliche Stimmen und Signaltrompeten, Rollen und Rasseln, Hufschlag und Eselsgeschrei. Das Einzelne verschwand; das Ganze klang wirklich harmonisch durch die himmlische Luft, die besonders am Morgen und Abend ganz voll war von einem würzigen Duft. Die Gesamtwirkung war so eigentümlich, daß, wo ich etwas Ähnliches empfand, ich mich immer zuerst in Athen glaubte.

Wer arbeiten wollte, fand Bibliothek und Sammlungen leicht und überall zugänglich, wenn auch noch nicht ideal

geordnet; und man konnte sich auch äußerlich so wohl fühlen in der schönen Stadt und nicht bloß in den ausgezeichneten Gasthöfen. Verstand der Fremde sich mit den Einheimischen, hatte er nicht die Anmaßung, als ein Wesen höherer Gattung über ihnen schweben zu wollen, verkehrte er in ihren Speisehäusern, so ward er wie ein Zugehöriger und doch mit Auszeichnung behandelt. Hier war das Essen oft gut, die Bedienung sehr einfach; in solchen Lokalen war es in meiner ersten athenischen Zeit schwer, ein Trinkgeld anzubringen. „Herr, du hast zehn Lepta (cirka acht Pfennige) zu viel hingelegt", sagte mir einmal ein kleiner Kellner und brachte sie zurück; ich fürchte, ich ließ sie ihm dennoch und begann damit auch meinerseits an einem kleinen Punkte zu demoralisieren, was ja überall schließlich der Fluch des Fremdenverkehrs ist. Daß in diesen Speiseanstalten je der Versuch gemacht worden wäre, mich zu übervorteilen, ist mir gar nicht erinnerlich; Griechen, die ich einmal in Berlin traf, konnten von unserer Residenz das nicht so zuversichtlich behaupten. Aber wir würden doch stark entrüstet sein, wenn man uns aus derartigen Vorkommnissen einen allgemeinen Vorwurf schmieden wollte, wie es doch so viele Reisende für Griechenland gethan haben, die ein kurzer Aufenthalt und Unkenntnis von Land und Sprache natürlich vorzugsweise mit „Fremdenfängern" (sit venia verbo!) in Beziehung gebracht hatte.

Die Geselligkeit war von der europäischen nicht verschieden; nur kam man häufig, wie auch in Italien, Frankreich und England erst nach dem späten Diner zusammen, stellte also an die Verpflegung geringe Ansprüche, was nur als ein Vorteil für den Verkehr gelten kann. Die demo-

kratischen Allūren fanden aber gesellschaftlich kaum noch eine Stelle: bisweilen war die Sonderung lächerlich scharf. Wie in Holland, England und auch sonst wohl, war der Besitz eines offenen Ladens dabei gravierend; wer im Bureau arbeitete, stand von vornherein höher; für das Würdigste gilt, wie im Altertum, von seinem Besitz leben zu können. Im allgemeinen bewährte sich auch hier wieder die Erfahrung, daß man sich desto kindischer an Standesunterschieden und Auszeichnungen freut, eine je größere Gleichgiltigkeit dagegen man äußerlich zur Schau trägt. Griechenland hat keinen Adel, doch für das Ausland haben so manche ihre besonderen Visitenkarten, da sind sie Fürsten, Prinzen und Grafen; und alt und mächtig genug sind ja nicht wenige Familien für solche Stellung, die sie auch zum Teil aus venetianischer und türkischer Zeit ableiten. Außerdem machen sich wirklich nicht nur Griechen der Schwäche schuldig, mehr sein zu wollen, als sie sind, wo sie sich für unkontrolierbar halten. Freilich wenn man ihnen im Auslande glaubt, gehören sie alle zu den ersten Familien des Landes, haben wenigstens Beziehungen zu ihnen; auch jene athenische Dame, die ich vor ein paar Jahren in einem südeuropäischen Bade traf, die zu den ersten Kreisen Athens gehörte, deren Gatte ein Großkaufmann war, welcher der Tochter allerdings zunächst nur 100000 Frs. mitgeben konnte u. s. w. Sie ward aber doch merkwürdig kleinlaut, als ich von ungefähr erzählte, daß ich in Athen gewesen und daß mir ihr Name bekannt sei, allerdings bisher nur vom Schilde einer athenischen Schnittwarenhandlung. Ferner müßte nach meiner Erfahrung der Dampfer Enosis, der im Jahre 1868 die Blokade von Kreta brach, mindestens ein Dutzend Steuer-

leute gehabt haben; alle Mitkämpfer im Freiheitskriege müßten eine Hauptentscheidung veranlaßt oder doch mindestens ihr ganzes Vermögen verloren haben. Aber, Hand aufs Herz! dürfen wir gegen dergleichen den Stein aufheben? Ich glaube, 7—800 amerikanische Schiffseigner wollten den trefflichen Garfield einst als Bootsknecht gehabt haben, nachdem er einmal Präsident geworden war; ein paar Italiener, die als Offiziere in Ibrahims Armee gedient, behaupteten mir gegenüber — aber erst nach 1870 — daß sie in der Schlacht von Nisib „beinahe" Moltke gefangen hätten; die Erinnerung an unsern Feldmarschall soll in Konstantinopel im Jahre 1866 bei vielen ältern Leuten plötzlich mit merkwürdiger Helligkeit erwacht sein; und, um nur in oberen Regionen zu bleiben, wie viele jetzt lebende deutsche Staatsmänner hatten nicht schon längst vor Bismarck seine Ideen — wie sie nachher aussagten.

Gegen die bisweilen bedenklich schillernde Buntheit der Gesellschaft in der Levante stach die athenische durch ihren rein national-griechischen Charakter sehr bestimmt und vorteilhaft ab. Den abweichenden Zug bildeten fast nur die fremden Diplomaten; was an Nachkommen ausländischer Philhellenen und Baiern noch im Lande war, ist durch die wunderbare Absorptionsfähigkeit des Griechentums im Wesen nicht mehr kenntlich als ein Besonderes. Der Verlauf der Gesellschaften war so geistvoll oder so fade, wie er im allgemeinen von Dänemark bis Sizilien und von Petersburg bis Portugal zu sein pflegt, nicht besser, aber auch gewiß nicht schlechter. Die Kleinheit der Stadt brachte vielen Klatsch mit sich; da wurden denn allerdings manchmal befremdliche Dinge von den lieben Nebenmenschen erzählt.

Auf die schlimme politische Seite dieser Verdächtigungssucht kommen wir wohl noch ein anderes Mal. Die Presse reflektierte die Kleinstädterei oft in sehr amüsanter Weise; sie scheint jetzt großartiger zu werden, aber damals „hatten zwei hoffnungsvolle Jünglinge promoviert; einer war zu den teuern Verwandten ins Ausland gereist, um reich an Erfahrungen zurückzukommen; X. hatte gestern in seinem neuen Hause eine Gesellschaft gegeben; heute feierte unser ausgezeichneter Mitbürger A. die Hochzeit seiner Tochter Kalliope, die mit allen Reizen der Natur und Tugenden des Herzens geschmückt in die Ehe trat mit dem trefflichen B., der vor zwei Jahren mit solchem Glanz sein medizinisches Doktordiplom erhalten." Eine stehende Rubrik waren die Namenstage: „morgen feiern", hieß es, und dann eine lange Liste von Namen, bei einigen ein Sternchen, das nach unten verwies. Da stand denn: „δὲν δέχεται οὔτε μουσικὴν οὔτε ἐπισκέψεις" (nimmt weder Musik, ein Ständchen, noch Besuche an), war also behindert oder unpäßlich oder wollte sich die mit der üblichen Feier verbundenen Spesen sparen. Sehr vernünftig! Diese kleinstädtische Lokalfarbe wirkte oft erheiternd, sie ward einem beinahe lieb; sie hatte etwas Harmloses und Gemütliches.

Der kleine Hof trat dem Publikum, und zwar einem recht weiten, nur einmal im Jahre mit einem großen Ballfest nahe; im übrigen lebte er in schöner und einfacher Zurückgezogenheit. Zu albernen Velleitäten gab er auch hier, wie im übrigen Europa, viel mehr den Anlaß, als daß er die Schuld daran trug.

Öffentliche Vergnügungen gab es wenige; selten verirrten sich Virtuosen bis nach Athen, immer waren sie zu-

gleich anmaßlich und von zweifelhaftem Talent und Ruf. Aber die seltene Gelegenheit nahmen alle wahr, und der Künstler kam nicht zu kurz. Im Jahre 1873 geschah es, daß zum ersten Mal eine der böhmischen Gesellschaften von Sängerinnen und Musikern Athen besuchte; im türkischen Orient kannte man sie lange, und die jungen „Künstlerinnen", wegen ihres vorwurfsfreien Lebenswandels angesehen, hatten bisweilen vorteilhafte Partien gemacht. In Athen verursachte die Gesellschaft, die in einem der angenehmen kleinen Gärten am Ilissos spielte und sang, ein Aufsehen, wie etwa das Erscheinen von Frau Lucca in Berlin oder einst von Frau Raabe in Leipzig. Der Enthusiasmus erfaßte alle Kreise, Lebensalter und Geschlechter; schulpflichtige Knaben verkauften ihre Schulbücher, um die geringen Scherflein zusammenzubringen, die eingesammelt wurden; verzückte Bewunderer standen während der Vorstellung in Anschauen versunken, kühnere gaben ihrer Begeisterung einen reellern Ausdruck und reichten den Sängerinnen Hühner und Tauben mit zierlich gebundenen Flügeln und Beinen auf die einfache Bühne, auch Körbchen mit Eiern. Es war ein wahrer Taumel, der Athen ergriffen hatte. Kurze Zeit darauf trat schon im benachbarten Garten ein Konkurrenzunternehmen auf, und zwei Jahre später gehörten böhmische Sängergesellschaften bereits zur Landesphysiognomie, konnten sich für den ganzen Winter in kleineren peloponnesischen Städten halten und verloren manches brave weibliche Mitglied an heiratslustige wohlhabende junge Griechen, sowenig im allgemeinen ausländische Gattinnen beliebt sind.

Das griechische Theater spielte in Athen, wo es damals wenigstens nicht ständig war, eine merkwürdige Rolle, merk-

würdig besonders für den Deutschen, der dabei an die Zeit der Neuberin gemahnt wurde. Der Hof begünstigte das nationale Theater nicht; sehr mittelmäßige italienische Kompagnien führten zeitweise die abgestandensten italienischen Opern sehr mittelmäßig auf; sie wurden von der „Gesellschaft“ besucht. Später sind, meine ich, auch Franzosen gekommen. Das Volk aber hielt in gesundem Sinne zu seinem griechischen Theater, das freilich unter der Vernachlässigung der höhern Stände in jeder Beziehung litt. Die Achtung, die man besonders vor seinen weiblichen Mitgliedern hatte, war betrübend gering, und sie verdienten Besseres, wie ich für eine Gesellschaft bezeugen kann, die ich näher kannte, diejenige des Herrn Tavularis. Zwei Hauptgesellschaften, neben denen allmählich ein paar kleinere aufkamen, spielten abwechselnd in Konstantinopel, Smyrna und Athen. Ein Deutscher durfte mit ihrem Repertoire zufrieden sein; da erschienen z. B.: „οἱ λησταί“ („Die Räuber“), „ῥαδιουργία καὶ ἔρως, ὑπὸ τοῦ περιφήμου ποιητοῦ Σχιλλέρου“ („Kabale und Liebe, vom berühmten Dichter Schiller“) „Emilia Galotti, vom berühmten Dichter und Kritiker Lessing“, „Clavigo“, von Goethe; von den Franzosen erschien mehreres, einige Stücke von Hugo, auch Dumas; „Ἀμλέτος, ὑπὸ τοῦ ἀθανάτου Σαιξπήρου“ („Hamlet, vom unsterblichen Shakspeare“, dessen sämtliche Werke neugriechisch 1874 in zweiter Auflage ausgegeben sind) habe ich auch einmal über die Bretter gehen sehen. Den guten armen Damen Ophelia und der Königin gelang es beinahe auch, Shakspeare den Todesstoß zu geben, den Herren trotz leidenschaftlichsten Geschreis nicht. Auch einheimische Dramen wurden mit Beifall aufgeführt: die „Dreißig Tyrannen“ von Rangavis und andere, besonders

antik-patriotische Stücke. Der Schwerpunkt des Talents lag aber im Lustspiel, richtiger gesagt in der Posse; da spielte Natur wie in Italien. Die Aufführungen einzelner Komödien des Aristophanes im alten Odeum zu Athen konnten nur als Kuriosa gelten. Die Gesellschaft, welche ich kannte, lebte in recht dürftigen Verhältnissen; möglich, daß gerade das ihre bürgerlichen Tugenden förderte, für die ich das beste Zeugnis ausstellen kann. Es schien mir immer wunderbar, wie sie, bewegliche Hellenen, in solchem Kampf ums Dasein nicht ermatteten, und ich glaubte ihnen gern, daß außer dem Zauber des freien Lebens auch das Bewußtsein sie in der Bahn erhielt, an einem nicht unwesentlichen Punkt Pioniere ihres Volkes zu sein.

Bei dem kleinstädtischen Charakter konnten denn auch noch einzelne Persönlichkeiten hervortreten, notorisch werden und zur Stadtphysiognomie gehören; man sah manches Original in der Hauptstadt. Sonderbare Menschen schien Cephalonien bisweilen hervorzubringen, wundervolle alte Hydrioten kamen vor; aber mir sind drei Persönlichkeiten besonders im Gedächtnis geblieben, alle drei aus den türkischen Provinzen, denen das Königreich überhaupt die Mehrzahl seiner besten Elemente verdankt. Der eine war ein armer Topfhändler Barbajánis aus Brussa; zu meiner Zeit sang ganz Athen ein Lied von ihm nach einem musikalisch höchst anspruchslosen Gassenhauer; ich erinnere mich des zweiten Verses:

εἶμαι Βροῦσσος τὴν πατρίδα
καὶ ἔχω τὰ μυελὰ σωστά
καὶ γνωρίζω τὰς Ἀθήνας
πῶς κερδίζουν τὰ λεπτά.

(Ich bin ein „Brussier“ [aus Brussa] dem Vaterland nach und hab' meinen richtigen Verstand, ich kenne auch Athen, wie sie da Geld verdienen!)

An Wochentagen zog er von morgens bis abends durch die Straßen, rief seine Töpfe aus, mit denen der neben ihm trabende Esel beladen war, und erschien ärmlich, ja zerlumpt. Sonntags aber vollzog sich eine Metamorphose; da sah er wirklich aus, wie es im Liede weiter hieß: „und mit hohem Hute, Handschuhen, Plaid und Augengläsern und mit Lackstiefeletten“; das dünne kleinkarrierte schwarzweiße Plaid hing über der Schulter, die Kleider schienen etwas ungewohnt, das Lorgnon aus Fensterglas. Ich bin ihm wohl hin und wieder begegnet, aber er war ein stiller, scheuer Mensch, und es kam mir vor, als ob er sich gleichsam vor sich selber schämte und das kleine Talent wie ein illegitimes Kindchen ansah.

Ganz anderen Schlages war der zweite Mann, geboren am thessalischen Olympos; der Name dieses merkwürdigen Ehrenmannes verdient aufbewahrt zu werden; er hieß, hoffentlich heißt er noch Ζήσης Σωτηρίου, Zisis Sotiríu. Die einzige bewegende Idee dieses wetterfesten ernsten und wortkargen alten Mannes war die Befreiung seiner Landsleute in der Türkei. Ich weiß nicht, wie er nach Athen kam; er mußte sich aber wohl in seinem engern Vaterlande durch seinen hellenischen Patriotismus kompromittiert haben; genug, er lebte in Athen und hatte — als Ehrenamt, denke ich — die Oberaufsicht über die Akropolis, die übrigens durch eine Anzahl braver alter Invaliden bewacht wird. Er bewahrte die Schlüssel zu ein paar verschlossenen elenden Gelassen, in denen sich damals eine Reihe kleinerer Antiken befanden,

die jetzt in dem neuerbauten kleinen Museum auf der Burg aufgestellt sind. Wollte man diese damals sehen, so wendete man sich an Zisis; er kam herauf und wartete geduldig, bis man geendet. Eine Entschädigung für sich nahm er niemals: nur konnten einige deutsche Gelehrte, die ihn viel in Anspruch genommen hatten, ihn bewegen, ein Buch anzunehmen, in seiner Auffassung ein patriotisches: des Pausanias Beschreibung von Griechenland. Er lebte unbeschreiblich mäßig; was er besaß, kam seinen Landsleuten zugute; das geschah nach seiner Auffassung auch durch die politischen Pamphlete, mit denen er in kritischen Momenten hervortrat, zuletzt, soviel ich weiß, im Jahre 1878 mit folgendem: „Die Rechte der Hellenen bei der orientalischen Frage“, darin ein Vorschlag an die Konferenz, Briefe an die westliche und russische Diplomatie u. s. w. Alles das kam aus einer lautern und einfachen Gesinnung, bei der er gar nicht fassen konnte, weshalb das, was als klares Recht erkennbar sei, nicht auch zugleich geschähe. Ein Ehrenmann durch und durch, und doch nur einer von vielen der Art, besonders im türkischen Griechenland, die ebenso viele Beweise sind von der erlösenden Kraft des Guten; denn sie versöhnen mit Tausenden ihrer Landsleute.

Die dritte Persönlichkeit, eine Dame, ebenfalls aus Brussa, mag nur engern Kreisen bekannt gewesen sein; ich würde mir gar nicht erlauben, sie anzuführen, wenn sie nicht doch auch wieder in ihrer Art typisch wäre. Sie lebte damals in Athen als Lehrerin an einer Mädchenschule, deren Schülerinnen sie wie ein anders geartetes Wesen verehrten. Es war ihre Überzeugung, daß die herrlichsten Werke der Alten auch den Frauen erschlossen werden, auch diese bilden

müßten, als die edelste Hinterlassenschaft der Vorfahren. Kein falscher Ehrgeiz leitete sie dabei, sie wollte nicht sowohl viele, als eifrige und ernste Zuhörerinnen, und die hatte sie. Da konnte man so manche elegante Dame Athens begeisterten Worten begeistert folgen sehen. Männliches Publikum war im allgemeinen streng ausgeschlossen, doch gab es ein paar Ausnahmen. Ich bin überzeugt, daß diese anspruchslose Dame manchen Sinn erweckt, manche Gedanken nachhaltig angeregt und die schöne Neigung der Athenerinnen erhöht hat, so viel an ihnen liegt, das Volk zu bilden und zu heben und es der großen Vergangenheit damit immer würdiger zu machen. Vor den „wohlthätigen Frauen" Athens habe ich Achtung bekommen; die thun viel und mit Ernst. Man werfe nur einen Blick auf das Kapitel in dem Buche des Moraïtinis, das ich oben genannt habe.

Die Deutschen gelten im Grunde immer als eine der sichersten Stützen des Philhellenismus. Als vor ein paar Jahren in einem bekannten deutschen Witzblatt ein allerdings sehr unpassender Spottvers auf die Griechen stand, den nur Unkenntnis der Verhältnisse begreiflich machte, da hieß es in einer athenischen Zeitung: „Von einem deutschen Blatte, sei es auch ein Witzblatt, hätten wir das nicht erwartet!" Den Deutschen heimelt die Sympathie an, die ihm aus vielen Kreisen entgegengebracht wird. Dies scheint im Widerspruch zu stehen mit der Abneigung gegen die bayrische Dynastie, mit der Vertreibung der deutschen Beamten (1843) und manchem Spottnamen, dessen sich der Deutsche in Griechenland erfreut. Aber jene ansässigen Deutschen hielten sie für Hindernisse auf ihrem eigenen Wege, und an ansässigen Ausländern, die von ihrem Staat oder Lande etwas bean-

spruchten, haben sie sich von jeher gestoßen, auch an deutschen Gelehrten, an der italienisch-französischen Lauriongesellschaft u. s. w. Das ist der unselige alte φθόνος, der Neid, den die Nation nicht los wird. Die Sympathie mit den Deutschen hat auch in den untern Schichten einen wesentlich wissenschaftlichen Boden. „Ihr treibt", so sagen sie, „am eifrigsten unsere alte Sprache, ihr würdigt unsere großen Geister am besten, weil ihr euch am meisten mit ihnen beschäftigt, ihr durchforscht unser Land nicht nach irdischen, sondern nach geistigen Schätzen, also seid ihr unsere Freunde." Und hier ist gleich einer der bedeutendsten Züge des heutigen griechischen Volkslebens erkennbar: was für das Altertum geschieht, das gilt wie für die Lebenden gethan! Wenn daher die Griechen noch viel stärker mit andern Elementen versetzt wären, als sie sind und als diejenigen behaupten, die sie gewöhnlich nur an wenigen ungünstigen, mehr centralen Punkten beobachtet, selbst dann, sage ich, würde immer noch ihr Griechentum durch diese selbstverständliche Identifizierung mit dem klassischen Altertum praktisch gesichert sein. So ist die Vergangenheit nicht bloß ein lebendig wirkendes Element im jetzigen Volksleben, sondern zugleich politisch bedeutsam, geradezu ein politischer Faktor. Und wenn in allen andern Ländern der Staatsmann zwar nicht der eigenen Geschichte, aber doch der vaterländischen Kunst und Poesie kalt, selbst ablehnend gegenüber stehen kann: in Griechenland würde das gleichbedeutend sein mit seinem politischen Selbstmord. Bei der furchtbaren Misère mittelalterlichen Daseins, das sie allerdings nicht ganz so schwarz ansehen wie wir, ist ihnen das Altertum der eigentliche Halt, die Bürgschaft ihrer Existenz; der Boden, auf dem sie stehen, erscheint ihnen daher

auch verhältnismäßig nahe und noch von täglicher Wirkung. Die enge Beziehung wird stetig gepflegt, teils unwillkürlich durch die Sprache, welche nicht eine Tochter der alten, sondern diese selber ist, nur mit den Opfern, welche eine so lange und bisweilen zuchtlose Entwickelung natürlich verlangt, teils absichtlich durch Mittel verschiedener Art: durch öffentlichen Hinweis auf die Alten auch in politischen Reden und bei wichtigen Anlässen, durch Einsetzung der alten Orts- und Landschaftsnamen, durch die Namen, häufig mit lokaler Färbung — ich kannte Philopoemen in Megalopolis, Epaminondas in Theben, Leonidas in Sparta — und endlich durch Erziehung und Unterricht. Ich habe Prüfungen in Mädchenschulen beigewohnt, bei welchen Homer wie ein alter vaterländischer Klassiker gelesen, erklärt und verstanden wurde; bei Präparationen zu Xenophon, Diodor habe ich manche Kleine betroffen; es fiel ihr doch ungleich leichter, als bei uns in gleicher Sphäre das Nibelungenlied oder Walter von der Vogelweide. Und es ist wohl etwas Großes und Erhabenes um den Gedanken, die schönsten Werke der Menschheit zugleich als engeres vaterländisches Erbteil betrachten und schon aus Patriotismus für sie schwärmen, sie als erstes elementares Erziehungselement ansehen zu dürfen; und es muß herrlich für eine Nation sein, an ihnen wieder zu neuer Daseinsfreude zu erwachen; herrlich und zugleich gefährlich, denn das Ziel liegt so weit, und die Überhebung wegen des bloßen Erbes — so nahe.

Hier stehen die antiken Reste täglich vor Augen und mahnen an die Voreltern; dort birgt sie der Boden, der Zufall bringt sie an den Tag, und sie bereichern den, der sie findet. So ist auch der Vorteil eine der Adern, die vom

Altertum zur Gegenwart führen; und wie viel gewinnt das Land, wenigstens materiell durch den Fremdenbesuch. Aber am liebsten sind ihnen doch immer diejenigen Fremden, welche eine Beziehung zum Altertum haben. Zu meiner Zeit meldete auch jede politische Zeitung Athens die Ankunft fremder Gelehrter, wies auf ihre Werke hin und ihr etwaiges Verdienst um Griechenland; dann wollte ihnen jeder gern zu Diensten sein, es war, als wünschte man zunächst für erwiesene Wohlthaten zu danken. Auch hierin hatte es der Deutsche wieder besonders gut; viele seiner griechischen Fachgenossen hatten in Deutschland studiert, hingen sehr an der Erinnerung und sprachen unsere Sprache gut, oft fließend.

Es kann daher nicht fehlen, daß der vorübergehend in Athen weilende Fremde die angenehmsten Eindrücke empfängt; er vergesse nur dabei nicht, daß er selber fast ebenso viel thut, dieselben hervorzurufen; wir haben schon vorhin bemerkt, wie wohlhätig Athen auch auf sonst unliebenswürdige Naturen wirkte. Aber wie das vielfach nicht Stich hält, so überschätze man andererseits jene Eindrücke nicht. Der ersten freundlichen Begegnung liegt ja allerdings durchaus Wohlwollen und Sympathie zu Grunde, aber meist erwartet man doch auch allmählich eine entsprechende Bewunderung für alles, was griechisch heißt, sei es alt oder neu, Sprache oder Erziehung, Anstalten und Bauten. Und das ward ja schon hervorgehoben, daß da allerdings vielerlei zu loben ist, vielerlei aufs angenehmste überrascht; anderes ist aber natürlicherweise erst in den Anfängen, z. B. bildende Kunst, Musik. Allein selbst ein ganz gemäßigter, verständiger Tadel, ja auch nur Vorenthaltung des Lobes pflegt auf griechischer Seite oft schon eine Enttäuschung hervorzurufen, die schlecht oder

gar nicht verhehlt wird. Des Fremden Philhellenismus wird sofort verdächtig, damit wird etwas wie ein wohlthätiger Schleier von ihm gezogen; manches erscheint an ihm bedenklich, mag es auch sein, wird aber erst jetzt betont. Läßt er sich noch mehrfach Mangel an Beifall zu Schulden kommen, so hat er bei vielen verspielt, nicht bei allen; es giebt sehr rühmliche, ausgezeichnete Ausnahmen, und gerade viele Gelehrten bilden diese. Das pflegt denn die natürliche Reaktion zu veranlassen, daß auch der Fremde nun viele seiner bisherigen Freunde unausstehlich findet; bisweilen sind sie es wirklich geworden. Nun verdrießt ihn alles, praktisch oft am meisten die grenzenlose Unpünktlichkeit, ein sehr allgemeiner Fehler. Der oben erwähnte Zisis war pünktlich, aber von dem hieß es denn auch überall rühmend: „der läßt nicht warten"; noch ein anderer meiner griechischen Freunde war pünktlich, er hatte aber auch sonst manche Sonderbarkeiten.

Verläßt der Fremde in diesem Stadium das Land, dann wehe der armen Nation! Die heimischen Freunde, auch die heimische Presse werden mit hereingezogen in die erzeugte Entrüstung, und das Ausland ist um eins der schiefen Urteile reicher.

Leugnen läßt es sich ja nicht, die Hellenen verraten bei obigen Anlässen bisweilen seltsame Begriffe; auch diejenigen, welche in Europa studiert haben und dort nicht selten Muster von Bescheidenheit sind im ganzen Gefühl dessen, was ihnen durch Schuld ihrer Geschichte noch fehlt, vergessen in der Heimat bei durchaus verändertem Maßstabe nicht selten die alten Eindrücke, überschätzen nicht bloß die eigene Bedeutung, sondern mehr noch die ihrer Zeit und

Nation der übrigen europäischen Bildung gegenüber. Fern sei es von mir, einem kräftig und bestimmt entwickelten Nationalgefühl nicht etwas nachsehen zu wollen; und höre ich, wie Griechen bei zahlreichen Anlässen auf ihre Nationalität rekurrieren, so freut mich das trotz der Überhebung, die bisweilen darin steckt. Da heißt es: „Du bist ein Hellene und liebst nicht dein Vaterland? du bist ein Hellene und fürchtest dich?" oder: „Du bist ein Hellene und willst lieber einer andern Nationalität angehören?" wie eine griechische Dame einst in lautem Unmut zu einem jungen Herrn sich äußerte, der stark zum Übergang ins Englische neigte. Das lobe ich mir; aber ich lobe es nicht, wenn der Hellene seine Ansprüche allzusehr nach dem zuschneidet, was seine Vorfahren geleistet. Gewiß ist es schon etwas, um darauf zu pochen, wenn das Leben der Ahnen einen so überaus mächtigen Faktor in der Erziehung und Kultur der Welt bildet, und von dem Standpunkt aus darf der Grieche tausendmal anmaßlicher sein als die Herren Magyaren, Rumänen u. a. m. Aber andererseits mag er bedenken, daß durch die Bildung seine Voreltern zu den unserigen geworden sind, und es fragt sich noch, wer stolzer auf ein Erbe sein darf, der Fernerstehende, der mit dem Pfunde gewuchert, oder der Sohn des Hauses, der es vergraben hatte Jahrhunderte schon vor der türkischen Besitznahme. Vollends sind mir immer jene geschniegelten jungen athenischen Elegants zuwider gewesen, die in unreifem Urteil weit hinausschießen übers Ziel, in ihrem zurückgehaltenen Dünkel, der nur ab und zu einmal verräterisch und grell ans Licht kommt, uns andere am liebsten noch „Barbaren" nennen möchten wie vor Jahrtausenden. Sie meinten's gewiß oft

gar nicht so schlimm, diese jungen Herren; aber sie seien dessen versichert, ihr aufgeblasenes und zugleich blasiertes Wesen, ihr französisches Geplapper, da sie doch eine eigene reiche und bildungsfähige Sprache zu verwenden haben, nahmen sich recht betrübend aus, und mancher wackere Philhellene, der mit den besten Absichten ins Land kam, aber leider nur Gelegenheit hatte, Athen zu sehen, ist im Café Solon am Eintrachtsplatze arg enttäuscht worden. Schon in der Stadt waren die Älteren im allgemeinen sympathischer als die Jüngeren; das mag aber auch in Griechenland nur besonders scharf hervortreten.

Andererseits waren aber auch gerade jüngere Kräfte vielfach um Hebung der Volksbildung und Verbreitung wissenschaftlichen Sinnes bemüht; die zu solchem Zweck gegründeten Vereine (Σύλλογοι) sind so zahlreich, daß man sie geradezu als eine Spezialität der Griechen im Orient bezeichnen kann. Diesen wenden die hellenischen Philhellenen, die doch immer die größten bleiben, die reichsten Spenden zu; daraus werden Preise für die Lösung praktischer, aber auch idealer und poetischer Aufgaben gebildet, Schulen angelegt oder unterstützt, gemeinnützige Schriften herausgegeben, laufende Publikationen bestritten. Mehrere dieser Syllogoi waren gerade erst gegen den Schluß des vorletzten Jahrzehnts gegründet worden und entfalteten schon eine bedeutsame Thätigkeit. Das Prinzip von „viribus unitis“ kommt hier sehr segensreich zur Geltung. Gedruckt wird fast zu viel; ich glaube, es giebt kein Land, wo verhältnismäßig so viele Verseschmiede und unberufene Dichter ihre Eingebungen zum Druck bringen, häufig mit Hülfe ihrer Freunde, die durch hochtönende Zirkulare zur Subskription

eingeladen wurden. „Gedruckt zu werden" ward aber überhaupt so hoch geschätzt, daß manche, die ich kannte, lieber darbten, als daß sie sich das Vergnügen auf eigene Kosten versagt hätten.

Die Lernbegier der Griechen ist überaus groß; dem Neuling tritt sie in den unteren Sphären als Neugier oft unangenehm entgegen, bis er sie durch freundliche Ruhe zu meistern weiß. Der Lernbegier kommen eben die Bestrebungen der Syllogoi mit entgegen; die Schule spielt eine Rolle in der Stadt und auf dem Lande; an eifrigen hingebenden Lehrern ist kein Mangel. Ich bin nicht rigoros genug, um als Grund des Lernens immer reinen Wissenstrieb zu verlangen; und wenn mir ein braver und aufrichtiger Mann einmal sagte: „αὐτὸ κάμνει παράδες", d. i. „das bringt (später) Geld ein!" so sage ich, „auch gut"; denn jeder, der schreiben und lesen kann, ist als ein Gewinn mehr zu achten. Und wenn ein netter und intelligenter Kellner in Athen, der kein Wort Deutsch wußte, sich den Schiller kaufte, um aus ihm Deutsch zu lernen — und er lernte es wirklich — so fand ich das allerliebst, wenn ich mir auch nicht verhehlte, daß die Kenntnis unserer Sprache ihm für die kellnerische Laufbahn von größtem Nutzen sein konnte.

Anders steht es mit der höhern Bildung; wenn mir daher Griechen frohlockend erzählten, daß manche junge Leute durch Stiefelputzen, Kellnerdienste und Ähnliches sich das Universitätsstudium ermöglichten, so brach ich nicht in den üblichen Enthusiasmus aus, sondern wurde zunächst bedenklich. Das soll ja auch in Amerika vorkommen, aber dies ist so geräumig, Griechenland ist eng; und ein Land, in welchem das Studium nicht der Ausdruck gesicherter

Lebensstellung ist, wie vielfach in England, sondern wo umgekehrt die gesicherte Stellung durch das Studium erstrebt wird, wie bei uns und in Hellas, da kann Überproduktion auf diesem Felde ernste Verlegenheiten bringen. Es erzeugt sich damit fortwährend eine starke Schicht beschäftigungsloser Amtsaspiranten, die nicht befriedigt werden können und andere im Amte unangenehm drängen. Griechenland weiß davon ein Lied zu singen; seine unaufhörlichen inneren Krisen sind zum guten Teil die Folgen dieses ungesunden Zustandes gewesen, und im Interesse vieler lag es ja auch, jene Krisen permanent zu erhalten. Denn was sollte aus den Gefolgschaften der Herren Kumunduros und Trikupis, damals auch noch Bulgaris, Deligeorgis und Zaïmis werden, wenn sie nicht in kurzen Zwischenräumen alle auch einmal ihren Meister im Amte gesehen hätten und ihm pro viribus dahin hätten folgen können? Von dem Umfange solcher Ministerkrisen macht man sich in Europa doch nur eine sehr unvollkommene Vorstellung. Daß die dem Minister zunächst unterstellten Beamten oft zugleich mit ihm abtraten, kann man natürlich finden, obgleich es gefahrlos nur in England ist, wo jeder derartige Beamte auch ohnedem genug zum Leben hat; aber daß der kleinste Beamte, Zöllner, Postsekretär, Aufseher, der Dorfschullehrer mit dem Minister, dem er oder sein Patron anhängt, fiel, war schlimm und verhängnisvoll. Andererseits fand bei diesem Zustande auch die Abweichung vom Gesetz, bisweilen das Verbrechen Schutz.

Ich will hier eine kurze Geschichte erzählen, die vor einigen Jahren passierte und durchaus verbürgt ist; aber ich will das nicht thun, ohne ausdrücklich noch einmal an

die Jugend der europäischen Civilisation in Griechenland zu mahnen; auch haben wir da zugleich noch eine Folge von feudalen Verhältnissen vor uns, die uns später noch beschäftigen werden.

Bei einer Erdarbeit irgendwo auf dem Lande waren Karrenfuhren zu vergeben; ein Bauer, der ein Pferd besaß, fühlte sich gekränkt, daß nicht er, sondern sein Nachbar eine solche Fuhre erhielt. Nach wenigen Tagen wird das gute Pferd des letzteren tot gefunden, in seinem Futter Arsenik; der mutmaßliche Thäter ward noch dazu flüchtig oder hielt sich doch verborgen. Aber glaubt man, daß es möglich war, den Burschen zu fassen? Er hielt — bei den Wahlen kommt das in Frage — zu dem nächsten Dorfschulzen, der Dorfschulze hielt es mit einem Parteihaupt der nächsten Stadt, das Parteihaupt stand zum augenblicklichen Minister. Diese höheren Instanzen waren natürlich, davon bin ich überzeugt, bei diesem bösen Handel in keiner Weise in Mitleidenschaft gezogen worden; aber der Effekt des Verhältnisses war und blieb doch, daß der Bauer nicht gefaßt wurde, daß er nach zwei bis drei Wochen ruhig wieder auftauchte und daß von der Affaire nicht weiter die Rede war. Es würde mich unter solchen Umständen freilich nicht wundern, wenn auch das Pferd dieses Burschen oder gar er selbst einmal tot gefunden würde.

Der eben erwähnte Dorfschulze ist nun tot, er war ein stattlicher, etwas gewaltthätiger Herr, mit dem sich indessen, wenigstens nach meiner Erfahrung, leben ließ. Aber wie das so geht, er hatte sich einmal etwas sehr Gravierendes zu Schulden kommen lassen, ich erinnere mich nicht mehr genau, was es war, weiß auch nicht, ob die Verurteilung

schon erfolgt war oder nur drohte; genug, er machte sich aus dem Staube, lebte in den Bergen, ward, wie der technische Ausdruck heißt, ein φυγόδικος, „einer, der das Gericht flieht". Diese bilden in Griechenland eine ganze, nur zu zahlreiche Klasse; auf der Insel Euböa allein gab es im Jahre 1878 nach offiziellen Angaben 160! — ein böser Faktor auch der Räuberei. Unsern Freund aber hatte in seinem Dorfe und auch sonst eine mächtige Partei gern, und siehe, eines Tages ward der brave φυγόδικος zum Schulzen, Demarchen des Bezirks gewählt, und er kam, trat sein Amt an und verwaltete es, ein kleiner Souverän in seinem Gebiet. Da geschah es eines andern Tages, daß er verschwand; man wunderte sich, fragte herum, was es gegeben? Da hieß es: τὸ ἐχάλασε, er hat's verdorben mit dem nächsten Parteiführer. Das war bedenklich für das frühere Vergehen, die kaum vernarbte Wunde konnte aufbrechen. Er ist darauf nach Athen gereist, man sagte, mit nicht wenigen Puten oder Gänsen. Nach einiger Zeit kam er wieder, ohne das angebliche Federvieh, aber vergnügt und erleichtert.

Ich kehre zu den Beamten zurück und zum mißbräuchlichen Studieren, von dem ich ausgegangen. Die Landeskinder und ihre blinden Nachbeter pflegten den starken Besuch der Universität zu Athen, der einzigen griechischen, für einen der ungetrübtesten Vorzüge zu halten. Äußerte man Bedenken über die relativ zu große Frequenz, so hieß es, ein großer Teil der Studierenden stamme aus dem türkischen Griechenland und belaste dann allerdings später noch über Gebühr das Königreich. Für das vergangene Jahrzehnt traf aber diese Entgegnung nicht zu. Vor 10 bis 12 Jahren

zählte die Universität Athen 1244 Studierende; von diesen waren etwa nur 240 aus den türkischen Provinzen, also doch 1000 aus Griechenland, d. h. 1 Studierender auf 1450 Bewohner. In Deutschland, dessen Organisation eine verhältnismäßig große Zahl studierter Beamte verlangt, gab es im Jahre 1881 etwa 21500 Studenten; es scheint aber billig, von diesen die Theologen (circa 3000) in Abzug zu bringen, da Studierende der Theologie in Griechenland bei anderer Ordnung ihres Bildungsganges an der Universität nur sehr spärlich waren (26); so erhalten wir für Deutschland nach der letzten Volkszählung für die Studierenden nur etwa das Verhältnis von 1:2450. Aber das Schlimmste war, daß von jenen 1244 Studierenden (im Jahre 1878 waren es noch 400 mehr) genau die Hälfte Juristen waren, während diese in Deutschland gerade etwa ein Viertel bilden. Was wird aus diesen? Vor zehn Jahren pflegte ich in Athen mit einem griechischen Freunde nachmittags im Café „Schönes Griechenland" an der Ecke der Hermes- und Äolusstraße meinen Kaffee zu trinken. Das große Lokal, bei gutem Wetter auch die daranstoßenden Teile der Straße waren dicht gefüllt; an den kleinen Tischen wurde debattiert und gestikuliert, gelesen und geschrieben; die äußere Erscheinung des Publikums ließ zuweilen zu wünschen übrig. „Wer ist der Herr?" fragte ich meinen Freund, wenn mir ein Gesicht auffiel. „Ein δικηγόρος" (ein Rechtsanwalt), sagte er. „Und der?" „Ein συντάκτης" (ein Redakteur). „Jener andere?" „Ein δικηγόρος". „Der neben ihm?" „Auch einer" u. s. w. Ich bat ihn endlich, mir nur diejenigen zu bezeichnen, welche weder Rechtsanwälte noch Redakteure der 50—60 in Athen erscheinenden Zeitungen

waren. Er ward stiller, und gewöhnlich lernte ich nicht viele Menschen kennen.

Das klingt ja scherzhaft, bezeichnet aber doch eine der wundesten, beklagenswertesten Stellen des öffentlichen Lebens in Griechenland. Die südliche Natur hat auch im Altertum dazu geneigt, sich persönlich geltend zu machen; aber die starke Subjektivität ward damals eingedämmt durch eine feste Staatsidee. Viel gefährlicher als damals ist es jetzt, eine Masse faktisch beschäftigungsloser Männer aufkommen zu lassen, denen das Hervortreten Beruf und Pflicht der Selbsterhaltung scheint. Sie greifen zu allen Mitteln; wer von Deutschland kam und besonders aus dem strammen Preußen, war zunächst betroffen und empört über den maßlosen Mißbrauch der Preßfreiheit; es war, als wäre in einem Teile der athenischen Blätter eine schamlose Meute — ich finde keinen milderen Ausdruck — losgelassen auf den Staat; man war fast zufrieden, wenn man nur auf unreifes, stürmisches, zufahrendes Urteil stieß; reife Besonnenheit und Ruhe war selten. Ich fürchte, daß den Griechen aus dem Altertum die Lust zum Verallgemeinern geblieben ist, ohne daß bisher auch der Sinn für exakte Beobachtung erwacht wäre, welche für eine fruchtbare Entwickelung des Staates unerläßlich ist. Ein Beispiel für die Preßbenutzung wähle ich absichtlich aus früherer Zeit. Mit dem jetzigen König kam als Ratgeber der dänische Graf Sponneck ins Land, der ein energischer Mann gewesen sein soll. Den Griechen mißfiel er. Ich kannte eine athenische Zeitung, welche Tag für Tag an der Spitze mit großen Buchstaben druckte: „πρέπει νὰ φύγῃ ὁ Σπόννεκ!“ („Der Sponneck muß fort!“) Mir ist ein Flugblatt — es regnete davon

in Athen — in die Hände gefallen, mit einem Gedicht, in welchem der abtretende Premierminister eingeführt ist, wie er den König anredet: „Da der Sponneck, Herr, fertig gebracht hat, ein Skandal der Gesellschaft zu sein . . . so wird das Volk ihm die Schuhe in die Hand geben . . . ihn mit Citronen werfen u. s. w.", steter Refrain: „und ich glaube, das wird Ihnen nicht von Nutzen sein". Dabei mußte es freilich bisweilen wie Hohn erscheinen, wenn die Blättchen da noch von der „ἱερὰ κεφαλὴ τοῦ βασιλέως", „dem heiligen Haupte des Königs", sprachen. Wenn daher der englische Geschäftsträger vor ein paar Jahren aus Athen nach London sehr erbaut darüber berichtete, wie trotz aller Aufregung die königliche Familie respektiert werde, so soll es mich freuen, wenn das mehr als jene konventionelle, etwas läppische Form war, und wenn sich also Ansätze von Loyalität zeigen sollten. Ich habe leider gerade diese vermißt und vielfach gefunden, daß die Griechen sich nach Otto und Amalie zurücksehnten, während frühere Beobachter unter diesem Herrscherpaar mir versicherten, manche hätten sich wieder die Türken herbeigewünscht, „immer nach Neuem begierig". Hoffen und wünschen läßt sich nur, daß allmählich, besonders durch direkte Nachfolge, die Dynastie fest einwurzele und mit dem Volke verwachse. Das wird dann hoffentlich auch dazu beitragen, dem politischen Leben einen tieferen Inhalt zu geben, einen andern, als er nach den Gesprächen der Abgeordneten zu haben schien, mit denen ich monatelang zusammen speiste. Es waren ja freilich nur Parteigenossen, die über ihre Prinzipien einig sein mochten und daher nie davon sprachen; aber aufgefallen ist mir doch, wie es häufiges Gesprächsthema war, ob dieser oder jener

Minister bei den Wahlen mehr Bestechung ausgeübt habe. Es ist eine eigene Sache um diese Abgeordneten; sprach man jeden, welcher Partei auch immer, einzeln, so entwickelte er die besten, verständigsten Ideen, wußte genau, wo es dem Vaterlande fehlte, auch wohl, wie zu helfen war. Die „Partei“ aber fing sie unlöslich ein, wie das Spinnengewebe die Fliege; die „Partei“ schien keine Prinzipien der Entwickelung zu kennen, weder konservative noch liberale; wenigstens war von solchen nie die Rede; die „Partei“ kannte nur feindselige Personen, die doch für den Staat das Gleiche wollten wie sie selber. Und dieser unfruchtbare Streit, ohne der Sache näher zu treten, gleichsam vor den Thoren des eigentlichen Kampfplatzes, füllt einen großen Teil auch der jüngsten politischen Geschichte Griechenlands aus. Doch dies greift schon in die politische Geschichte über, aber es gehörte auch das zu den persönlichen Eindrücken, die man in der Stadt empfing; von den mannigfachen, die der Fremde allmählich in sich aufnahm, sind nur einige bestimmende in diesen Zeilen fixiert worden. Mittelalter und Neuzeit schienen vielfach unvermittelt nebeneinander zu liegen; hier sah der Fremde fröhliches Blühen, dort bescheidene, aber versprechende Anfänge; ärgerte er sich auf der einen Seite über vordringliches Maulheldentum, so erfreute ihn auf der andern stille, ernste und unablässige Arbeit; war er empört über wüstes Parteileben, so überraschte ihn in kritischen Momenten eine würdige Eintracht, die freilich leider so schnell vorüberging wie ihr augenblicklicher Anlaß; mißfielen ihm leere Stutzer und selbstsüchtige Wühler, so zog ihn der Mann aus dem Volke immer mehr an und nötigte ihm erst Interesse, dann Achtung ab. Das eine aber war schon

in Athen klar: Griechenland lebt, wenn auch voll von Gegensätzen; aber sind nicht auch diese gerade Lebenssymptome? Freilich, erklärten sie auf der einen Seite die so abweichenden Urteile über das griechische Volk, so erschienen sie doch andererseits als Rätsel, welche beunruhigten, zur Lösung herausforderten. Diese durfte man hoffen im Lande zu finden, um so mehr, als das zentralistische Athen mehr nur den Herd des Landes abzugeben, als den Stoff zu liefern schien.

Von den „andern" Griechen, wie die Götter außer der Athene im alten Athen hießen, von diesen „andern" Griechen in Griechenland und Kleinasien soll im folgenden die Rede sein.

II.

Nicht mit einem Widerruf, wohl aber mit einem gewichtigen Nachtrag muß ich meine zweite Skizze über Griechenland beginnen, in welcher ich versprochen habe, über die „andern" Griechen, d. h. die außerathenischen und kleinasiatischen, einiges zu sagen.

Es ist mir in der Zwischenzeit das Glück zu teil geworden, die Stadt der Athene wieder einmal zu sehen, der Eindruck war überraschend. Ja, Griechenland lebt! Welche Physiognomie hat Athen bekommen, wie breitet es sich nach allen Seiten aus, klimmt die östlichen Hügel hinauf und schiebt sich nach Westen hinaus; da ist alles, was zu einer eleganten modernen Stadt gehört: Karrossen jagen, Reiter fliegen durch die Straßen, alle Erzeugnisse des verfeinerten Europa locken in den Schaufenstern, fast jedes Hotel ist in ein schöneres,

weiteres Gewand gekleidet. Und vollends unten am Meere: eine ganze Villenstadt umzieht friedlich die alten Kriegshäfen von Munychia, Zea, und der älteste Hafen der Stadt Phaleron ist Eisenbahnstation. Freilich zeigt sich auch hier, daß alles erkauft wird auf Erden: gerade mehrfache Epidemien in der sonst so gesunden Stadt haben die zahlreiche Besiedelung der Häfen mit Sommervillen beschleunigt, und daß zur vollkommenen Civilisation nichts fehle, so meldet eine ganz frische athenische Zeitung: „Kleidermarder, Einbrecher und Taschendiebe, kurz Diebe jeglicher Art fahren fort, die bis jetzt ganz einzige Sicherheit in Athen zu stören."

Wie schnell ist da der Anschluß an Europa erreicht worden! Dazu die außerordentlich gesteigerten Verbindungsmittel: fast täglich laufen Dampfer mehrerer griechischer Gesellschaften aus dem Piräus nach allen Punkten des Peloponnes und Nordgriechenlands aus. Ich glaube jetzt an die Durchstechung des Isthmus von Korinth, an die peloponnesische Eisenbahn und selbst an den Anschluß Griechenlands an das europäische Verkehrsnetz. Um so mehr freut es mich persönlich, daß ich den Eindruck der nun überwundenen Zeit an meinem Teil zu fixieren gesucht habe. Um so mehr aber muß ich auch betonen, daß der vom griechischen Volk nur eine Seite kennt, der nichts als Athen gesehen. Und nun hinaus ins weite Land!

Nicht von den Dingen will ich hier erzählen, die auf der Oberfläche schwimmen, auf den ganzen innern Eindruck kommt es mir an, der ja freilich von Äußerlichkeiten ausgehen wird und muß, und zwar auf den innern Eindruck, welchen der gemeine Mann Griechenlands im bedeutungsvollen letzten Jahrzehnt machte, einem Wendepunkt seiner Existenz.

Fähigkeit der Entwickelung und Lebensanspruch sollen dadurch umgrenzt und erklärt werden.

Von dem Satze gehe ich dabei aus: Athen und die wenigen größern Städte an der See sind in mehrfacher Beziehung Oasen in Griechenland; es ist das einer der frappantesten Eindrücke, die man hatte. Man brauchte nur Athen zu verlassen und die wenigen Stunden bis Eleusis zu fahren, um von einer — in menschlichem Sinne — ganz verschiedenen Welt umgeben zu sein. Jede Erinnerung an Europa in Einrichtung, Aussehen, Tracht, Sprache hört da auf; staunend ward man von den Ansässigen albanesischer Abkunft umringt, während man die Eingangshalle zum heiligen Bezirke durch ein starkes Frühstück profanierte.

In den meisten civilisierten Ländern Europas ist doch auch in den kleinsten Orten gleichsam als Repräsentant, als Hauptzeuge der jedesmaligen Stufe der Gesittung der Geistliche vorhanden; der gewöhnliche griechische Dorfpapas würde sich von seinen Gemeindemitgliedern gar nicht unterscheiden, wenn er nicht auch an Werktagen etwas anders gekleidet wäre; im übrigen partizipiert er an der ganzen erstaunlichen und niederschlagenden Unwissenheit des niedern griechischen Klerus, dessen Mitglieder bekanntlich heiraten dürfen und so auch von dieser Seite in die Alltagsmisère hineingeraten, wovor eine weise, wenn auch einseitige Voraussicht gerade den analogen Klerus der römischen Kirche hat bewahren wollen.

In den bevorzugten europäischen Ländern ist doch ein gewisses Verhältnis in der ganzen äußern Erscheinungsform kleiner Orte zu Hauptorten; es ist ein gleicher Zuschnitt,

gleichsam dieselbe Luft nach dem Verhältnis von „klein" zu „groß".

In Griechenland sieht man mit Erstaunen kaum jemals etwas davon. Der oft sehr eifrige und thätige Elementarlehrer lebte doch ganz in der Dorfsphäre, litt auch wohl unter dem Parteitreiben und wurde dadurch unselbständig. Wirkliche Ärzte gab es auf dem Lande wenige; die städtischen kamen oft nur bedingungsweise hinaus, mußten also wohl schlechte Erfahrungen mit der Bezahlung gemacht haben. Nur darin vermag ich eine halbe Rechtfertigung für ihren, mir nicht selten anstößigen Widerwillen zu sehen, im Vorübergehen und aus gutem Herzen Rat zu erteilen. So konnte es kommen, daß ein Sterbender, dessen Angehörigen ich einen Arzt empfahl, noch mit letzter Kraft ausrief: „Nein, nein, ich will das Geld lieber meinen Kindern lassen." Mit der Naivetät eines Naturvolkes sahen sie im Fremden auch einen Medizinkundigen, fragten um Rat, baten um Arzenei, und was die Hauptsache war, glaubten an ihn. Doch ich greife vor.

Den rechten Eindruck vom Lande hatte man erst, wenn man sich ganz von der Stadt emanzipierte, einige Empfehlungsschreiben mitnahm, das Rößlein bestieg und auszog in die Weite. Da begann erst der wirkliche Reiz des ungebundenen Lebens, das eben hier deshalb befriedigen konnte, weil es zugleich ein stetes Forschen und Lernen war; da erst hatte man den wahren Eindruck vom Volke, in buchstäblichem Sinne täglich wechselnd, und doch als letztes Resultat ein bestimmtes Bild. Vergessen darf man dabei vielleicht nicht, daß man sich in besonders wohlwollender Stimmung befand, da ja doch den meisten die Reise eine

Erfüllung langer oder doch starker Sehnsucht brachte. O, es war herrlich, nach traumloser Nacht auf einfachem Lager, auf harter Diele oder am Bergeshange bei der Pracht der siegreich aufgehenden Sonne immer wieder aufs neue inne zu werden, daß man sich wirklich auf dem heiligen Boden von Hellas befand, daß der rötlich schimmernde Gipfel dort drüben jenseit des dunkeln Golfes von Korinth, der die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne empfing, wirklich der Parnaß war, daß dort Delphi lag und hier Korinth, und daß man vor Abend noch Argos sehen würde, Tiryns und Mykenä, das Reich der Atriden.

War man am Morgen zu Roß gestiegen und hatte einen flüchtigen Gruß mit auf den Weg erhalten an irgendeinen Bewohner des andern Ortes, so war man geborgen; eine freundliche Aufnahme, eine ausreichende Verpflegung, ein Nachtquartier war gewiß. Aber wer einige Kenntnis von Land und Leuten hatte, bedurfte kaum der Empfehlungen, so angenehm sie mitunter werden konnten.

Für die Rast um die Mittagszeit ließ man sich nieder in dem ersten besten Dorfe; alsbald war man umringt von der Jugend des Dorfes; sie war manchmal zudringlich, immer neugierig und ungeniert. Sie ging so weit, die Habseligkeiten des Fremden prüfend zu betasten, aber ich bin dabei niemals bestohlen worden. Erwachsene knüpften sofort mit dem Führer, der zugleich auch Besitzer des Pferdes war und zu Fuß folgte, ein Gespräch an: Wer der Fremdling? Woher? Wie viel er für sein Pferd zahle? Wie viel Taschengeld er haben möge? und Ähnliches; daß er vermögend sein müsse, verstand sich ganz von selbst; wie mir übrigens auch der offizielle Eremit auf dem Epomeo auf Ischia einst

von meinen liegenden Gründen in der Heimat mit einer Sicherheit sprach, die mich selbst einen Augenblick stutzig machte. Aber die unter allen Umständen gute Behandlung des Fremden hatte mit seiner angeblichen Vermögenslage nichts zu schaffen: auch bei kurzem Verweilen war es sicher, daß irgend ein ganz Unbekannter Kaffee oder den Mastixschnaps, den beliebten Raki, überreichen ließ und sich nach weiteren Bedürfnissen erkundigte. Ja selbst in den Schenken Athens kam es vor, was in den spärlich verteilten Schenken im Lande Regel war, daß plötzlich der aufwartende Bursche mit einem Tablett voll Raki oder Süßigkeiten herbeikam im Auftrage von Herrn X. dort im Hintergrunde; man erinnerte sich nicht, Herrn X. je gesehen zu haben, man sah ihn kaum dann, sprach nie mit ihm, wußte, daß man ihn niemals wiedersehen würde, aber abzulehnen würde — mit Recht — als Pedanterie und Grobheit erschienen sein. Es war, als ob die gastfreundschaftliche Empfindung sich Luft machen müßte.

Kam man am Abend ins Quartier, so war die Aufnahme sehr verschieden je nach Temperament, Stimmung und Mitteln, aber das feierliche Ceremoniell war fast überall das gleiche. Der Gastgeber kam schnell aus dem Hause oder eilte die an der Außenwand befindliche Treppe herab, bat abzusteigen und führte hinauf. Erst wenn man Platz genommen, sprach er oder wiederholte doch noch einmal den Willkomm: „καλῶς ὁρίσατε", der die höfliche Erwiderung verlangt: „καλῶς σας ηὕραμεν" („Gut haben wir dich gefunden"). Diesen Gruß wiederholte jedes halbwegs erwachsene Mitglied des Hauses, so wie sie nach und nach zum Vorschein kamen; jeder eintretende Bekannte sprach ihn,

und an solchem Tage erschien gleichsam als der ehrende Stab des Hauses alles, was ihm nur irgendwie näher stand.

Auf dem besten Präsentierteller des Hauses kredenzte alsdann die Hausfrau — nur in vornehmern Familien eine Magd — τὸ γλυκό, eingemachte Früchte oder Rosenblätter, die eigentlich nur als Vorkost zu einem Glase Wasser betrachtet wurden; wie sie praktisch ein weit größeres Gewicht auf die Güte des Wassers legen und eine ungleich feinere Zunge für die mannigfachen Schattierungen seines Geschmackes haben als wir, so war es gleichsam das Symbol der lokalen Gastfreundschaft in höherm Grade noch als der Kaffee, der darauf folgte.

War der Fremde der Landessprache einigermaßen mächtig, so entwickelte sich bald ein lebhafteres Gespräch: da erzählten sie von allen Reisenden, die früher dagewesen, und von den zur Sippe Gehörigen, die zu Ausländern in irgendeine Beziehung getreten waren, immer, wie schon oben angedeutet, in der Voraussetzung, daß eigentlich doch auch der Fremde gerade die ihnen Bekannten kennen müsse; oft war das ja auch der Fall, wenigstens von Hörensagen.

Gut war es jedenfalls in mehrfacher Beziehung, wenn man sich zu unterhalten verstand; denn man täuschte sich alsdann leichter über die oft endlose Zeit hinweg, die bis zur Zurüstung des ersehnten Nachtmahles verging. Auf eine wie harte Probe ward man da oft gestellt! Das härteste war aber bisweilen das Mahl selber, denn dies eben nur geschlachtete und sogleich gebratene Huhn, die Gans, das Lamm, die Ziege waren in der That keine leichte Aufgabe.

Beim Mahl trat die Hausfrau vielfach noch ganz zurück, sie wartete auf; der Hausherr zerlegte und packte die

schönsten, aber hoffnungslos großen Bissen auf den Teller des Gastes, die zur Vermeidung allgemeiner Ungnade verschwinden mußten. Aber wie gern gedenke ich ihrer patriarchalischen Unermüdlichkeit im Nötigen, Auflegen, in der Freude am Appetit des Gastes! Auch die Hausfrau warf wohl ein Wort hinein, wie man sich überhaupt irren würde, wenn man ihre Stellung für untergeordnet oder gar sklavisch hielte. Den Gedanken läßt schon das treffliche Familienleben nicht aufkommen.

Während in höhern und niedern Sphären in Griechenland Heiraten im allgemeinen lediglich „gemacht" werden, kommt doch auf dem Lande viel häufiger, als angebliche Kenner behauptet haben, und besonders bei gegenseitiger Neigung Frauenraub vor. Ich habe mehrere Fälle erlebt; sie pflegten alle gleich tragisch zu beginnen und gleich lustig und befriedigend zu enden; da hieß es regelmäßig, Georgios oder Spiro ist verschwunden, aber nicht allein, mit einigen seiner Freunde — ein bezügliches Volkslied nennt 40 Palikaren dabei — hat er die Mariula oder Demetrula entführt; die Angehörigen sind außer sich. Bisweilen waren sie wirklich nicht einverstanden gewesen. Dann aber geschah es wenige Tage danach, daß helle Freude im Dorfe war; Böller flogen auf, die Pauke dröhnte, Zigeuner, zugleich Schmiede und Musiker, spielten auf; es war Hochzeit, man hatte sich geeinigt, gewisse materielle Bedenken und Bedingungen waren erledigt worden. So war der Frauenraub auch ein Modus der Hochzeit wie bei den alten Spartanern.

Dann kommt gewöhnlich starker Kindersegen, die Frauen verblühen schnell, aber sie sind ungemein fleißig und schrecken vor keiner Arbeit zurück. In vornehmern oder reichern

Häusern pflegte man außer den Kindern noch ein oder das andere arme Kind mit aufzuziehen, halb in dienender, halb in Familienstellung. So blieb es in nützlicher Thätigkeit, bis die Gelegenheit zur Gründung eines eigenen Hausstandes kam; diesen empfing es alsdann als den Gesamtlohn seiner Dienste. Die patriarchalische Stimmung in guten alten Landhäusern gewann dadurch nicht wenig; der Fremde merkte oft kaum, wer wirkliches Kind und wer nur sogenanntes „Seelenkind" war.

Doch ich nehme den verlassenen Faden wieder auf. Die weitaus größte Mehrzahl der Reisenden kam ja aus Interesse am Altertum; noch vor der Mahlzeit galt der erste Gang den Resten desselben; dabei schwoll das Gefolge lawinenartig an, viele Erwachsene, noch mehr Kinder, und sie waren nicht bloß lästig, sondern auch nützlich, unermüdlich im Nachweisen verborgener Inschriften oder Skulpturreste, diensteifrig, wenn der Fremde etwas Wasser oder Lappen brauchte, um den Stein zu reinigen; ängstlich, ihn ja nicht bei seiner Arbeit zu stören, und als mir einmal während des Abschreibens einer Inschrift die allgemeine Stille auffiel und ich mich umsah, mußte ich bemerken, daß die guten Jungen sich sogar schweigend balgten. Der weniger Eingeweihte mag es bisweilen weniger gut getroffen haben, und alle Orte waren ja auch darin nicht gleich. Das Interesse an den Antiken saß freilich meist, besonders an entlegenen Punkten, nicht tief; auf die kleineren Werke wie Münzen, Gefäße, Thon- und Bronzefiguren achtete man wohl zum Teil aus Gewinnlust, aber was ward auch noch im vergangenen Jahrzehnt zerstört, wenn der Bauer Steine für seine Hütte oder Hürde brauchte! Nirgends hat mich das empfindlicher berührt als

auf dem Boden des alten Tegea in Arkadien, wo die Reste der herrlichen Marmorsäulen des berühmten alten Athenetempels in kleine Splitter zerschlagen zu Tausenden aufgeschichtet lagen, halb nutzlos, halb als Feldumgrenzungen. Und das war nicht etwa böser Wille, niemand sah Arges darin; ich kann aber mit gutem Gewissen und zu eigener Freude bezeugen, daß das in so mancher Beziehung bedeutungsvolle letzte Jahrzehnt auch darin eine Wendung gebracht hat: aus den Anfängen lokaler Sammlungen z. B. zu Sparta und Theben sind ganz stattliche Museen geworden, gerade so wie in der Hauptstadt selber erst damals die Nation ihrer Ehrenpflicht nachkam, die Werke des Altertums würdig zu bewahren. Und so üben pflichteifrige Beamte der Regierung strenge Kontrolle jetzt auch in entfernten Gegenden, die so lange nur von auswärtigen, reisenden Forschern vorübergehend, also ganz unwirksam geübt ward. Und ist Barbarei gegen ehrwürdige Reste der Vergangenheit wirklich ein Privileg griechischer Bauern? Man darf sich im Gegenteil wundern, daß hier und da sogar der einfache Landmann Interesse und Mitleid für die geschädigten Reste des Altertums hatte, sie wußten wenigstens alle davon. Es gab freilich Dinge, die sie alle doch noch sehr viel mehr interessierten, das war wie in Athen „die Partei“: τὸ κόμμα.

Man brauchte nicht lange erst in einem, auch dem elendesten Dorfe gewesen zu sein, um zu wissen, welchem der vier Minister, die damals den Turnus hatten, die Majorität ergeben war. Dieser rasch umlaufende Turnus führte damals von Bulgaris zu Kumunduros, von diesem zu Trikupis und dann zu Deligeorgis; nur die Reihenfolge war nicht

immer die gleiche. Der erste und letzte dieser Männer sind tot; das Parteileben scheint dadurch im Augenblick etwas vereinfacht worden zu sein. Als Belege für die weite Wirkungssphäre „der Partei" habe ich schon einige Züge angeführt (S. 276); von einigen weitern will ich hier zunächst allgemeiner sprechen. In jedem Dorfe oder wenigstens größeren Bezirke gab und giebt es ein paar durch Grundbesitz und alte Eingesessenheit mächtige Familien; ihre männlichen Repräsentanten waren zugleich die prädestinierten Abgeordneten und Führer der Bezirke; um sie scharten und gruppierten sich die übrigen, ihnen oft ergeben nach alter feudaler Art auf Tod und Leben. Eines Tages ritt ich den beschwerlichen Weg von einem nordarkadischen Dorfe hinab zum Meerbusen von Korinth. Ein bieder aussehender Bauer, von dem ich das Pferd gemietet, trottete hinterher. „Ist es wahr, Janko", fragte ich, „daß in Euerm Dorfe so ziemlich alle Männer einmal etwas verbrochen haben?" — „Ja", sagte er gleichmütig. — „Aber du doch nicht?" — „Ich? ja wohl, ich auch." — „Aber was?" — „Eines Tages hatte uns" — d. h. die Partei, welcher er angehörte — „ein Mann der andern Partei sehr geschadet; man sagte mir, geh hin, prügele ihn; ich ging hin, prügelte ihn, daß er für tot liegen blieb und —" „Und?" fragte ich. — „Und bekam vier Jahre Zuchthaus." Dann kehrte er zurück in sein Dorf und war, wenn auch nicht im ganzen Ort, so doch sicher innerhalb seiner Partei ebenso ehrlich und angesehen wie vorher.

Man sah schließlich selber solche Dinge auf dem 38. Breitengrade ganz anders an wie auf dem 52., nicht bloß, weil man der südlichen Leidenschaft mehr zugute halten

mußte, und auch nicht bloß, weil man mit einem Volke von einer erst aufsteigenden Kultur zu thun hatte, sondern ganz besonders, weil man allmählich hinter eine andere große Wahrheit kam: daß nämlich die menschliche Natur dort eine ganz andere Mischung von Eigenschaften verträgt, als wir bei uns gemeinhin für möglich halten, daß es dort sich sogar vertrug, ein Verbrechen zu begehen und doch nicht gleich ein böser Mensch zu sein. Auf der andern Seite that man dann freilich auch wohl, ehrwürdiges Aussehen nicht nach heimischer Sitte gleich in eine innere Qualität zu übersetzen.

So kam man ganz von selber dahin, daß man sich in der Nähe notorischer Zuchthäusler bei weitem nicht so unheimlich fühlte wie bei uns. An einem heißen Sommertage durchritt ich mit einem Freunde langsam den Eurotas bei Sparta, um nach Norden zu reisen. Plötzlich wurden wir angerufen, ein starkgebauter, schwarzbärtiger, bleicher Mann eilte hinter uns her; wir erwarteten ihn, er wünschte unsere Gesellschaft.

„Woher, mein Lieber?" fragte ich. — „Aus dem Zuchthause", sagte er, ruhig zu mir aufblickend. — „Oh", sagte ich, „lange darin gewesen?" — „Zehn Jahre", erwiderte er. — Das mußte gravierend gewesen sein. „Was hast du denn gethan?" fragte ich weiter. — „Ach", sagte er, „ich habe im Streit einen erschlagen." — „Was meint er?" fragte mein Begleiter. — „Er ist ein Mörder und kommt aus dem Zuchthause", antwortete ich. Mein Gefährte wollte sich zunächst aus dem Staube machen; wir blieben dann aber doch ein paar Stunden mit unserm neuen Genossen zusammen, und ich darf sagen, daß,

wo er unterwegs von Bekannten gesehen wurde, er mit unverhohlener Freude wie ein wiedergewonnener Freund begrüßt ward. Ob aber die Sippe des einst Erschlagenen ihn so empfangen haben wird, möchte ich bezweifeln, und mehr als ein Fall fortgesetzter Blutrache ist mir bekannt geworden, wo die erste Ursache auf zufälligen bei Fest oder Hochzeit entbrannten Streit, besonders aber auch auf sogenannte politische Gegensätze zurückgeführt werden konnte, deren eigentliches Wesen ich angedeutet habe.

Seine Mannen schützt der Feudalherr so gut er kann. Aber nicht wenige auch tägliche Pflichten und Lasten legt ihm das Verhältnis auf; er muß sich gefallen lassen, von Besuchen seiner Anhänger überlaufen zu werden, die an oder von seiner Tafel essen, tags im Hause umherlungern, nachts darin schlafen; immer ist es ihnen offen, mag der Führer im heimischen Ort oder in Athen als Abgeordneter sitzen, selten wird er allein sein. Es ist ein Gemisch von patriarchalischem und souveränem Charakter: die Hausfrau selber begrüßt den Parteigänger, auch den geringsten, wie einen persönlichen Freund. Aber wehe dem Lässigen, dem Lauen, dem Verdächtigen: kaum königliche Ungnade kann so stark wirken, wie der fremde oder kalte Gruß des Parteihauptes gegenüber seinem Mann; keines Souveräns Stimmungsnuancen können ängstlicher beachtet, abgewogen, zur Richtschnur genommen werden. Im ganzen aber und in der Regel ist der Führer der Seinigen durchaus sicher; was sie auf eigene Hand nie wagen würden, mit ihm von Kumunduros zu Trikupis überzugehen, ist ihnen ganz selbstverständlich. Ein mächtiger Grundbesitzer vertraute mich einmal dem Schutze eines hünenhaften jungen Burschen an,

der vorher notorisch Räuber gewesen war; ich glaube, ich habe mich selten so sicher gefühlt wie damals, auch abgesehen davon, daß mir mein Beschützer einen Pergamentstreifen mit geheimnisvollen Zügen verehrte, der als bewährter Zauber gegen Hieb und Stich von ihm erprobt sei.

Daß solche kleinen Staaten im Staate diesem letzteren nicht bequem sein konnten, leuchtet ein; sie durchkreuzten die Absichten desselben oft in empfindlichster Weise; alle, welche im Staate oder seinen Satzungen vorübergehend oder dauernd einen Feind sahen, also verdächtige und überführte Schuldige, lässige Steuerzahler und die ganze Klasse der sogenannten Zurückgesetzten (der ratés und déclassés) fanden im weiten Mantel der Partei Zuflucht, Schutz, eventuell Rehabilitation. Dem Banne der Partei verfiel auf die eine oder andere Weise jeder, der mit den festen Kreisen — bei uns würde man sagen „Ringen" — in offizielle Berührung kam; ihm mußte der neuernannte Landrat, der Eparch sich beugen: denn was war er gegen den Bürgermeister, den Demarchen, den Repräsentanten eingesessener Macht und alten Besitzes. Nicht ungestraft vernachlässigte der Ingenieur, der als Straßenbaumeister geschickt war, die dringliche Meinung des Parteihauptes, der als selbstverständlich ansah, daß die neue Straße in erster Linie nach den Wünschen seiner Leute, aber nicht nach den Bedingungen der Natur gebaut werden müsse. In alle Verhältnisse griff so dieser Zustand ein, viel durchsichtiger auf dem Lande als in Athen. Dabei konnte oft garnicht von bösem Willen die Rede sein; die Verhältnisse hatten sich eben aus Not so zurechtgeschoben, wenn man will, gehalten, Jahrhunderte, ehe vom Staate wieder die Rede gewesen

war; sie waren damals und noch im Befreiungskriege sehr nützlich gewesen, der Staat mußte schließlich mit ihnen als einem zunächst unüberwundenen Faktor rechnen. Sprach man dem einfachen Manne von einer andern Ordnung der Dinge in manchen europäischen Staaten, so gab er, oft gewiß aufrichtig, zu, daß das besser sein müsse; aber er nahm die heimische Regellosigkeit als etwas Positives einfach hin, höchstens daß er die hauptsächliche Verantwortung der andern Partei beimaß; er fühlte sich nicht unbehaglich bei dem fieberhaften, nicht selten gefahrvollen Treiben, das in Athen nur seine Spitze fand.

Das Gefühl war allerdings stark, daß jene Verhältnisse lediglich interne waren; den Fremden ließ der Anhänger des Kumunduros nicht entgelten, daß am Tage vorher ein Parteigänger des Deligeorgis sein Gastfreund gewesen war; es ist mir auf zahlreichen Reisen im Königreich Griechenland meiner Erinnerung nach nur einmal passiert, daß ich gerade aus sogenannten politischen Gründen ungehörig aufgenommen wurde. Die Pflicht der Gastfreundschaft stand sonst über allem; es konnte ihrer Ausübung selbst zu viel werden. Der Gastfreund sorgte nicht bloß für die leiblichen Bedürfnisse, für Pferd und Geleitsmann am nächsten Tage, für den er bürgte; er überwachte den fremden Gast auf Schritt und Tritt, daß ihm nur ja nichts zustieße, nur ja kein unangenehmer Zwischenfall die Erinnerung an den Aufenthalt trübe. Die Hausfrau bereitete das Lager mit eigener Hand, der Hausherr rückte noch an den Decken und Kissen zurecht, sah nach Fenstern und Thüren und wünschte, wenn er sich empfahl, einen leichten Schlaf und ein gutes Erwachen. In besonders patriarchalischem Haushalt reichte

dann wohl am nächsten Morgen die Hausfrau oder Tochter dem Gaste das Wasser zum Waschen: eine Manipulation, die beim Mangel an Geräten sich allerdings dann auf einige unumgängliche Handgriffe beschränkte. Wie zähe das abgeschlossene Landleben die einfachen Sitten zurückhielt, empfand ich besonders nahe bei Delphi, wo die gute Tochter meines lieben greisen Gastfreundes in Nationaltracht mir das Waschbecken hielt, während ich wenige Tage vorher mit ihrer Athener Kousine, die sich nach dem neuesten Pariser Schnitt trug, in einem modisch eingerichteten Salon französisch geplaudert hatte. Reiste man anspruchslos, so war es schwer, größere Summen los zu werden; ich selber habe einmal auf einer sechzehntägigen Tour im Peloponnes neun preußische Thaler gebraucht, Beförderung zu Pferd eingeschlossen.

Hier und da wurde wohl am nächsten Tage ein Geschenk erwartet; ich habe selbst Gastgeber gehabt, welche die Zeit meiner Anwesenheit benutzten, um sich einmal recht gütlich zu thun; aber sie waren arme Leute und verschwindende Ausnahmen. Nicht wenige gingen in der Bewirtung über ihre Verhältnisse, alle über ihr gewöhnliches Leben hinaus; dem Ausländer wäre es auch kaum möglich gewesen, bei täglichem Genuß von Brot, Oliven, Zwiebeln, Käse und dicker Milch lange ertragsfähig zu bleiben; wenn er auch mit Staunen und einem heimlichen Gefühl von Beschämung, im Namen seines demoralisierten Magens, sehen mußte, daß der einfache Mann bei solcher Kost beharrte, gedieh und dabei leistungsfähig war. Es war meist keine Phrase, wenn der Gastfreund Haus und Hof zur Verfügung stellte; es ist mir besonders immer am Gegensatze klar geworden, daß es sich dabei um Erfüllung einer tiefempfundenen Pflicht handele,

wie nämlich auch Mürrische und anscheinend Widerwillige auftauten und sich ganz gaben, wenn man einmal zu ihnen ins Gastverhältnis trat, wie sie sich noch so ganz anders gaben als jeder andere, bei dem man gerade nicht wohnte und der es doch auch nicht an Freundlichkeit fehlen ließ. In Sparta war derjenige, dem ich in erster Linie empfohlen war, auf Reisen; ich schickte von seinem Hofe aus einen Brief an einen zweiten Spartaner, der alsbald erschien, ernst und gemessen; geschäftsmäßig sagte er, nachdem ich ihm unsere Lage auseinandergesetzt: „Gehen wir"; aber kaum waren wir in seinem Hause, welch ein liebenswürdiger aufopfernder Wirt wurde aus dem steifen Manne! Die Opfer, die diese guten Menschen ihrem Gaste brachten, erfuhr man teilweise erst später; daß der brave patriarchalische alte Bischof von Gythion mich in dem einzigen wirklichen Bett schlafen ließ, das im ganzen Hause war, sah ich zu meiner Beschämung am andern Morgen; aber daß meine Gastgeber in Sparta, Tripolitza und an zahlreichen kleinern Orten sich während meiner Anwesenheit nachts mit dem harten Boden der Küche oder eines Vorratsraumes begnügten, erfuhr ich erst, als ich die Orte längst verlassen hatte. Auf der andern Seite kam es auch in Dörfern und ärmern Häusern vor, daß man mit der ganzen Familie ungeniert in dasselbe Zimmer einquartiert wurde; auch die etwa mitreisenden Damen wurden ganz harmlos darin untergebracht.

Es ist wahr, das allseitige freudige Entgegenkommen hatte ja auch einen allgemeinen Grund: der Fremde brachte neues Leben, neue Anregung in das sonst stagnierende Dasein. In höhern Sphären mag die Gastfreundschaft bisweilen nicht ohne Hintergedanken ausgeübt worden sein;

aber auch diese konnten harmlos und kindlich sein, wie in dem Falle, als man mich allen Ernstes ersuchte, den Kronprinzen des Deutschen Reiches für die Anlage einer gewissen Eisenbahnstrecke irgendwo im Peloponnes zu interessieren.

Dem gemeinen Manne aber war es eine Freude, dem Fremden zu Diensten zu sein; eine kleine Münze wies er dafür wohl kaum zurück, aber in den meisten Fällen war sie nicht sein Zweck gewesen. Leicht konnte man einen jeden aus dem Volke, auch einen Widerspenstigen, durch ein freundliches Wort oder einen Scherz für sich einnehmen, ja für seine Absichten geradezu begeistern; natürlich verloren manche bei näherer Bekanntschaft, wie überall; viele gewannen aber auch, wurden zutraulich und öffneten ihr Herz mit all seinen Sorgen. Manche Reisende wollten auch in all diesem nur Berechnung sehen, nichts als direkte oder indirekte Spekulation auf den Geldbeutel des Fremden; ein tieferes Interesse stellten sie in Abrede. Ich würde mich selber beklagen und anklagen, wenn ich das glauben müßte. Ich habe immer gefunden, daß die Leute aus dem Volk wohl zu scheiden wußten zwischen denen, für welche sie nur theoretisches Beobachtungsobjekt waren, und denen, deren Teilnahme eine ernste, eine Herzenssache war. Man hat mir oft, um mir meine Turkophilie auszureden, gesagt, daß auch dem besten Türken eine Nachwirkung von uns nicht bleibe, daß mit unserer Abreise auch jeder Gedanke an uns gehe; wenn es mir schon unmöglich ist, daran zu glauben, so weiß ich aus längerer Erfahrung, daß diese Beurteilung für das griechische Volk nicht zutrifft; nein, es gab eine Fortwirkung bei diesem Volke, welches eminent formbar ist zum Guten wie zum

Gegenteil. Mehr noch als bei andern kommt es da auf die Former an.

Und dann ein Streben, eine Lernbegier ohnegleichen! Beim einfachen Manne trat sie wie bei Kindern in der Form endloser neugieriger Fragen auf, die den Neuling immer, den Erfahrenen auch noch bisweilen ungeduldig machten, darum aber doch Zeichen von Begabung und Intelligenz blieben. Wie stolz war das Dorf auf seine Schule! Da saßen neben jüngern Knaben sehr viele ältere, die aus entlegenen Dörfern stammten, erst später ihre elementaren Übungen begonnen hatten und nun allabendlich den beschwerlichen Heimweg gern in den Kauf nahmen. Es war rührend, zu sehen, wie diese starken, wetterfesten Knaben, die des Lebens Ernst und Kampf schon an ihrem Teil mitgemacht, in ihren armseligen Lumpen sich hier so redlich mit den Anfangsgründen abmühten.

Ich habe oben (S. 276) die bedenkliche Seite des Studierens in Griechenland betonen müssen; hier zeigte sich dasselbe auch von seiner liebenswürdigen. Die außerordentliche Mäßigkeit des Lebens ermöglicht auch dem kleinen Besitzer etwas zurückzulegen. Der einfache Bauer, der nie nach Athen gekommen war, zufrieden, wenn er der nächsten kleinen Provinzialstadt mit seinen Einkäufen wieder den Rücken kehren konnte, wollte den eigenen Durst nach Wissen und Erweiterung des Horizonts wenigstens im Sohne stillen; dann kam der Sprößling in den Ferien zurück und erzählte vom Leben und Treiben in der Hauptstadt; ein oder ein paar solcher Studenten waren wie ein Schatz für das ganze Dorf. Klar war auch diesen einfachen Leuten, daß doch der Sitz höherer Bildung jetzt im nördlichen Europa sei, und

nicht ohne Bewegung kann ich mich eines trefflichen alten Landmannes und seiner Frau bei Sellasia erinnern, die uns alles mögliche Gute erwiesen und dabei ihres lieben Sohnes gedachten, der in München studierte und dem sie gleiches Wohlwollen bei den Fremden wünschten.

War man in einem Ort an mehrere empfohlen, so entstand ein wahrer Wetteifer unter denen, bei welchen man nicht wohnen konnte; wenigstens ein Gelage mußte man mit ihnen feiern. Ein Grundbesitzer bei Sparta bat uns so, doch nur im Vorüberziehen auf eine Stunde bei ihm Halt zu machen und mit gemeinsamen Freunden aus der Stadt einen Imbiß bei ihm einzunehmen. Der Imbiß bestand außer mancherlei anderm in zwei eigens für uns geschlachteten Lämmern und dauerte von Mittag bis gegen Abend; wir toasteten unaufhörlich in dem bittern, mit Harz versetzten Wein, dem Rezinat, besonders auf die glückliche Bekehrung der freundlichen Landstadt Sparta, die aus der fremdenfeindlichsten zur gastfreundlichsten geworden sei. Schließlich schwang sich unser Wirt noch aufs Pferd und begleitete uns bis zum Nachtquartier. Daß uns seine Gegenwart noch davor schützte, daß ein Renkontre mit φυγόδικοι, Rechtsspruchflüchtigen, welche wir in einer Kirche des verlassenen Mistra fanden, nicht für uns bedenklich wurde, hatten wir dabei obendrein.

Weshalb ich dabei so ausführlich verweile? Weil auch diese Verhältnisse bald historisch sein werden: denn schon findet der Reisende, in den kleinen Landstädten wenigstens, ein Gasthaus. Das ist ja auch ein unleugbares Zeichen des Aufschwungs, hat ja auch in mancher Beziehung und für viele seine Vorzüge; es ist aber zugleich sehr wohl möglich,

daß die Neigung zur Ausübung der Gastfreundschaft von selber dadurch abnimmt. Zum Volke, zum Verständnis desselben kam man jedenfalls unter den frühern Verhältnissen leichter; auch ließ man mich selten oder nie den etwa damals schon vorhandenen Chan benutzen; immer galt er als etwas Untergeordnetes.

Gerade bei der früher engern Beziehung zum Volke wollten flüchtige Touristen die Erfahrung gemacht haben, daß sie an allen Ecken und Enden betrogen wurden, daß der gemeine Mann im Lande von Natur ein Betrüger sei. Diese Anschauung geht von einem weitverbreiteten, und dennoch ebenso engherzigen wie irrigen Prinzip aus. Schon in Italien, zumal dem südlichen, sollte der Nordländer sich doch hüten, an die Menschen den heimischen Maßstab, den Maßstab seiner Natur zu legen; er läuft dabei Gefahr, ein leichtlebiges, anders geartetes Volk einfach für Kanaille zu halten. Und das wäre ein empörender, ein unverzeihlicher Irrtum! Dennoch haben nicht wenige den fragwürdigen Mut gehabt, ihrem galligen, kleinlichen Ärger diese allgemeine unverantwortliche Form zu geben. Ich habe schon oben einmal darauf hingedeutet, daß die südliche Natur eine ganz andere Mischung von Eigenschaften verträgt, als die schwerfälligere, ernstere nordische; wenn ein Südländer den Versuch macht, mich zu übervorteilen, so halte ich das natürlich auch weder für edel noch für reell; aber ich werde mich hüten, ihn gleich für einen Betrüger zu halten. Von meinem vermeintlichen Überfluß etwas zu sich herüberzuziehen, scheint ihm vorteilhaft für sich, gewiß! aber auch zugleich nicht schädlich für mich. Unter den wenigen, die dafür den rechten Blick gehabt und so auch das richtige Wort gefunden

haben, nenne ich Victor von Hehn (in seinem Buche über Italien). Haben wir in Deutschland wirklich Ursache, darin so unerbittlich rigoros zu sein? Scimus et hanc veniam petimusque damusque vicissim! Nur ganz vereinzelt kamen auch noch im vergangenen Jahrzehnt Reisende nach Griechenland und während einer kurzen Epoche des Jahres; daß der einfache Mann, dessen Hühner, Eier, Milch u. a. überhaupt keinen bestimmten Marktpreis haben, dann das Mögliche aus solchem Ereignis zu machen sucht, ist doch begreiflich: er ähnelt ja darin auch nur den europäischen Hotelwirten in Orten von kurzer Saison, nur daß ihm freilich die Entschuldigung des Betriebskapitals fehlt. Daß dabei bisweilen das Fangen, Schlachten, Rupfen, Ausnehmen, Braten des Huhnes je separat berechnet wurde, ist freilich etwas stark, wurde aber ganz so motiviert, wie der dummdreiste Gastwirt in kleinen europäischen Orten seine Überforderung durch den Hinweis auf große Hotels zu rechtfertigen pflegt, in denen der Reisende doch viel zu zahlen gewohnt sei. Wenn man sich in Griechenland solchen Ansprüchen einfach nicht fügte, so war es auch gut, besonders gut, wenn man eine leichte Art darin zeigte, nur keine tragische. Wie mein langjähriger griechischer Diener oft richtig bemerkte: „Herr, mit den Leuten kannst Du alles machen, aber μὲ τρόπον, d. h. es muß Art haben.“ Nein, der griechische Landmann ist kein Betrüger; er will gern verdienen: steht er damit allein da? Und bei ihm wird dieser Trieb, wie man auch nun wohl schon aus meiner Darstellung gesehen haben wird, von einer Reihe besserer Gefühle durchkreuzt.

„Und die Räuberei?“ Wenn ich mich ganz auf persönlich Erlebtes beschränkte, so würde von Räuberei hier

überhaupt keine Rede sein. Aber der Leser beruhige sich; daß es Räuber wie in andern Ländern Europas und Asiens auch in Griechenland gegeben hat, weiß ich auch; daß Räuber im vergangenen Jahrzehnt an der türkisch-griechischen Grenze, überhaupt in den nördlichen Provinzen des Königsreichs oft ihr Wesen trieben, ist bekannt; weniger dürfte bekannt sein, daß sie dort von den Grenznachbarn von Zeit zu Zeit wie Trümpfe gegeneinander ausgespielt wurden, damit man nur nicht in eine zu stagnierende Friedensstimmung gerate. Das wird ja jetzt aufhören oder doch weiter nach Norden verlegt sein seit der Abtretung Thessaliens. Mit den politischen, resp. staatlichen Verhältnissen aber hing auch die etwaige übrige Räuberei in Griechenland enger zusammen, als man denkt: dem natürlichen Hang zu einem ungebundenen Leben kam das Bewußtsein ermutigend entgegen, daß für alle Fälle der Parteiführer, der Kommatarch, es nicht an Schutz fehlen lassen werde; das muß eben doch schließlich auch der Gedankengang jener φυγόδικοι gewesen sein, die ein Leben in Wald und Bergen der drohenden Freiheitsberaubung vorzogen und vorziehen. Diese stellten wohl das stärkste Kontingent zu den Räuberbanden. Auch hat es in Griechenland, wie nirgends in der Welt, nicht an Dilettanten in der Räuberei gefehlt; das allgemeine Tragen von Waffen begünstigte es hier; in einem verlockenden Augenblick hob wohl der Hirt seine Flinte, oder der Müßiggänger hielt eine Versuchung gleich für eine ihm eigens bestimmte Schickung. Im allgemeinen war freilich die Technik wie in Unteritalien, jetzt besonders in Sizilien: die Räuber reflektierten als sichere Geschäftsleute nur auf notorisch zahlungsfähige Männer; der anspruchslose Reisende war im allgemeinen nie

gefährdet, gewiß ungleich weniger als der Bauer, auf dessen Kosten doch der Räuber in knappen Zeiten lebte. Böse Zungen in Athen behaupteten, daß in dem berüchtigten Falle der Engländer, welche auf dem Rückwege von Marathon abgefangen wurden, politische Motive mitgespielt hätten: die Räuber seien geradezu von der türkischen Grenze herbeigeholt worden, um das damalige Ministerium zu diskreditieren. In der Türkei ist es ja vorgekommen, daß Räuber ihre Verbindungen im Rate der nächsten größern Stadt hatten, gleichsam stille Associés, die an Spekulation und Gewinn teilnahmen.

Übrigens benahmen sich die griechischen Räuber gegen ihre Gefangenen nicht unritterlich: ein ehemaliger griechischer Finanzminister, Sotiropulos, hat von seinen Erlebnissen bei den Räubern eine anziehende Darstellung gegeben. Die Damen der Engländer bei Marathon wurden sofort freigelassen, und an diesen selber vergriffen sich die Räuber erst, als sie nach ihrer Auffassung perfide behandelt waren und die Gefangenen nicht lebend und ohne Lösegeld den nachsetzenden Soldaten überlassen wollten.

In Italien ist man ja dem Unwesen hauptsächlich durch zwei Mittel entgegengetreten: durch Verbot des Waffentragens und durch unnachsichtliche Bestrafung der Hehlerei im weitesten Sinne. Das erstere ist, soviel mir bekannt, in Griechenland noch nicht einmal versucht worden, das zweite dagegen energisch, und wie ich glaube, mit Erfolg. Es war ein Thema, auf das man oft mit den Leuten kam, zumal in Druva, meinem Wohnsitz während der ersten zwei Jahre der olympischen Ausgrabungen, deren wissenschaftliche Leitung ich damals hatte: denn der Ort war vordem berüchtigt

gewesen, und mancher Vater saß noch als Hehler im Gefängnis auf Zante. Ohne sie zu rechtfertigen will ich doch die Argumentation meiner Gewährsmänner anführen. „Denke Dir", sagten sie, „daß zur Nachtzeit ein Haufe bewaffneter Räuber bei uns eindrang und zu essen verlangte; was thun?" Die Situation ist einleuchtend unangenehm: lieber opferte man doch etwas Brot, Käse, dicke Milch, ein Fäßchen Rezinat, höchstens noch ein paar Lämmer, als daß man sich um nichts und wieder nichts, nur weil man eben die Chance hatte, erschlagen ließ. So weit war alles in Ordnung. „Aber nun sollten wir von Rechts wegen am nächsten Tage bei der Behörde Anzeige machen und waren doch für eben den Fall von unserm nächtlichen Besuch mit dem Tode bedroht worden." Und darin verstanden diese Unholde keinen Spaß, wie sie bei Megara gezeigt hatten, wo nach solchem Fall ein Bauer samt seiner ganzen Familie elend ermordet worden war.

Wenn also, argumentierten meine Leute, die Regierung sich nicht stark genug zeigt, um uns gegen dergleichen zu schützen, so haben wir doch ein paar Jahre Haft lieber als den sichern Tod. Auch die Räuber der Engländer brachten so einen meiner Bekannten, einen jungen englischen Grundbesitzer auf Euböa, in die bedenklichste Lage, und er konnte von Glück sagen, daß er später ungeschädigt davonkam.

So manche erwählten das Räuberhandwerk als eine leichte und lustige Art des Verdienstes und schützten dabei Arbeitslosigkeit vor; ich habe mit solchen Burschen zu thun gehabt, sie waren ganz gute Arbeiter geworden. In einem Moment der Erregung sagte mir einer: „Ja wohl, es ist wahr, ich bin früher Räuber gewesen, ich habe Rinder und

Pferde gestohlen, aber seit ich Arbeit habe, ist das anders geworden; ich verdiene genug, ich stehle nicht mehr." Er war beschuldigt worden, einem am Herzschlag plötzlich Gestorbenen schnell einen goldenen Siegelring vom Finger gezogen zu haben. Nach seiner Auffassung waren Räuberei und Arbeit so ziemlich parallele Begriffe, und die Räuberei ein Gewerbe wie andere mehr, an welchem der Makel der Ehrlosigkeit bei ganz andern Verhältnissen weder so haften konnte noch so haftet wie bei uns.

Das will ich übrigens nicht unerwähnt lassen, daß ich oft den drei Stunden langen Weg von Pyrgos nach Olympia mit verhältnismäßig großen Summen geritten bin; jedermann wußte darum, ich war fast immer allein, ohne Schutz, ohne Waffe; aber ich glaube nicht, daß irgendjemand auch nur von fern der Gedanke gekommen ist, mich anzufallen. Doch kann man vielleicht meinen, daß das mit meiner offiziellen Stellung zusammenhing; etwas konnte daran sein, aber nicht viel.

So stellte sich allmählich der Charakter des Landmannes dar, bieder und doch dem schnellen, leichten Gewinn nicht abhold, intelligent, strebend und lernbegierig und auch wieder im Alten zäh beharrend, gutwillig und jähzornig, aufopfernd für die Seinigen und „die Partei" und störrisch gegen den Staat, der nun einmal auf seinen Forderungen beharren muß; gastfrei ohne Hintergedanken und bis zur äußersten Grenze seiner Mittel, und für sich selber sparsam, mäßig, fast bedürfnislos; ein Gemisch ungebändigter, noch nicht durch Kultur versöhnter Eigenschaften, das ein Segen werden kann in geschickter Hand, ein Fluch in ungeschickter oder auch nur unthätiger; nicht ein noch grünender Ast

eines absterbenden Stammes, sondern die Wurzel eines jugendkräftigen, emporstrebenden Baumes.

Wer die frühern mittelalterlichen und neuern Geschicke Griechenlands kennt, mag es auffallend finden, daß ich von durchgehenden Charakterzügen bei einem Volke spreche, das doch nachweislich bedeutende fremde Zusätze erfahren hat. Auch wenn diese historisch nicht überliefert wären, so würde doch der aufmerksame Reisende auf dem Lande leicht die disparatesten Bildungen wahrnehmen, aber er würde bei näherem Zusehen auch wahrnehmen, daß es sich da in der That fast ausschließlich um äußerliche Unterschiede handelt. Der Franke und der Slawe, der Nachkomme der alten Hellenen und an einigen Punkten auch der Baier sind in ihren Typen durchaus kenntlich geblieben, in Gesichtsschnitt und Haltung, in Farbe, Wuchs und Bewegung, in all den unzerstörbarsten Zeichen der Volksangehörigkeit unterscheiden sie sich noch heute; in Sprache, Lebensauffassung und Charakter aber sind sie eins oder doch nur innerhalb der Grenzen verschieden, innerhalb welcher eine Volkseinheit überhaupt Spielraum ihrer Entwickelung hat. So groß ist die Absorptionsfähigkeit des griechischen Charakters, den wir, und nicht willkürlich, hier als den maßgebenden und siegreichen betrachten. Der blonde, etwas vierschrötige Baier, den man eben deutsch anreden möchte, desavouiert sich selber, wenn er plötzlich aufspringt, wie einst vor meinen Augen in Argos, und in die Reihe der jungen Männer tritt, welche die eintönige Romaika erst gemessen und ruhig, dann immer lauter und wilder tanzen.

Ja, sie alle sind Brüder, ἀδελφοί, und nicht umsonst rufen sie sich untereinander so an, auch die Unbekannten,

und dehnen die Anrede, zutraulicher geworden, selbst auf den Fremden aus. Wir pflegten das in unserm ausländischen Kreise das Adelphentum zu nennen, etwa wie man von Kousinage spricht, und es gründlich zu verabscheuen. Man hüte sich, diese Anrede für bedeutungslos, für bloße Konvention zu halten; sie enthält eine Idee, die vorhanden ist und wirkt. Freilich ist der Zug der Gleichheit, der darin steckt, schon etwas Antikes, und die Kleinheit aller Verhältnisse hat seine Erhaltung begünstigt. Zur Bewahrung der Subordination, auch in Verhältnissen, in welchen sie die einzige Basis geordneter Zustände ist, schien sie uns so ungeeignet wie möglich. Die modernen Hellenen pflegten wohl, wenn wir sie auf unsere so stramme Organisation, z. B. im Heere, hinwiesen, sich in die Brust zu werfen und auf das starke Freiheits- und Gleichheitsgefühl in derselben zu rekurrieren, das solchem Zwange entgegen sei. Bis zu einer gewissen Grenze mag ja wohl auch darin nationalen Eigentümlichkeiten Rechnung getragen werden müssen, nur schien uns in Hellas auf diesem Gebiete „Freiheit und Gleichheit“ nicht selten gleichbedeutend mit Anmaßung und Dünkel. Dieses stete „ἀδελφέ“ begünstigte eine Einbildung, wie etwa in Frankreich gewisse Kreise durch das unaufhörliche „Madame“ und „Monsieur“ sich gegenseitig in stillschweigender Übereinstimmung in eine höhere Sphäre hinaufzuschmeicheln scheinen.

Dies ἀδελφέ charakterisiert übrigens auch sonst richtig: theoretisch nämlich sind die Griechen alle Republikaner; jedenfalls und unter allen Umständen erscheint ihnen die Republik als die vollendetste Staatsform, und nur so läßt sich die sonderbare Einbildung städtischer und ländlicher Politiker

erklären, die mir allen Ernstes äußerten, Deutschland, glücklicherweise noch das am meisten monarchisch gesinnte große Reich, werde demnächst zur Republik übergehen. —

Die modernen Hellenen sind das Volk des leichten Trostes. Ein Wiener Witzblatt mit einer mir im übrigen höchst antipathischen Tendenz erfand einmal die Figur des sogenannten „Beschwichtigungshofrates", ich habe im Verkehr mit den Griechen oft an ihn denken müssen. Da mag geschehen, was da will: der Reisende wird aufgehalten, die Pferde kommen zu spät oder gar nicht, der Dampfer wird versäumt und eine halbe Woche verloren; immer ist der nächststehende Bursche sofort bei der Hand mit einem δὲν πειράζει, es thut nichts. Ursprünglich ist das nur die Übersetzung des türkischen „sarar yok", mit der Benennung aber ist auch die Sache griechisch geworden. Gegen dieses δὲν πειράζει nützt kein Kampf, weder in Güte noch in Zorn; es ist genau so vergeblich wie das andere, nämlich einem griechischen Bauer klar machen zu wollen, daß man an einem bestimmten Tage zu einer bestimmten Stunde an einem bestimmten Ort sein müsse. Und da wären wir denn auch unter den Landgriechen bei dem Fluch gleichsam der Reflexeigenschaft aller derer angelangt, welche keine Ahnung vom Werte der Zeit haben, bei der Unpünktlichkeit. Ich muß mich hüten nicht erbittert zu werden, wenn ich an das unselige Wort ἔφθασε denke: „er ist angekommen". Ich steige zu Pferde, ein Knecht fehlt, „wo ist er?" „ἔφθασε"; wann? Eine Stunde kann darüber hingehen. Um 5 Uhr wollte man aufbrechen; um 5½ Uhr fragte man, noch ganz ruhig: wo sind die Pferde? ἔφθασαν. Um 6 Uhr wird man ungeduldig: ἔφθασαν, und vielleicht kommen sie dann auch wirk-

lich, und das Wort mit der lügnerischen Prolepse wurde wahr.

Ich habe bisher nur von den Griechen des Königreichs gesprochen, und doch bilden auch die Griechen der δούλη Ἑλλάς, wie sie das nennen, d. h. die unter türkischer Herrschaft befindlichen, in jeder Beziehung einen bedeutsamen Faktor, auch für das Königreich, wo man das besonders in Athen bei einem Überblick über die Universitätsprofessoren bemerkte. Wie in Konstantinopel, so bilden sie in allen größeren Orten der vielgegliederten kleinasiatischen Westküste einen starken Bruchteil der Bevölkerung; jedenfalls üben sie dort in Bezug auf Intelligenz und Thatkraft eine unbestrittene Suprematie, und alles Besitztum, welches im dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts nach ihrer Beteiligung am griechischen Aufstande von den Türken eingezogen worden war, ist aus den müden und unthätigen Händen derselben großenteils wieder zu den Griechen hinübergeglitten. Kommerziell sind sie die Herren geworden, auch in der δούλη Ἑλλάς. Das ist auch im Innern des Landes wahr, soweit dort griechische Bevölkerung, fast ausschließlich in größern Orten, sich gehalten hat; freilich hört dieselbe schon weit eher auf, das Gros der christlichen Bevölkerung zu bilden, als man gewöhnlich glaubt: östlich einer idealen Nordsüd-Linie, welche Kleinasien in eine kleinere westliche und eine größere östliche Hälfte zerlegen würde, fällt diese Rolle den Armeniern zu, und nur an einigen bedeutenden Punkten, wie in Konia, Cäsarea, Siwas bei Erzerum, Trapezunt, Niksar sind große griechische Gemeinden wie Enklaven übrig geblieben. „Gemeinden", denn der Glaube, besser die Religionsform, ist es, was hier das Volk bezeichnet und es zusammenhält, wie

auch meine armenischen Bekannten mir immer nur von ihrer „communauté“, nie von „nation“ oder „race“ sprachen. Die Religionsform ist ja da auch das einzige, was sie für sich haben, was sie von einander scheidet: denn Sprache, Tracht und Lebenszuschnitt haben sie von ihren Eroberern fast durchaus angenommen. Die Griechen des Innern hatten ihre eigene Sprache fast aller Orten vergessen, lasen Bücher in türkischer Sprache, aber mit griechischen Lettern, verstanden so wenig wie ihre Priester die Gebete, welche sie mechanisch in ihrer verlorenen Muttersprache hersagten. Aber auch hierin hat, wie bei den Armeniern, das letzte Jahrzehnt einen gewaltigen Umschwung gebracht. Das Nationalitätsstreben, das, allem theoretischen Weltbürgertum zum Spott, in unserer Zeit wieder in hellem Aufgang begriffen ist, durch die Verhältnisse getrieben und sie wieder ihrerseits treibend, hebt sich auch hier. Die „communautés“ besinnen sich auf sich selber und verlangen außer der Religionsform, die sie Jahrhunderte verbunden, auch ihre Sprache und damit eine ganze ihnen eigene Welt, ihren eigenen Entwickelungsraum.

Griechische Lehrer sind von der Küste für die heranwachsende Jugend herbeigeholt worden, die, wo nicht die Lage es fordert, bald ihr Türkisch vergessen haben wird. Ich habe so Familien gekannt, in welchen Eltern und Kinder nur unvollkommen sich verständigen konnten. In den geräumigen freundlichen Schulzimmern hingen Landkarten, deren Originale auf die schönen Kiepertschen zurückgingen, denn auch hier setzte man in richtiger Empfindung bei der alten Welt ein; dann großgedruckte Listen der notwendigen Worte zum Buchstabieren; unter diesen fand ich einmal auf einer lieblichen Insel fern im See von Egerdir auch das

Wort ζῦθον, Bier! Auf derselben Insel besaß die Gemeinde auch ein paar alte Kirchen, freilich in traurigem Zustande. Im allgemeinen findet man nur ganz neue christliche Kirchen im Innern, Zeichen der freiern Bewegung seit dem Krimkriege; sie sind, soviel ich weiß, lediglich aus Beiträgen der Gemeinden erbaut, welche sie mit Aufbietung aller Kräfte zwar nicht geschmackvoll, aber doch prächtig ausstatten, übrigens mehr lobenswert als klug gehandelt, da es die Habgier ihrer Beherrscher erregen muß. Statt der verbotenen Glocken hängen große Eisenbleche vor den Kirchen, an welche geschlagen wird.

Überall regten sich die Griechen im letzten Jahrzehnt, naturgemäß am meisten in Konstantinopel und Smyrna; eine ihrer Hauptaufgaben sahen sie in der Errichtung von Schulen. Während aber in der Hauptstadt Gelehrte und reiche, vornehme Männer die Sache in die Hand nahmen, schufen in Smyrna einige patriotische Kaufleute, die nicht zur sogenannten vornehmen levantinischen Gesellschaft gehörten, aus dem Nichts Schule, Bibliothek und Museum. Wenn man die Herren in dem langen Saale arbeiten sah, wie sie über jede Inschrift, jeden Buchstaben, jede abgeschliffene Münze Buch führten, sich daran freuten, im Triumph neue Funde einbrachten, die sie mit Opfern erkauft, so meinte man eine Gesellschaft von fanatischen Fachleuten vor sich zu haben. Man traute seinen Ohren kaum, wenn man hörte, daß einer von ihnen sonst mit Feigen und Rosinen zu thun hatte, ein anderer importierte, ein dritter eine Druckerei besaß u. s. f. Man bekam eine wahre Ehrfurcht vor solchem Eifer, man meinte das Erwachen des Volkes zu sehen, den Hauch eines neuen Tages zu spüren. Die Griechen des

Königreichs hatten unrecht, wenn sie die „Anatoliten" aufzogen; höchstens hatten diese ihre Sprache noch nicht so von allerlei fremden Eindringlingen gereinigt, aber sie dafür auch noch nicht mit dem ganzen zweifelhaften Schmuck uralter Wortformen behängt. Der Ausländer erhielt den Eindruck, als ob der gelinde Druck, unter dem die δούλη Ἑλλάς wenigstens jetzt und in größern Orten sich doch nur noch befindet, ihren Tugenden leichter Ausgang gestattete als ihren Fehlern. In kleinern Orten wirkt die Devotion auch des vornehmsten, d. h. reichsten Griechen vor den Türken allerdings deprimierend. Ganz im Osten, im Hinterlande von Trapezunt, wo eine thätige große griechische Gemeinde einen festen Halt für die Glaubensgenossen bildet, sind die Griechen auf dem Lande sogar eifrige Ackerbauer, wie die Armenier auch. Den unerträglich gewordenen Zuständen des türkischen Reiches wollen sie gern entfliehen; sie haben sich daher vor einiger Zeit nach Athen gewendet und Anweisung von Ländereien in den neuen Provinzen erbeten. Aber sie fanden, so wenigstens berichtete man mir, nur lauen Empfang; vielleicht fürchtete man in Athen eine politische Verwickelung. Die Russen dachten darüber anders: zahlreiche Ortschaften, von der mohammedanischen Bevölkerung verlassen, standen dort, wo Rußland jetzt an Kleinasien grenzt, leer. So luden sie die unzufriedenen und doch thätigen Elemente zu sich herüber; wie überall, so war auch dort dem Bauer lieb, mit dem alten väterlichen Pfluge, dem alten einfachen feuersteinbesetzten Dreschbret, kurz, dem ganzen alten Apparat zugleich den Wohnort zu wechseln. So sind Griechen und Armenier scharenweise hinübergezogen ins Zarenreich, gedeihen materiell und lassen gedeihen, wohl

kaum ahnend, daß ihr Abzug einen Verrat bedeutet am eigenen Volke, einen Abfall nicht bloß vom nationalen Gedanken, sondern eine Verstärkung dessen, welcher der erbittertste Feind ihres nationalen Gedankens ist und sein muß.

So schließe ich hier mit einem unharmonischen Klange; aber ist den griechisch-türkischen Verhältnissen des Orients gegenüber etwas anderes möglich? Wir sehen Keime und Anfänge, Blühen und Absterben, aber das Endziel sehen wir nicht, wir wissen nicht, ob wir das eine zu schwer, das andere zu leicht nehmen. Wir sehen eine ungeheuere Gärung, die dem noch wirrer erscheint, welcher den Orient mit eigenen Augen gesehen, als dem, welcher ihm fern geblieben ist. Alles kommt hier darauf an, mit geschickter Hand im rechten Augenblick einzugreifen.

Die Entwickelung des Stadtbildes.

In den folgenden Zeilen will ich einige Gedanken aussprechen, welche schon frühzeitig bei den Wanderungen in den klassischen Ländern in mir aufgestiegen sind, wenn auch nur in den großen und nebelhaften Umrissen, welche von dem ersten Auftauchen unzertrennlich zu sein pflegen. Auch heute sind sie nicht abgeschlossen; wenn sie hier mitgeteilt werden, so geschieht es in dem Wunsche, auch andere zu ihrer Erwägung zu veranlassen. Mit Absicht habe ich das Gebiet für meine Ausführungen beschränkt: es schien nützlich, einmal die formale Seite ganz rein für sich zu betrachten, und in der Natur der Sache begründet, ein allgemeines Problem nur für das Altertum zu entwickeln. Dieses zu rechtfertigen, sei dem Inhalte der Darlegung überlassen; am Schlusse wird man auch verstehen, warum gerade unsere Zeit zu solchen Betrachtungen berufen ist. Es soll übrigens auch ein mehr subjektiver Beweggrund nicht verschwiegen werden; gegenüber

dem immer wachsenden und an sich berechtigten Triebe in die Ferne schien es einmal angebracht, auch weitere Kreise darauf hinzuweisen, daß man wirklich nicht immer bis zum Äquator oder über einen Wendekreis zu gehen braucht, um neue Gesichtspunkte zu finden, daß im Gegenteil die nächste Umgebung, jede Sommerreise, ja die Durchsicht der Stadtpläne in guten Reisehandbüchern höchst lehrreiche geographisch-historische Aufschlüsse geben kann.

Weder große Ausführlichkeit schien bei dem vorliegenden Versuch angezeigt, noch ein Ausstreuen von gelehrten Citaten: den Neuling führt das leicht ab von der Hauptlinie, der Kundige sieht das im Hintergrunde arbeitende Triebwerk auch ohnehin. Doch stehe ich nicht dafür ein, daß ich nicht einmal auf das so reiche Thema der griechischen Stadtanlage in größerer Breite zurückkomme; dann wird es auch an der Zeit sein, das Innere der Städte mehr in Betracht zu ziehen, das bis zu einer gewissen Grenze freilich auch schon in vorliegendem berücksichtigt werden mußte, nämlich soweit es die Gesamterscheinung bestimmt.

Man hört wohl rühmen, daß die gewaltige Bewegungsfähigkeit, welche die Dampfkraft dem modernen Menschen verleiht, ihm einen höchst gesteigerten Naturgenuß ermögliche; das ist auch unzweifelhaft richtig. Dennoch will es mir vorkommen, als ob gerade dadurch unsere Fähigkeit, einzelne Naturformen, Naturgegebenheiten scharf und richtig aufzufassen und dauernd festzuhalten, noch mehr zurückgehe, als das ohnehin bei Kulturvölkern der Fall zu sein pflegt. Denn wenn auch unsere Verkehrsart dem einzelnen wohl den Genuß auch fern gelegener Naturschönheiten erleichtert, so läßt sie ihn doch die Konfiguration der durchflogenen Länder

nicht eigentlich mehr mitempfinden, wie das der Fall war und ist beim Wandern und Fahren auf Landwegen. Schmiegen sich doch diese der Natur ungleich inniger an, als der Schienendurchschnitt, welcher die Naturschranken oft gewaltsam durchbricht und, man kann es wohl einmal so ausdrücken, brutal vernichtet. Es ist am Ende nicht zu viel gesagt, daß wir die Kulturländer im allgemeinen jetzt mehr als Eisenbahnnetze denn als Fluß und Gebirgsbilder sehen und empfinden. Für die Würdigung und das Verständnis von Naturformen ist das aber höchst verhängnisvoll, im großen wie im kleinen. Ich will keinem zu nahe treten: aber ob wirklich viele im stande sind, ohne weiteres ein richtiges Grundformenbild ihres Wohnortes zu entwerfen? Ich wenigstens mache mich nicht anheischig, das selbst von Orten zu können, in denen ich lange gelebt habe. Nun kann man allerdings sagen, daß gerade die Besetzung mit Gebäuden die Naturformen zu verhüllen geeignet ist; vielleicht — und damit treten wir gleichsam durch die Pforte unseres eigentlichen Themas ein — liegt auch etwas an der Unschärfe der Naturgegebenheiten bei uns zu Lande: wer vom Norden ausreisend durch die Länder der alten klassischen Kultur wandert, zumal durch Griechenland und die gegenüber gelegenen Küstenstriche Kleinasiens, dem muß eine Wahrnehmung sehr bald sich aufdrängen, nämlich mit welcher Bestimmtheit dort die Natur die Plätze für die menschlichen Ansiedelungen bezeichnet hat, und wie scharf andererseits die Physiognomie des Landes gerade durch die Wohnplätze zum Ausdrucke kommt. Es ist ja allgemein bekannt, daß auch bei uns die Wahl der Wohnplätze weder willkürlich noch bedeutungslos ist. Darüber ist gerade neuerdings viel geschrieben worden, viel-

leicht etwas zu viel, jedenfalls zu doktrinär: denn bisweilen will man uns beinahe glauben machen, als hätten die ersten Fischer zu Cöln an der Spree schon geahnt, daß sich da einmal die Reichshauptstadt Berlin erheben würde.

Dem gegenüber kann man nicht scharf genug betonen, daß der erste Ansiedler in unbefangenen Verhältnissen immer nur das Nächstliegende überschaut, er setzt sich, wie Tacitus von den alten Deutschen uns gesagt hat, die weder Städte noch zusammenliegende Gehöfte gehabt hätten, dort, wo ein Quell, ein Acker, ein Wald ihm gefällt. Aber diese völlig „unbefangene" Stufe hat in der Tradition der Kulturvölker nur in wenigen seltenen Fällen sich erhalten, zum Ersatz treten allerdings auch hier zurückgebliebene Völker ein, jene Völker, deren Sitten so lange als zusammenhanglose Kuriositäten betrachtet wurden, nun aber angefangen haben, uns in einem neuen Lichte zu erscheinen, nämlich als Bilder der Vorstufen unserer eigenen Gesittung. Aber gerade sie bestätigen uns auch, daß allerlei Gründe jenes ganz unbefangene Ansiedelungsstadium entweder garnicht aufkommen lassen oder doch bald ihm Schranken setzen. Zu diesen Gründen darf man rechnen, wenn der Boden eines Landes ungleichmäßig begabt ist und daher an einzelnen Stellen eine größere Bewohneranzahl zurückstößt, auf andern hingegen sie notwendig zusammenführt; dahin ist ferner zu rechnen, wenn gewisse notwendige Lebensmittel oder Lebensutensilien nur an bestimmten Stellen sich zusammenfinden; genug, für Urzustände, denn nur solche haben wir hier im Auge, ist der Ansiedelungsanlaß so variabel wie die jedesmalige Natur selber es ist. Einer etwas weiteren Entwickelung gehört es schon an — und gerade die historische Ent-

wickelung hat man in allen diesen Fragen bisher zu wenig berücksichtigt — wenn gewisse Stellen besonders günstig für den Verkehr liegen, wie Flußübergänge, Senkungen mit zahlreichen Ausgängen u. a. m.

Aber diese Rücksichten bestimmen den Platz einer Ansiedelung doch nur erst im allgemeinen; sie ziehen ihn an sich, aber nur gleichsam wie Mittelpunkte eines Kreises, an dessen Peripherie und in dessen Bereich der Mensch nunmehr wählen kann nach seinem Belieben, nach seinem Bedürfnis.

Dieses Belieben und dieses Bedürfnis ist es, das uns, die wir die Besiedelungsplätze im engsten Sinne betrachten wollen, am nächsten angeht; dies Belieben ist, soweit wenigstens unser Blick nach rückwärts zu dringen vermag, kein freies, sondern wird bestimmt durch das feindliche Verhältnis der Menschen zu einander und durch das Verhältnis zu den belebten und unbeseelten Mächten der Natur; mit andern Worten, was den Menschen schließlich die Wahl des Platzes für ihre Ansiedelungen und Zusammensiedelungen aufdrängt, ist das Schutzbedürfnis, dem man daher mit großem Rechte einen sehr bedeutsamen Platz in der Entwickelung der menschlichen Niederlassungen einzuräumen hat. Ja, die größere oder geringere Kraft, mit der gerade dieser Gesichtspunkt zu verschiedenen Zeiten sich geltend macht, ist ein so empfindlicher Kulturmesser, daß man sagen darf, der Anblick der Besiedelung eines Landes belehre vollkommen über den allgemeinen Gang seiner Geschichte, und gerade diesen Satz werden wir beim alten Griechenland bestimmter auszuführen, gerade ihn mit greifbaren Beispielen zu belegen haben.

Da wir uns nun die anziehende, aber etwas mühselige Aufgabe gesetzt haben, dem Werden der Städte im Zu-

sammenhange mit ihrer Lage nachzugehen, die Absicht des Menschengeistes und seine Arbeit an und in der Natur dabei möglichst rein zu erkennen, so darf es, wie schon oben angedeutet, weder für Willkür, noch für die Folge eines zufälligen, persönlichen Standpunktes gelten, wenn unsere Betrachtung im wesentlichen auf Länder antiker Kultur beschränkt bleibt. Zwei gleich gewichtige Gründe sprechen dafür: einmal sind die Naturschranken im Altertum niemals durch mechanische Mittel auch nur annähernd so weit überwunden worden, daß ihre Bedingungen nicht eine maßgebende Schranke für Hand und Geist geblieben wären; und zweitens ist doch bekanntlich die Entwickelung auf allen Gebieten im Altertum, d. h. in den Anfängen ungleich selbständiger gewesen als in der Neuzeit, welche einmal von den überkommenen Vorbildern sich doch nicht hat frei machen können, dann aber zum Teil auch Erdräume — zumal im Norden Europas — besiedelt hat, deren Gestaltung garnicht dazu angethan ist, die geistige Absicht der Stadtgründung zu einem besonders scharfen, natürlichen Ausdruck zu bringen. Ich spreche hier von einem „natürlichen" Ausdruck und muß erklären, was darunter verstanden ist, berühre damit zugleich einen Gesichtspunkt, welcher grundsätzlich kaum jemals aufgestellt ist*) und der doch für das Bild der historischen Landschaft, oder wenn man will, für die Historie des Länderbildes ganz unerläßlich zu sein scheint. Denn einen entscheidenderen Zug als diesen hat die Menschheit der Natur nicht eingefügt, und es ist daher menschlich, wenn besiedelte

*) Höchstens bei Wimmer „Historische Kulturlandschaft", obgleich dort an die Beziehung von Naturstätte und Wohnplatz viel weniger gedacht ist als an die Physiognomie dieses letzteren.

Länder schon rein formal unser denkendes Interesse in höherem Maße in Anspruch nehmen als noch leere oder leer gebliebene Erdräume. Man sagt wohl auch von Ländern ohne Rücksicht auf ihre Besiedelung, daß sie eine Physiognomie haben; so kann man die Westküste Kleinasiens als das Antlitz des Landes bezeichnen, wie die Ostküste Griechenlands und auch Siziliens, weil ihre Buchten und Häfen nach eben jenen Seiten gastlich geöffnet sind, gleichsam nach ihnen blicken; und ebenso spricht man bei einem Binnenlandstück davon, daß es eine rauhe oder milde, eine abstoßende oder einladende Physiognomie habe und faßt in solchen Ausdrücken die Bewegtheit des Bodens, seine Umrisse, das Bild seiner natürlichen Fruchtbarkeit oder seines Kulturzustandes zusammen. Allein das ist doch nicht alles: wie verhalten sich denn die Wohnstätten der Menschen zur Landschaft? Sind sie mehr oder weniger gleichgültige Flecke, die höchstens durch Umrisse oder Farben dem Auge etwas Abwechslung gewähren? Wenn sie irgendwo in weiten Ebenen unser Auge treffen, möchten wir das beinahe bejahen. Sehen wir aber näher zu, so bemerken wir in den allermeisten Fällen, daß sie auch da nur eine Eigenschaft des Bodens, der näheren oder ferneren Umgebung zum Ausdruck bringen: sie bezeichnen natürliche Straßenpunkte, Flußübergänge, die Umwandelung der Flußschiffahrt in Seeschiffahrt, genug eine Fülle von Eigentümlichkeiten, die gerade an der Stätte haften und an keiner anderen.

Je bewegter ein Boden ist, desto mehr bestimmt und beschränkt er zugleich die Wahl des Platzes; und so können umgekehrt die wirklich gewählten Plätze zum Ausdruck dessen werden, was ein Land an passenden menschlichen Wohn-

stätten überhaupt hergiebt. Mit andern Worten, sie erst geben ihm die Physiognomie, die ihm nach Konfiguration und Hülfsquellen zukommt; sie verleihen seinen Eigenschaften so zu sagen den lebendigen Ausdruck, sie veranschaulichen direkt und wie auf einen Schlag die Beziehungen zur menschlichen Thätigkeit, welche die Landesnatur birgt, sie legen gleichsam die letzte Hand an und vollziehen das, was die Natur vorbereitet und begonnen hat, aber aus eigner Kraft nimmermehr zu vollenden im stande ist.

Ich fürchte, daß diese Sätze etwas abstrakt ausgefallen sind: sie sollten einmal die innige und ursächliche Verbindung von Stadt und Boden zum Bewußtsein bringen.

Diese Verbindung nun hat ihre Entwickelung, ihren geschichtlichen Wandel. Das allgemeine Besiedelungsbild, die Art der Lage und Verteilung der menschlichen Ansiedelungen giebt dem Antlitz des Landes erst seine bestimmten historischen Züge. Diese Züge können scharf und unscharf sein; zum Teil kann das wohl die Unbestimmtheit des Bodens selber verschulden: im allgemeinen aber dürfen wir sagen, je inniger die Städte dem Ductus der Natur folgen, desto schärfer und bestimmter blickt die historische Landschaft uns an. Man gestatte mir um des deutlichen Beispieles willen hier eine wichtige Thatsache vorweg zu nehmen, welche Griechenland uns vor Augen stellt: klar und bestimmt blickt uns das Bild des Altertums an, die Städte nehmen die Plätze ein, welche die Natur ihnen gleichsam auf dem Boden vorgerissen hat, auf erhobenen, fest begrenzten Plätzen thronen sie über dem Nährboden zu ihren Füßen. Und wie willkürlich und unscharf sieht uns das mittelalterliche Griechenland an: als offene Flecken von Ackerbauern sind viele Städte

hinabgestiegen in die ungesunden, aber auch fruchtbaren Ebenen, deren Boden durch die starke Abnahme der Bevölkerung eben von seinem früheren Werte eingebüßt hat, oder sie haben sonst ihre Plätze willkürlich verändert — zugleich untrügliche Symptome des großen geschichtlichen Umschwunges und Symptome, die gerade durch ihre Sinnfälligkeit eine vor andern deutliche Sprache reden, wofern man sich nur einmal die Mühe nimmt, sich an sie zu wenden. Dann aber lehren sie auch, ob und wann ein Volk sich würdig gezeigt hat des Landes, das es bewohnt, — und nichts verdeutlicht so sehr die Verrottung der Verhältnisse als Verzettelung der Orte an ungeeigneten Lageplätzen. Glaube ich so für meinen augenblicklichen Zweck hinlänglich auf die mannigfaltige Bedeutung hingewiesen zu haben, welche die Wahl der Besiedelungsplätze für uns enthalten kann, so schicke ich mich nun an zu einer kurzen geschichtlichen Wanderung durch die Stätten der alten Kultur: denn ein Hintergrund, von welchem sich der Wert der Erscheinungen klarer abhöbe als der geschichtliche, läßt sich nicht denken.

Immer erscheint es als eine ungeheure und die folgenschwerste That, zerstreut Wohnende zu gemeinsamem Wohnen gesammelt zu haben, und die Überlieferung knüpft das an die größten Namen altersgrauer Vorzeit: König Menes von Ägypten zwingt die Menschen in seine Stadt Memphis hinein, König Theseus die seinigen nach Athen. Wer in der alten Geschichte, und nicht bloß in der griechischen, als Städtegründer erscheint, ist es hauptsächlich in diesem Sinne; unter Griechen ward er bei allen Spätergeborenen göttlicher Ehre teilhaftig. Und in der That, die Pflanzung dieses Samenkornes des Staates ist nichts Kleines! Aber nicht die

politische oder administrative Seite der Stadt beschäftigt uns hier, sondern nur der geographische und topographische Ausdruck für jene Besiedelungseinheit, und wir folgen dieser nunmehr von dem Lande an, bis zu welchem unser Blick mit einiger Deutlichkeit zurückzudringen vermag, — von Ägypten.

Die ägyptischen Städte mußten alle ihrem großen Erhalter nahe liegen, dem Nil; denn dem Menschen gewährt nur die engste Umgebung des Flusses die Mittel des Lebens. Im großen war ja die Lage der Städte durch bestimmte, zumal politische Rücksichten bedingt, aber im engern Sinne mußte sie willkürlich sein; denn nirgends bietet die Natur Begrenztheiten, welche die Wahl der Niederlassung bestimmen konnten. Freilich drängen sich die Städte vielfach an den Fuß der Höhen, die beiderseits das Nilthal einschließen, bleiben diesem aber doch so nahe, daß sie bei den Überschwemmungen, nach einem Ausdruck der Alten, nur wie Inseln hervorragten; sie mußten aber höher angelegt sein als der durchschnittlich höchste Wasserstand bei den jährlichen Nilüberschwemmungen, welcher heutzutage bei Memphis um 7—8, beim alten Theben um 11—12 m den niedrigsten Wasserstand übertrifft. So waren künstliche Erhöhungen erforderlich, auf welchen die Städte sich aufbauten, wie Kunstwerke auf Postamenten, gewaltige Aufschüttungen, deren inneres Gerüst aus einem Mauernetzwerk bestand, dessen mühselige Anlage noch zu des Griechen Herodot Zeit (II 137), also nach Jahrtausenden in der Erinnerung fortlebte. Diesen Unterbau, wohl regelmäßig viereckiger Gestalt, umzogen die Ringmauern, die, wie es scheint, für jede ägyptische Stadt unerläßlich waren. Veranschaulicht werden uns die Städte durch Ruinen und durch Abbildungen an Monumenten, die

nach großer Treue streben, in die man sich aber erst hineinsehen muß. Die Darstellungen der kriegerischen Thaten der Könige, zumal aus der Zeit der großen Ramessiden vom Ausgang des zweiten Jahrtausends v. Chr., zeigen in der abgekürzten Form, in welcher sie überhaupt sich ausdrücken, Städtebilder, d. h. hohe verzierte Ummauerungen mit und ohne Türme*). Nach den Resten hatten die Mauern bis 20 m Stärke; sie mußten das auch aus statischen und andern Gründen bei einem so unsoliden Material, wie es die sonnengetrockneten Nilschlammziegel waren, die im Laufe der Jahrtausende heruntergewaschen sind und welche besonders über die Höhe der Mauern kaum noch ein Urteil zulassen, die doch gerade für den Eindruck des Bildes von wesentlicher Bedeutung ist. Doch betrug diese ohne Zweifel 100′ und darüber, also die Höhe eines vierstöckigen Hauses. Auch ward zu weiterer Festigung, wie bei uns im Norden, wo die Bodenverhältnisse das ebenfalls nahe legen, der Wasserschutz benutzt, der Nil, Kanäle oder künstliche Wasserbecken, welche die Stadt teilweise umzogen. Immer waren diese Städte nicht geworden sondern geschaffen; und sie waren es auch noch in einem ganz besondern Sinne. In höchst merkwürdiger Gleichartigkeit ist ein Zug allen Despotien von Afrika und Hinterindien an bis nach Ägypten und dem Orient gemeinsam, daß der Nachfolger die Residenzstätte seines Vorgängers meidet. Das ist ja auch die eigentliche Bedeutung jener zahlreichen und großartigen Marmorpaläste,

*) Das letztere ist vielleicht fremdländisch: vergl. die von Ramses II. erstürmte Chetafestung Dapur z. B. bei Ed. Meyer, Ägypt. Gesch. S. 289 f. — Turmlose Vesten bei G. Perrot, Gesch. d. Kunst des Altertums I S. 449—54.

die am Rande des Bosporus prangen, und die der Reisende erst mit Entzücken über ihre märchenhafte Pracht, dann mit Empörung betrachtet: denn sie bedeuten keinen kleinen Faktor im finanziellen Ruin des türkischen Reiches.

Die Staatsansprüche und sonstigen Verhältnisse des Altertums gestatteten, darin sehr viel weiter zu gehen. Es ist eine gescheite Vermutung, die neuerdings verlautbart, daß die Pyramidenfelder und Grabstätten am linken Ufer des Nils deswegen eine so lang hingestreckte Reihe bilden, weil auch der Wohnsitz der Lebenden nach dem Belieben der Herrscher sich dort auf und ab bewegt habe. So wenig haftete die Stadt an ihrem Boden, den ihr ja freilich auch die Natur nicht sicher umgrenzt hatte. Bei der Künstlichkeit der Stadtschöpfungen wird wohl auch von Alters her in Ägypten jene regelmäßige Anlage gerader und rechtwinkelig sich schneidender Straßen hergebracht gewesen sein, die wenigstens in einer ägyptischen Stadtruine, dem Sitze des wunderlichen Ketzerkönigs, des Sonnenverehrers Chuenaten (vom XIV. Jahrhundert v. Chr.) noch recht deutlich vor unseren Augen liegt und die auch jetzt wieder unser Ideal geworden ist. Doch würde der Anblick der Straßen den Europäer recht enttäuschen: wie im heutigen Orient kehrten die Häuser der Straße wohl nur eine schweigsame, weiß getünchte oder steingraue Mauer zu; um so freundlicher war das Innenbild, was ich doch im Vorbeigehen anmerken will: um weite Höfe Wohnräume aus Nilschlammziegeln, dunkel aber kühl; Baumpflanzungen und Wasserbassins um luftige Bauten in Holz. In heiligen Bezirken erhoben sich die gewaltigen steinernen Tempel, über die bunter Farbenschmuck wie eine große zusammenhängende Decke gebreitet war; wie die Privat-

bauten alles weit und geräumig und daher ohne Zweifel ein Areal bedeckend, das nach unsern heutigen Begriffen im Verhältnis zur Einwohnerzahl ein ungeheures war. Und doch, nichts leichter als die Verwischung solcher ägyptischen Stadt der Lebendigen; die Wasser waschen die Anlagen von getrockneten Ziegeln zu unförmlichen Klumpen, der Landmann pflügt die Strecken wiederum ein, ein neuer Bauherr verbraucht die Bausteine — und — ihre Stätte kennet sie nicht mehr. Niemand würde ahnen, so sagt ein neuerer Besucher von der Stelle des gewaltigen Memphis, der Residenz der ältesten ägyptischen Größe — niemand würde ahnen, daß hier eine der berühmtesten und volkreichsten Metropolen der alten Welt gestanden habe.

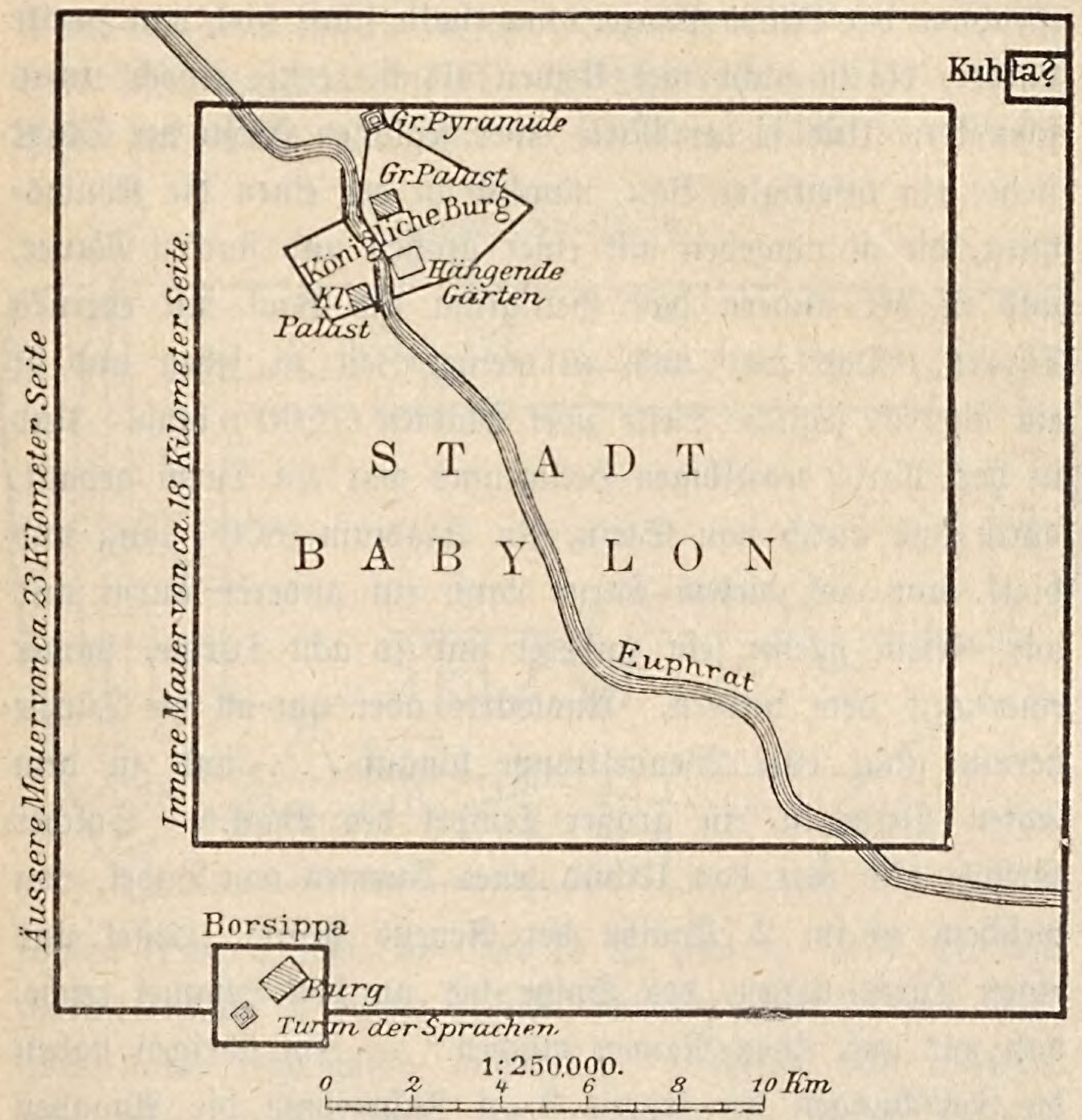
Der äußern Erscheinung nach anders geartet, aber in ihrem Wesen den ägyptischen analog sind die Stadtschöpfungen Mesopotamiens, jenes Landstriches zwischen Euphrat und Tigris, der zum Trotz seiner sengenden Glut viele Jahrhunderte hindurch einem überaus merkwürdigen Volke zum Wohnsitz und Stützpunkt gedient hat, einem Volk, das für unsere heutige Kultur noch einen ganz anderen Wert hat als die Ägypter, den Bewohnern von Babylon und Ninive. Weithin dehnt sich die Fläche zwischen den beiden Strömen, noch heute von ihrer Umklammerung el Djezìre „die Insel" genannt; nach Westen jenseits des Euphrats setzt sie sich fort unabsehbar, wasserlos, als die nördliche oder syrische Wüste; den Osten jenseits des Tigris begrenzen Berge, die westliche Randeinfassung Persiens; aber sie ziehen in beträchtlicher Ferne hin und treten erst oben im Norden, gerade etwa bei Ninive, dem Flußrande dauernd nahe. Im unteren Lande, dem alten Babylonien, begünstigt das ebene Terrain

fortwährenden Austausch der beiden Wasser, aber auch Sumpfbildung und Stagnation; und solche Bildungen, welche feindselig menschliches Leben aus ihrer Nähe verbannen oder es doch lahm legen, sind heute die Signatur des Landes. Wohlgepflegte Kanäle und Dämme regelten die Wasserbewegung in jenen alten Zeiten wie die Adern eines lebendigen gesunden Organismus.

Mitten hineingesetzt in die Niederung der Flüsse, ja den Flüssen aufgesetzt wie so viele Städte Nordeuropas sind die mesopotamischen Großstädte Babylon und Ninive; jenes, das ältere, diagonal vom Euphrat durchschnitten, Ninive, das nördliche, mit zwei Ecken auf den Tigris gestützt und von einem Nebenarme durchteilt. Und beide haben sich wie unsere Städte und Ebenenstädte überhaupt des Wasserschutzes in ausgiebiger Weise bedient.

Eine überaus anschauliche Beschreibung vom alten Babylon hat Herodot in seine Geschichte eingefügt (I 178 ff.), nach eigener Anschauung und nach Erkundungen an Ort und Stelle über den früheren Zustand, welchem derjenige seiner Zeit allerdings nicht mehr entsprach. Ich wähle aus der Schilderung des alten Reisenden, was unserem Zwecke dienlich scheint, und verweise zugleich auf ein Planschema, welches man neuerdings aus Beschreibung und Resten kombiniert hat: „Dieselbige Stadt ist also beschaffen: sie liegt in einer großen Ebene und ist ein Viereck, und jegliche Seite desselben beträgt 120 Stadien — das sind drei geographische Meilen oder 22,5 km —, das macht im ganzen einen Umkreis von 480 Stadien (also 12 Meilen!) . . . Keine Stadt aber ist so prächtig gebaut, so viel wir wissen. Denn erstlich läuft ein Graben umher, der ist breit und

tief und voll Wassers, dann eine Mauer, die ist fünfzig königliche Ellen breit und zweihundert Ellen hoch (das sind 105 m, diese Elle hat 52$^{1}/_{2}$ cm) . . . Und rings umher in der Mauer waren hundert Thore ganz von Erz . . . Die Stadt aber bestehet aus zween Teilen, denn mitten durch



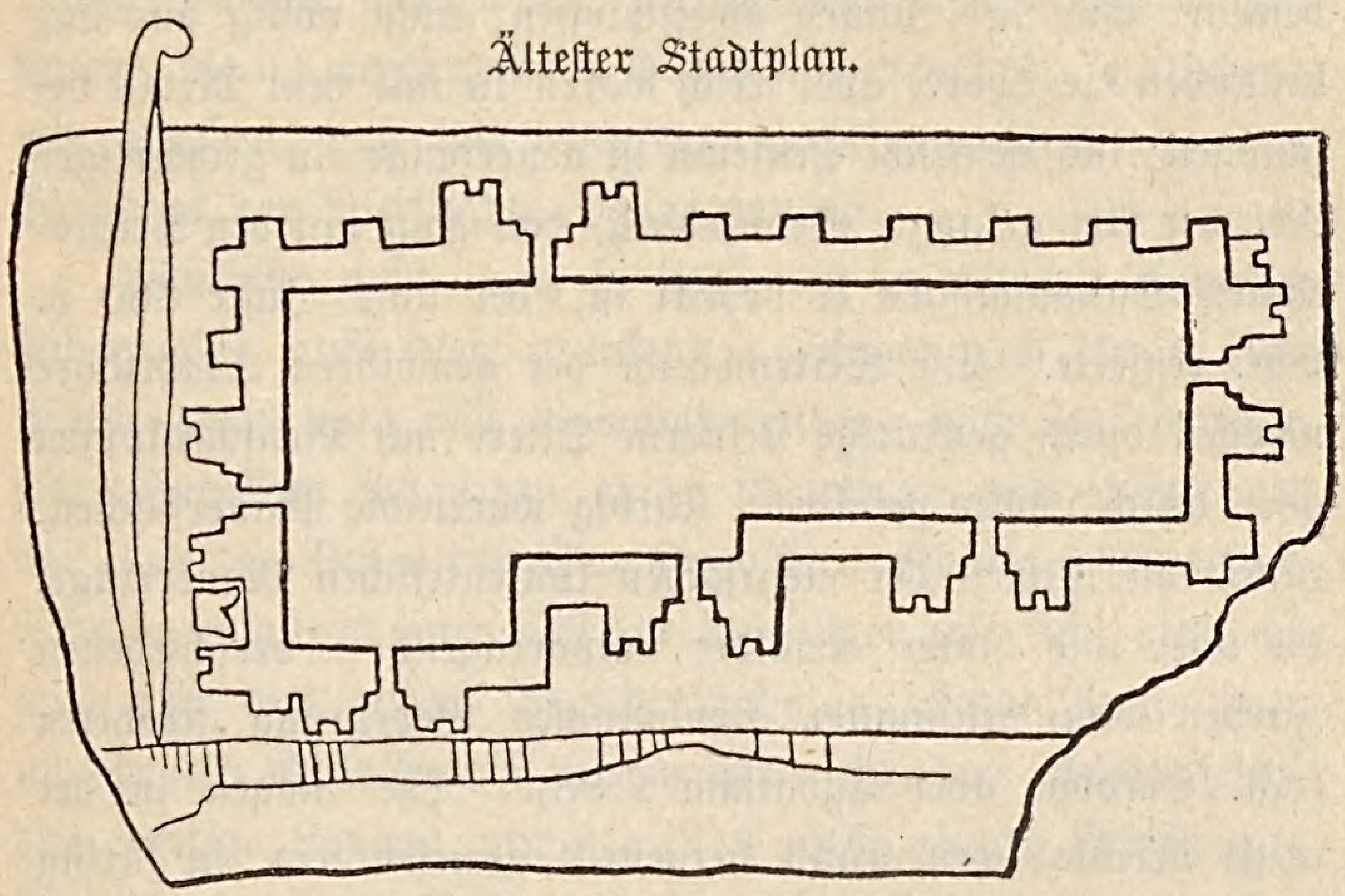
fließet ein Strom, der da heißet Euphrates . . . Die Mauer macht nun von beiden Seiten einen Winkel an dem Fluß, und dann kommt eine Mauer von Backsteinen an beiden Ufern des Flusses entlang. Aber die Stadt selber besteht aus lauter Häusern von drei bis vier Stockwerken

und ist durchschnitten von geraden Straßen, beide, die da längs gehen oder quer durch, nach dem Flusse zu. Und am Ende einer jeglichen Straße waren Pforten in der Mauer an dem Flusse, soviel Straßen, soviel Pforten. Auch diese waren von Erz . . . Die erste Mauer nun ist gleichsam der Stadt Panzer, innerhalb läuft noch eine zweite umher, die ist nicht viel kleiner als die erste, jedoch etwas schmaler. Und in der Mitte einer jeglichen Hälfte der Stadt stehet ein befestigter Bau, nämlich in der einen die Königsburg, die ist umgeben mit einer großen und starken Mauer, und in der andern das Heiligtum des Baal mit ehernen Thoren. Das war noch zu meiner Zeit zu sehen und ist ein Viereck, jegliche Seite zwei Stadien (1200′) lang. Und in der Mitte desselbigen Heiligtums war ein Turm gebaut, durch und durch von Stein, ein Stadium (600′) lang und breit, und auf diesem Turm stand ein anderer Turm und auf diesem wieder ein anderer und so acht Türme, immer einer auf dem andern. Auswärts aber um all die Türme herum ging eine Wendeltreppe hinauf . . . und in dem letzten Turm ist ein großer Tempel des Baal.“ Solcher Gestalt also war das Urbild jenes Turmes von Babel, von welchem es im 2. Kapitel der Genesis heißt: „Lasset uns einen Turm bauen, des Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen.“ — Im übrigen haben die Forschungen der letzten 3—4 Jahrzehnte die Angaben des alten Herodot teils bestätigt, teils ergänzt.

Wir wissen jetzt, daß die Bauanlagen der Mesopotamier genau nach den Himmelsrichtungen orientiert waren. Fast regelmäßigen rechteckigen Umriß zeigt jener wunderbare Grundriß, welchen eine neuerdings im Babylonischen ge-

fundene Statue auf ihren Knieen vor sich hält mit Maßstab und Zeichenstift, der älteste hier wiedergegebene Plan der Welt, denn diese Statue, die in das Pariser Museum gekommen ist, wird über das zweite Jahrtausend v. Chr. hinaufdatiert. Türme und umständliche Thoranlagen sind deutlich bezeichnet. Ganz ähnlich ist auf einem sehr viel späteren Relief — aus der Zeit Assurbanipals im VII. Jahrhundert v. Chr. — eine Veste dargestellt, Madaktu in Susiana, östlich von Baby-

Ältester Stadtplan.



lonien (Perrot, hist. de l'art II S. 344 n. 157), die sehr charakteristisch in einem Winkel zwischen zwei Flüssen liegt, auch innen regelmäßig angeordnet erscheint und draußen von einer großen Zahl von Landhäusern unter Palmen umgeben ist. Andere Bilder zeigen einen kreisförmigen oder elliptischen Umriß (Perrot a. a. O. II S. 312. 624. 343). Auf künstlich hergestellten Terrassen, die noch jetzt 40, ja 60—70 m hoch sind, erhoben sich Paläste wie Tempel; wohl konnten diese mit ihrer Ummauerung die Gesamthöhe

von 200 Kön. Ellen = 105 m erreichen, d. h. eine Höhe wie die Spitze von S. Paul in London oder der Dom zu Mailand. Den Stadtmauern giebt Herodot sie gewiß irrtümlich, denn die eigentliche Stadt lag einfach in der Ebene. Die Abbildungen von Festungen auf den assyrischen Reliefs, wie sie besonders in den Museen von London und Paris aufbewahrt werden, zeigen sehr hohe Mauern, die auf einem festen Steinsockel aufsitzen; sie sind mit überragenden Türmen bewehrt und mit Zinnen abgeschlossen; nicht völlig aus Erz bestanden die Thore, aber reich waren sie mit dem Metall beschlagen; ins Britische Museum ist neuerdings ein großartiger Rest der Art gelangt, Bronzeblech, das ganz mit den Kriegsthaten Salmanassars II bedeckt ist, der ums Jahr 860 v. Chr. regierte. Die Seitenwände der gewölbten Stadtthore wurden durch gewaltige steinerne Stiere mit Menschenköpfen oder durch Löwen gebildet. Farbig waren die Mauerflächen, zumal die Zinnen der mehrfachen konzentrischen Mauerringe, die über und hinter einander emporragend in verschiedenen Farben von bestimmter symbolischer Bedeutung strahlten (vgl. Herodot über Egbatana I 98). Sie mögen in der uralt orientalischen Kunst hergestellt gewesen sein, in farbig glasierten, also emaillierten Ziegeln, — und höchst kunstvolle Figuren, menschliche und tierische in gleicher Technik, waren in bevorzugte Mauerstücke eingefügt (s. Genesis XXIII 14. 15). Die Buntheit der Stadterscheinung, wie sie Ägypten und Mesopotamien bieten, ist allerdings anzusehen als etwas, was das strahlende Sonnenlicht jener Regionen gleichsam naturnotwendig fordert.

Es muß ein überwältigendes Bild gewesen sein, wenn schon aus weitester Ferne der Blick jene himmelragenden

Mauern und Türme aufsteigen sah in ihrer farbigen Pracht, darin und darüber die hoch emporgehobenen Paläste und alles überragend die terrassenförmig emporwachsenden Tempel der Götter. Wie diese dem Verfasser der Genesis das Bild des Turmes von Babel eingegeben haben, so hat überhaupt keine Stadt der Welt die Phantasie aller späteren Geschlechter so beschäftigt wie Babylon. Und wenn unsere Märchen erzählen von himmelhoch ummauerten Schlössern, deren Thore bewacht werden von verzauberten Tieren und Ungeheuern, die im entscheidenden Augenblick erwachen, so möchten wir glauben, daß wir noch den Nachklang hören von den Wundern der Weltstädte Mesopotamiens.

Vielleicht nicht ganz so stark wie im ältesten Ägypten haben aber auch diese prunkenden Städte noch etwas Unstätes, wenn man will Nomadisierendes: noch legt beinahe jeder Herrscher sich einen neuen Palast an und zieht, wie wir (aus den Resten von Dar-Sarukîn = Khorsabad) deutlich sehen, wenigstens einen Teil der Bewohner mit sich; vielleicht mag auch aus diesem Grunde Babylon allmählich zu jener ungeheuren Ausdehnung angewachsen sein, von welcher selbst das heutige London nur $^3/_5$ (316 : 506 qkm), Berlin gar $^1/_8$ (61) beträgt. Und auch in diesen Städten ist es eine Folge der plötzlichen Schöpfung, wenn die innere Anordnung der Straßen völlig regelmäßig und gradlinig ist.

Im allgemeinen sind zwar in diesen Regionen durch die uralten und noch heute gültigen Land- und Verkehrsverhältnisse die Plätze der Städte gegeben; zum besten Beweise diene, daß noch heute nahe bei Ninive die bedeutendere Stadt Mossul, nordöstlich von Babylon gar Bagdad als Ersatz eingetreten ist. (vgl. auch Kohl, Ansiedlung und Ver-

kehr S. 597 ff.). Aber daß die Natur nichts gethan hat, um die Städte an eine bestimmte Stelle, ich möchte sagen, festzunageln, geht doch eben auch daraus hervor.

Es hat einen tieferen Sinn, wenn Aristoteles wie mit einem überlegenen Lächeln beispielsweise anführt, die Ummauerung mache doch nicht eine Stadt, Babylon umgrenze doch vielmehr ein ganzes Volk (Politik III 3 p. 1276a 20 ff.); und zur gelegentlichen Aufnahme aller in bedrängten Zeiten waren die orientalischen Großstädte allerdings mit bestimmt. Aber, wie schon angedeutet, eine nicht geringe Schuld an diesen gewaltigen und doch willkürlichen Konglomeraten trägt die Gestaltung des Bodens, auf welchem sie stehen. Es will nichts bedeuten, daß es besonders nach Ausweis der Reliefs im oberen, nördlichen Berglande Vesten gab, deren Platz der Forderung einer natürlichen Begrenztheit entspricht: denn für das Leben des Volkes sind sie neben jenen Großstädten völlig bedeutungslos gewesen.

Wir lassen nunmehr jene ungeheuren blendenden Bilder hinter uns versinken; und wenn auch eine Wanderung nach Osten und Norden anziehend und lehrreich sein könnte, wo wir in Persien und Medien einen engen Anschluß an das mesopotamische Stadtbild*), in Hocharmenien aber neue durch den Einfluß des rauheren Klimas hervorgerufene Einzelformen kennen lernen würden**), so verzichten wir hier darauf und schlagen den Weg nach Westen ein, weil dieser es ist, der uns im weiteren Verlauf zu den uns wichtigsten Kul-

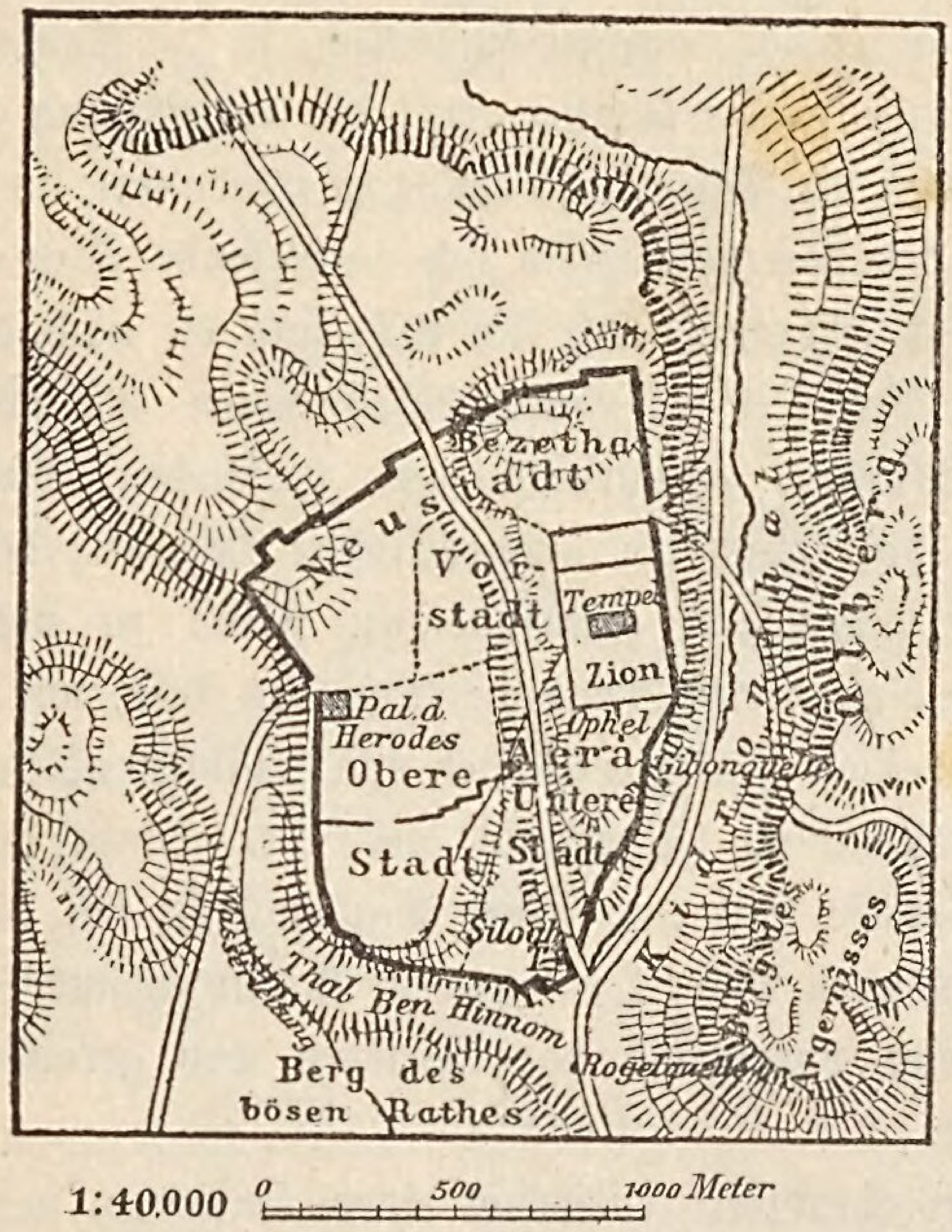
*) Persepolis s. Perrot, histoire de l'art V 441 und Ritter VIII 889; Egbatana Ritter IX 98, Herod. I 98.

**) G. Hirschfeld: Paphlagonische Felsengräber S. 36 u. 49 (Abhandlungen d. Berl. Akad. 1885).

turen führen wird. Wir überspringen die Wüste, lassen das binnenländische späte Stadtbild Palmyra und gehen gleich nach Syrien.

Hier ist es, wo die Städte lagen, von denen es in der Schrift heißt, daß sie bis an den Himmel vermauert seien

Plan von Jerusalem.



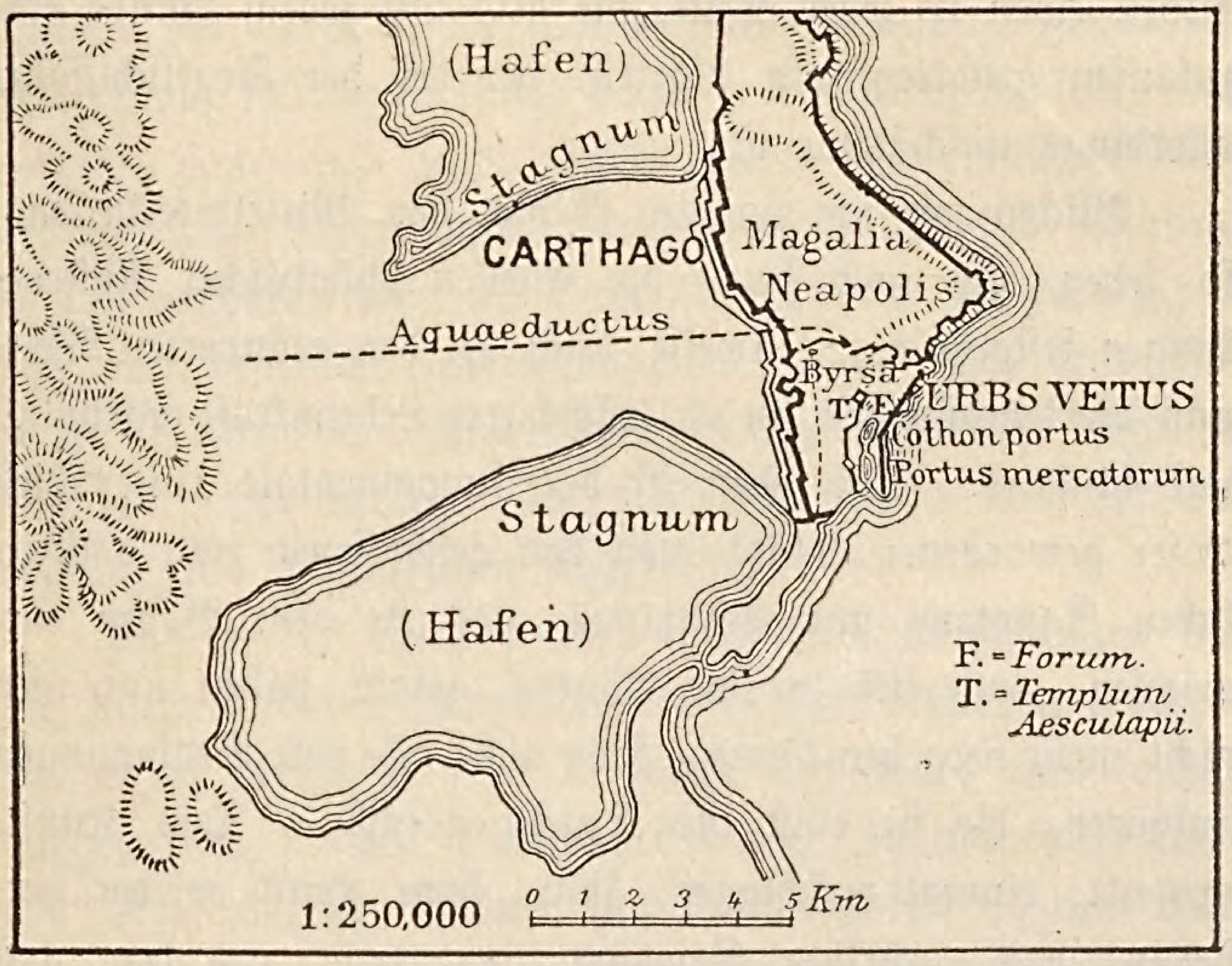
(V. Mos. I 1, 28; 9, 1); aber hier ist es zugleich, wo ihnen auch die Naturgegebenheiten in bestimmter und bestimmender Weise entgegenkommen. Man werfe nur einen Blick auf die Inselveste Kadesch (G. Perrot, hist. de l'art IV S. 505), auf die Städtepläne in Baedekers Syrien und Palästina, auf Hebron, auf Petra, das biblische Sela, auf die Makka-bäerveste Masada, auf Ammân und Sichem und vor allem

auf Jerusalem, das auf dem Bergfuß zwischen den eingerissenen Thälern Ben Hinnom und Kedron in natürlicher Isolierung und Begrenztheit sich aufbaut; — und auf einen Schlag wird man erfassen, daß wir uns in einer neuen Städtewelt befinden. Ein guter Teil des notwendigen Schutzes wird jetzt von der Natur übernommen. Das Stadtbild wird allerdings weniger einheitlich, in der Kontur sowie im Grundriß: in der Kontur, weil die Umfestigung nun den Bewegtheiten der Natur aufs engste zu folgen hat; im Grundriß, weil der von vornherein sich darbietende oder auch erkorene Platz erst allmählich sich füllt und die nach dem Belieben der Ansiedler zerstreuten Wohnungen erst allmählich zusammenwachsen, verschroben und verschoben, bunt und malerisch, aber nach der ausdrücklichen Meinung der Alten viel besser gegen den eindringenden Feind zu verteidigen als gerade abgezirkelte Straßen; kurz, das Bild, wie es jeder aus den meisten heutigen Plänen von Städten ablesen kann, wo der allmählich gewordene Kern der Stadt durch die krumme, schiefe Führung seiner Gassen leicht sich absondert von dem neueren Mantel, in welchem Baulinien und Straßenfluchten von vornherein vorgeschrieben und geradlinig gezogen sind.

Dieses Stadtbild entspricht einem Zustande, in welchem das Schutzbedürfnis alles ist. Aber auch für die weitere Entwickelung, in welcher neben dieses Bedürfnis die Forderung des Verkehrs tritt und zwar des Seeverkehrs, bietet Syrien die ältesten und sehr eindrucksvolle Beispiele.

Wenn es irgendwo klar ist, daß der Mensch mehr ist als ein Erdenkloß, den die Naturbedingungen sich einander zuwerfen, bis sie ihn in eine gewisse Form gebracht haben,

so ist das an der Syrischen Küste, im alten Phönizien der Fall. Freilich drängt gleichsam die felsige Gestaltung der Küste die Bewohner aufs Meer; aber bis auf zwei Stellen, etwa bei Sidon und Tyrus, hat diese Küste nichts gethan, um ihre Besiedeler zu Seefahrern zu erziehen; auch wenn in Anschlag gebracht wird, daß die Ansprüche der ältesten Segelschiffahrt an Strand und Schutz kaum erheblich größer



waren als die der heutigen Schifferboote. Nichtsdestoweniger sind ja die Phönizier kühne Seefahrer geworden; — während sie sich an einzelnen Stellen wie bei Tarabulus (Tripolis) und Berut mit wenig eingezogenen Küstenlinien begnügen mußten, haben sie mit sicherer Hand bei Akka eine schützend vorlaufende Felsenzunge, bei Sidon und Tyros landnahe Meeresfelsen ergriffen, welche Schutz gegen Feinde wie gesicherten Verkehr in gleicher Weise erleichterten. Hin=

ausgefahren ins Mittelländische Meer sind sie diesem letzteren, dem insularen Besiedelungstypus gefolgt, wo es nur anging, an den Küsten Kleinasiens und Griechenlands, haben hafenbildende und -schützende Vorgebirge besetzt, wie bei Cadix und Cartagena, und haben z. B. bei Karthago (s. S. 339) schon das Muster der den Griechen später so besonders erwünschten Lage aufgestellt, wo ein Vorgebirge zwei Häfen bildet, einen zu jeder Seite, die also mit jedem Winde einzulaufen gestatten, ein Vorteil, der bei der Segelschiffahrt allerdings unschätzbar ist.

Blicken wir um uns im Gebiet des Mittelmeerbeckens, so sehen wir noch heute die Stellen phönizischer Ansiedelungen festgehalten, teilweise, auch bei den geänderten Welt- und Verkehrsstraßen, in unzerstörbarer Lebenskraft ansehnlich und blühend. Das eben ist der fundamentale Unterschied dieser gewordenen Städte von den geschaffenen und willkürlichen Ägyptens und Babylons, daß sie dem Boden entwachsen, auch tief in ihm Wurzel gefaßt haben und nun nicht mehr vergehen können, falls nicht alle jene Bedingungen aufhören, die sie einst ins Dasein gerufen. Das Kunstprodukt, einmal zerschlagen, kann keine Hand wieder herstellen; das natürliche Gewächs aber treibt aus dem ihm zukömmlichen Boden immer zu neuem Wachstum empor.

Das natürlich geschlossene Stadtbild, wie es uns hier zum ersten Mal entgegentritt, ist aber auch in politischer Hinsicht von Bedeutung: es erzeugt in den Bewohnern das Gefühl einer engeren Zusammengehörigkeit, und leicht wächst sich so die Stadt aus zu einem kleinen Staate, der ein energisches Sonderleben führt; ist das schon in Phönizien der Fall, so wird es in Griechenland zur Regel, wo der

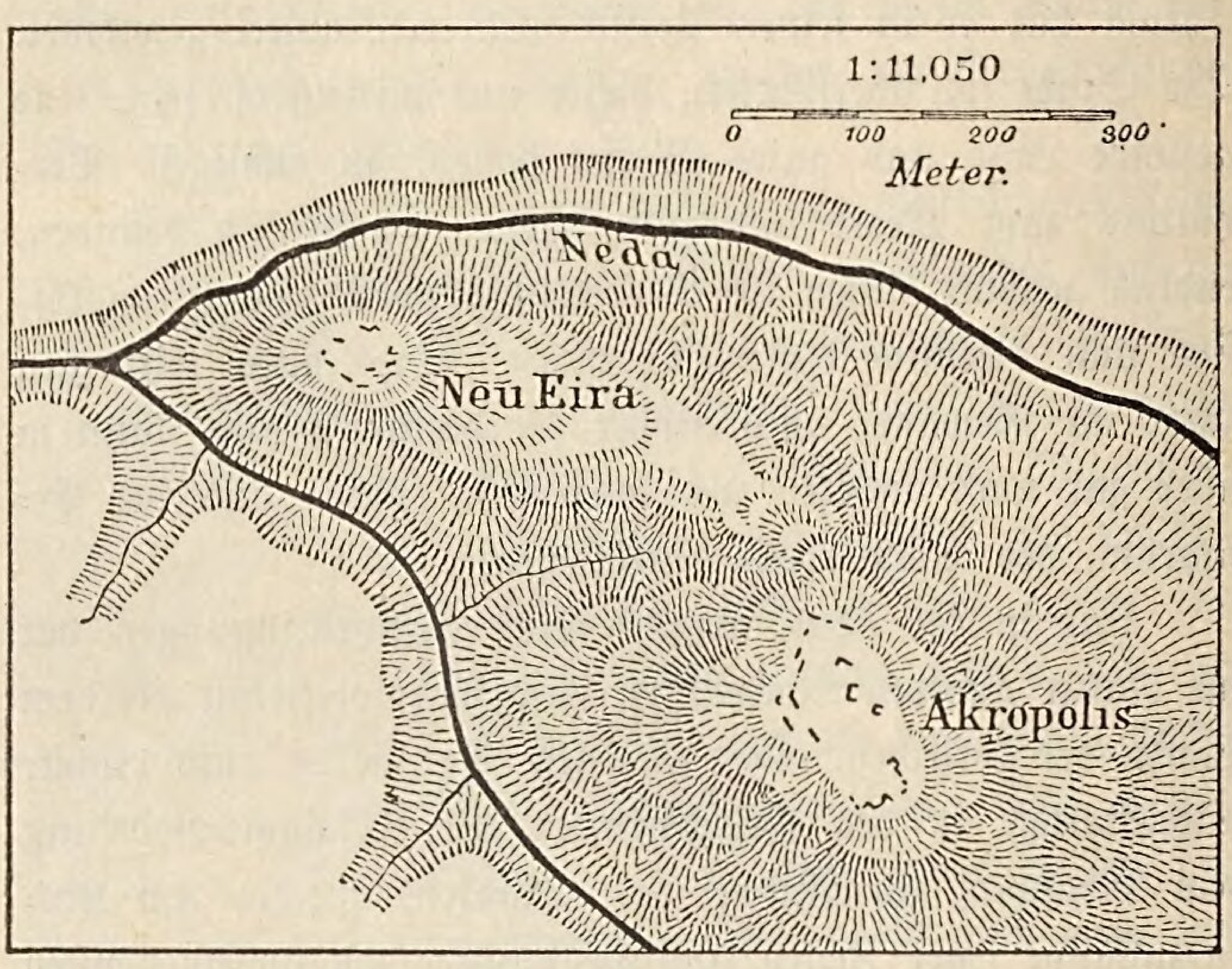
Begriff von Stadt und Staat in dem einzigen Worte πόλις beschlossen liegt. Das hat Aristoteles im Auge, wenn er der ungeheuren Umhegung Babylon den Namen einer Stadt abspricht; es ist überhaupt bemerkenswert, wenn man die Gleichgültigkeit der Neueren sieht, wie viel und wie tief den alten Philosophen die Frage der Stadtlage und der Stadtbildung beschäftigt hat; aber doch immer so, daß örtliche und politische Einheit in einander fließen. Diesem Thema hat er in seiner Politik mehrere Kapitel gewidmet. Die Stadt soll übersichtlich, daher nur mittelgroß sein, eine gesunde Lage und gutes Wasser haben, in richtigem Verhältnis zum Meere und zum offenen Lande sich befinden, endlich geschickt liegen für Verwaltungszwecke wie für aggressive und defensive Unternehmungen. Dies alles tritt nun zwar im Gewande theoretischer Forderungen auf, kann ja aber gar nicht anders, als wirklichen Zügen aus der Erfahrung des Philosophen entsprechen.

Und in der That, manche ihrer Hervorbringungen hat die Natur anderen Landstücken freigebiger verliehen als dem Lande der Griechen, aber in einem hat sie es aufs reichste ausgestattet, in den Gelegenheiten zur Zusammensiedelung von Menschen, zur Anlage von Städten, wie sie dem Kulturzustande jener Zeiten und Geschlechter am angemessensten waren. Richtig bringt freilich der Geograph Strabo einen rein persönlichen Zug hinein, jenen inkommensurabeln Zug eigener Begabung, wenn er sagt, daß die Griechen in Städteanlagen eine ganz besonders glückliche Hand gehabt hätten, was ja auch Geltung hat, wenn man nicht vergißt, daß eine glückliche Lage etwas Verhältnismäßiges ist.

Und in schöner Klarheit liegt auch auf diesem Gebiete

die Stufenfolge der griechischen Entwickelung uns vor Augen. Es ist, als wenn unter jenem Himmel nichts Unklares oder Verschwommenes gelitten würde. Drei Epochen vermögen wir zu scheiden, die geschichtlich einander ablösen, besser wohl noch im Kreislauf sich bewegen, so daß auf die dritte wieder die erste folgt, und deren Symptome teilweise auch von den Alten selber, ja schon in den homerischen Gedichten richtig

Eira.



charakterisiert werden*). Jenen Epochen entspricht das Hervortreten ebenso vieler Hauptforderungen, deren erste lautet, die Stadt solle so fest sein wie möglich, die zweite: so verkehrstüchtig wie möglich, und die dritte, sie solle so bequem sein wie möglich. Alle begleitet aber mit abnehmender Stärke

---

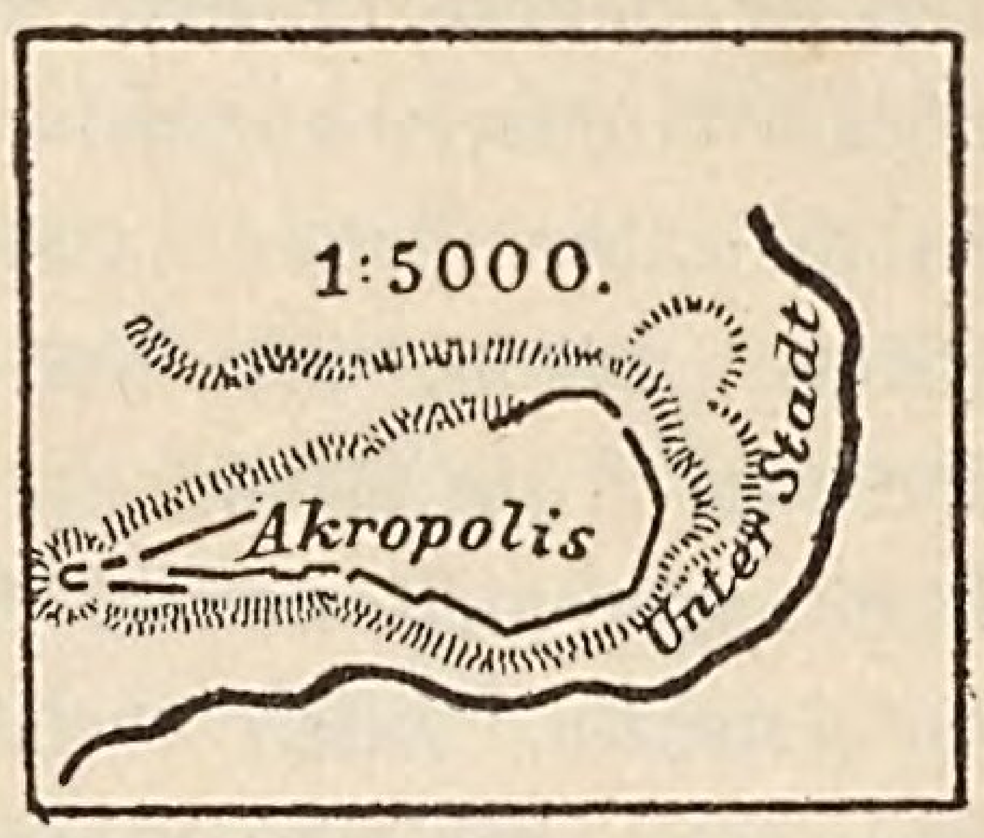
*) Hierüber habe ich gehandelt in den Ernst Curtius gewidmeten histor. u. philol. Aufsätzen. Berlin 1884. S. 353 ff.

die Voraussetzung, daß die Natur den Stadtplatz selber schon bestimmt determiniert, umrissen habe.

Wie sind diese Aufgaben topographisch gelöst worden und wie stellt das Stadtbild dieser drei Epochen sich dar?

Die Stadt soll fest sein — sie flieht daher zuerst die Nähe des von feindseligen Völkern befahrenen Meeres und trägt einen binnenländischen Charakter. Und nun will ich zu schildern versuchen, wie dieser Typus augenfällig sich darstellt: in das tief eingerissene Bett eines Bergstromes mündet mit starkem Gefäll ein Seitenriß, so in Eira (S. 342) im nördlichen Messenien, oder zwei Wassereinschnitte treffen sich oder fließen konvergierend oder divergierend oder einer schlägt einen Bogen, wie bei Orchomenos in Böotien; aus dem Winkel, den sie bilden, hebt sich mit schneller Steigung ein Felsfuß grauen Kalksteins und geröllbedeckt, mit spärlichen Fleckchen dunkelgrünen, lebenszähen Strauchwerks, im schimmernden Sonnenlicht heiß und mühsam anzuschauen, aber wundervoll durch die Bestimmtheit, mit welcher auf dem dunkelblauen Grunde der Luft seine Umrisse sich zeichnen, die durch ihren stark bewegten aber festen Zug das Auge zugleich anziehen und befriedigen. Ein schmaler Pfad, aus dem die menschliche Hand einstmals die hinderlichsten Blöcke entfernt, und den der menschliche Fuß dann in Jahrhunderten dem Boden leicht eingetreten hat, geht wie ein leichterer gewundener Faden an der Erhebung empor. Erst allmählich sondert das Auge vom natürlichen

Orchomenos.



Felsen die künstliche Aufmauerung, welche dem Körper des Felsens selber entnommen, seine Höhe krönt und abschließt. Zinnen krönen die Mauer, und Türme überragen sie, die im ursprünglichen Zustande 30′ an Höhe gehabt haben mag, auch mehr nicht bedurft hat; denn sie ist nur Verstärkung der natürlichen Veste, gehorsam folgt sie jeder Caprice des Hügels und zieht alle seine natürlichen Vorteile in ihren Gang. Da kann von regelmäßiger Form keine Rede sein, es ist der verwirklichte Grundriß der Natur.

Über die Mauer hinaus blickt die Burghöhe, sei es, daß sie isoliert ist oder nur ein höherer Teil des Stadthügels besonders abgemauert ward; auf ihr die Tempel der stadthütenden Götter. Eng ist das Thor, wie es unsicheren Zeiten zukommt, und aus besonders großen Blöcken gesetzt. Drinnen ist ein Gewirr von Gassen, schwer zum durchfinden, hätte man nicht an der Burg stets einen Leitpunkt oder an Tempeln, welche ideale Mittelpunkte ganzer Quartiere bilden und das übrige weit überragen. Denn einfach sind die Häuser der Menschen, die Fundamente hier und da dem Felsen eingearbeitet, sonst leicht aufgebaut im Charakter eines Volkes, das nur den öffentlichen und heiligen Bauten Dauer zu verleihen beflissen ist. Oft hält man es nicht für möglich, nach dem Aussehen des Bodens, daß überhaupt da Wohnhäuser gestanden; und doch sehen wir noch an einer Stätte wie der Akropolis von Athen, wie sorglos die Hellenen in der Zubereitung des Grundes waren, wenn solche nicht absolut nötig schien. So sehr waren sie an diesen Naturanblick gewöhnt. Wer in uralter Zeit aus den Königstädten des Ostens, aus Babylon oder Theben kam, den mußte freilich die Enge und die sinnfällige Dürftigkeit

unerträglich dünken; so mag uns etwa zu Mute sein, wenn wir gewisse Dörfer der sogenannten Wilden betreten. Nur eines erschien auffallend und ganz unorientalisch, der freie Platz, der Markt im antiken Sinne, die Agora, der für die Zusammenkünfte der Bürger bestimmt war, das topographische Symptom, um mich so auszudrücken, des politischen Lebens, an dem alle früh teilzunehmen begannen. Das ist das Stadtbild, welches Griechenland bietet; aber zugleich im Westen das Stadtbild Mittelitaliens, — nur daß hier Ablaufskegel, Spitzen bevorzugt werden —, und im Osten das Stadtbild jenes merkwürdigen Landes im südwestlichen Kleinasien, des alten Lykien, welches auch die Sage in uralte Beziehungen zu Griechenland bringt.*)

Merkwürdig ist es, daß dieser Besiedelungsart, wie wir jetzt sehen, doch noch eine andere voranging: Tiryns in Griechenland, Ilion drüben in Kleinasien, beide durch Schliemann uns nahe gerückt, sind doch mehr Stadtplätze im orientalischen Sinne: niedrige Hügel in ebener Umgebung mit gewaltigen Mauern bewehrt, welche bei Tiryns allerdings auch in ihrer Anlage orientalisch-phönizischen Bauten völlig entsprechen. Hier scheint also bereits die allgemeine Situation eine geschichtliche Lehre zu enthalten.

Doch das eigentlich griechische Stadtbild setzte mit jenen Felsenzungen ein, die in großer Mannigfaltigkeit und Abstufung vom Rauhen bis zum Zahmen unermüdlich sich wiederholen; auch Städte wie Korinth (S. 348), Athen, Sparta sind auf diesen Typus zurückzuführen.

Lange haben die Griechen so in ländlicher Stille dahingelebt und, um mit den Worten eines Alten zu reden, nicht

*) S. Ausführlicheres hierüber in den Curtiusaufsätzen a. a. O.

gemerkt, daß sie dem Meere so nahe wohnten. Um so besser merkten es die Phönizier, die ihre Kaps und Felseninseln mit ihren Faktoreien besetzt hielten und ihnen mit ihren Waren doch auch zugleich die ungeheueren Errungenschaften der Schrift, der Maße und Gewichte brachten. Die Phönizier wird dieser Verkehr kaum anders angemutet haben wie uns derjenige mit den Küstenvölkern Afrikas. Für die richtige Würdigung solcher Verhältnisse ist es wichtig, sich von dem überwältigenden Bilde des späteren Griechenland frei zu machen und das Land einmal vom Standpunkt der früheren Kulturvölker als einen weit entlegenen Außenposten zu betrachten.

Endlich — es mag um die Wende des I. Jahrtausends v. Chr. gewesen sein — werden die Griechen aufmerksam aufs Meer; oder Einwanderungen von Norden her drängten einen Teil der Bewohner direkt oder indirekt hinaus; und nun finden sie drüben in Kleinasien hochgebaute Vorgebirge, wohlgelegene Isthmen und sichere Buchten, auf die sie in Schwärmen einfallen und die sie festhalten. Die Berührung mit dem Meere hat von jeher etwas Erweckendes; — noch heute ist z. B. der Türke der kleinasiatischen Nordküste, den die steilen und schwierigen Randgebirge gebieterisch aufs Meer weisen, im Wesen, ja im Aussehen anders geartet wie seine Stammesbrüder.

So entsteht der *zweite Typus* der Stadt, der Stadt, die dem Verkehr den möglichsten Vorschub leisten soll und welche nun die Form aller griechischen *Kolonien* wird in Unteritalien und Sizilien wie in Kleinasien und an den Küsten des Schwarzen Meeres.

Aber so sicher ist die See, so sicher sind die Verhält-

nisse überhaupt nicht, daß nicht auch jetzt noch feindliche Überfälle zu befürchten wären. Auch dem Schutzbedürfnis dieser Epoche kommt die Natur entgegen: fast überall treten die Berge vor bis ans Meer und geben ihm so seinen festen und unverrückbaren Rand. Indem sie ihren Fuß bald weit hinaussetzen in die Fluten, die ihn dann wohl gar vom Festlande ablösen, bald wie mit Armen das Meer zu umfangen scheinen, schaffen sie in Vorgebirgen, Isthmen, Felseninseln und tiefen sicheren Buchten ebenso viele Naturgegebenheiten, welche, wie die phönizischen, der Forderung der Festigkeit wie des bequemen Verkehrs in gleicher Weise entsprechen. Vor allem beliebt ist das dem Festland isthmisch angesetzte Kap, das jederseits einen Hafen bildet und schirmt.*)

Der ersten Periode gegenüber ist die Besiedelung augenfälliger geworden: weithin sichtbar, mehr oder weniger isoliert, steigen die Städte aus den Meereswogen auf. So unzweifelhaft ist das spätere Gepräge dieser Lage, daß sie allein schon, wo sie sich zeigt, eine spätere Zuwanderung der Griechen erweist und damit historische Fragen von großer Tragweite meines Erachtens zur letzten Entscheidung bringt: es ist z. B. dieser Erscheinung gegenüber die Ansicht ganz unhaltbar, als hätten Griechen von Anbeginn die Küsten Kleinasiens

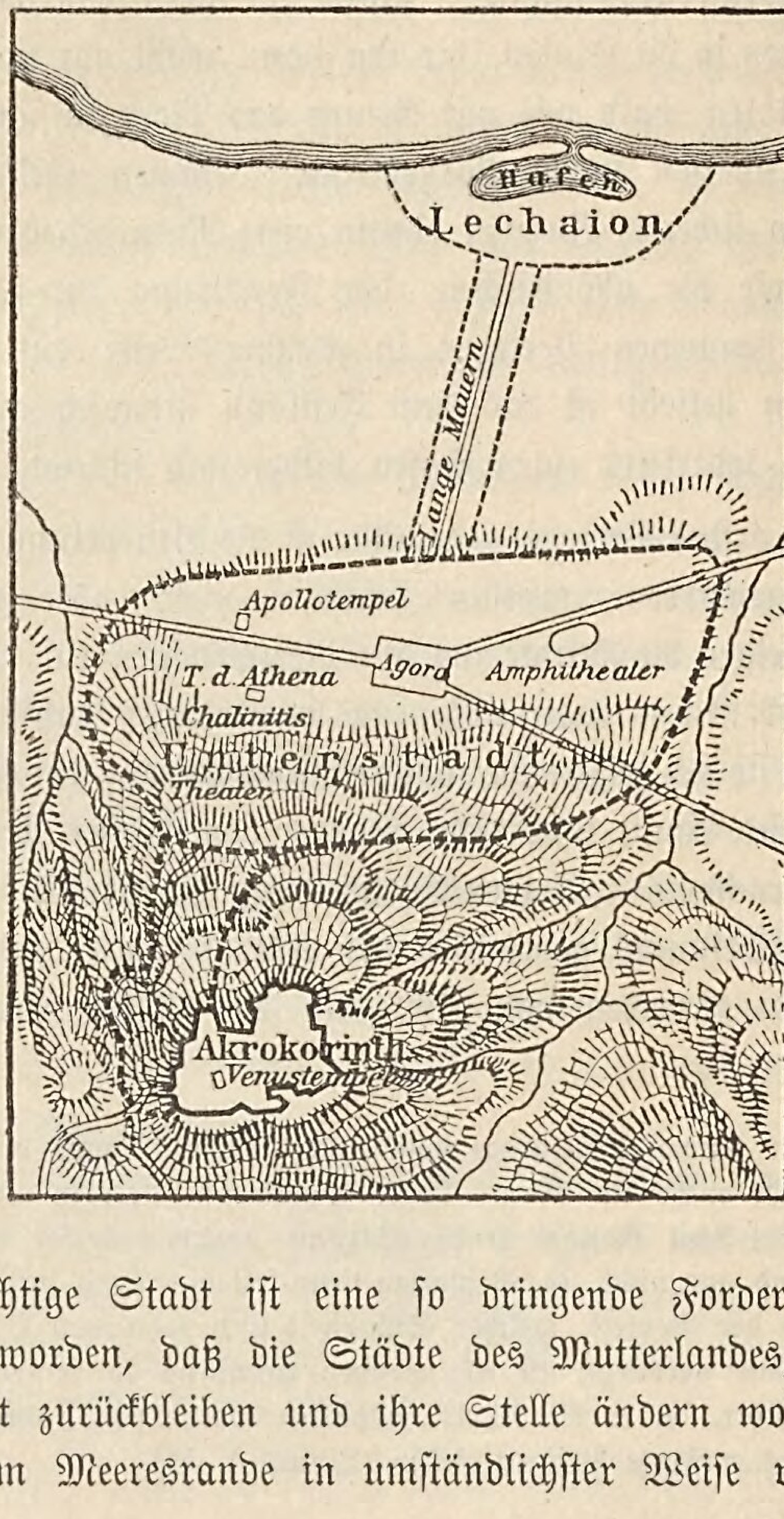
---

*) Wir kennen heutzutage noch einen anderen Typus einer Seestadt, welche nicht am Meere liegt: Hamburg, Bremen und viele andere. Bei dem Mangel großer Ströme begegnet dieser Typus in Griechenland gar nicht, in Kleinasien sehr selten. Doch gehört Rom dahin, und der Vorteil, welcher Sicherheit und bequemen Verkehr in gleicher Weise verbürgt, ist es, welchen Camillus in seiner großen Rede ausführt, da er die Römer abhalten wollte, im Jahre 387 v. Chr. in das eroberte Veji zu ziehen (Livius V 54).

bewohnt; dann müßten ihre Ansiedelungen den Charakter der ersten Epoche tragen.

Die erste Epoche erscheint jetzt so überwunden, die ver-

Korinth. 1 : 60,000



kehrstüchtige Stadt ist eine so dringende Forderung der Zeit geworden, daß die Städte des Mutterlandes, wofern sie nicht zurückbleiben und ihre Stelle ändern wollen, sich mit dem Meeresrande in umständlichster Weise verbinden

müssen: so, gleichsam als Kompromisse, sind die langen Mauern zu verstehen, die Korinth (Plan S. 348), Athen, Megara an ihre Häfen ketteten.

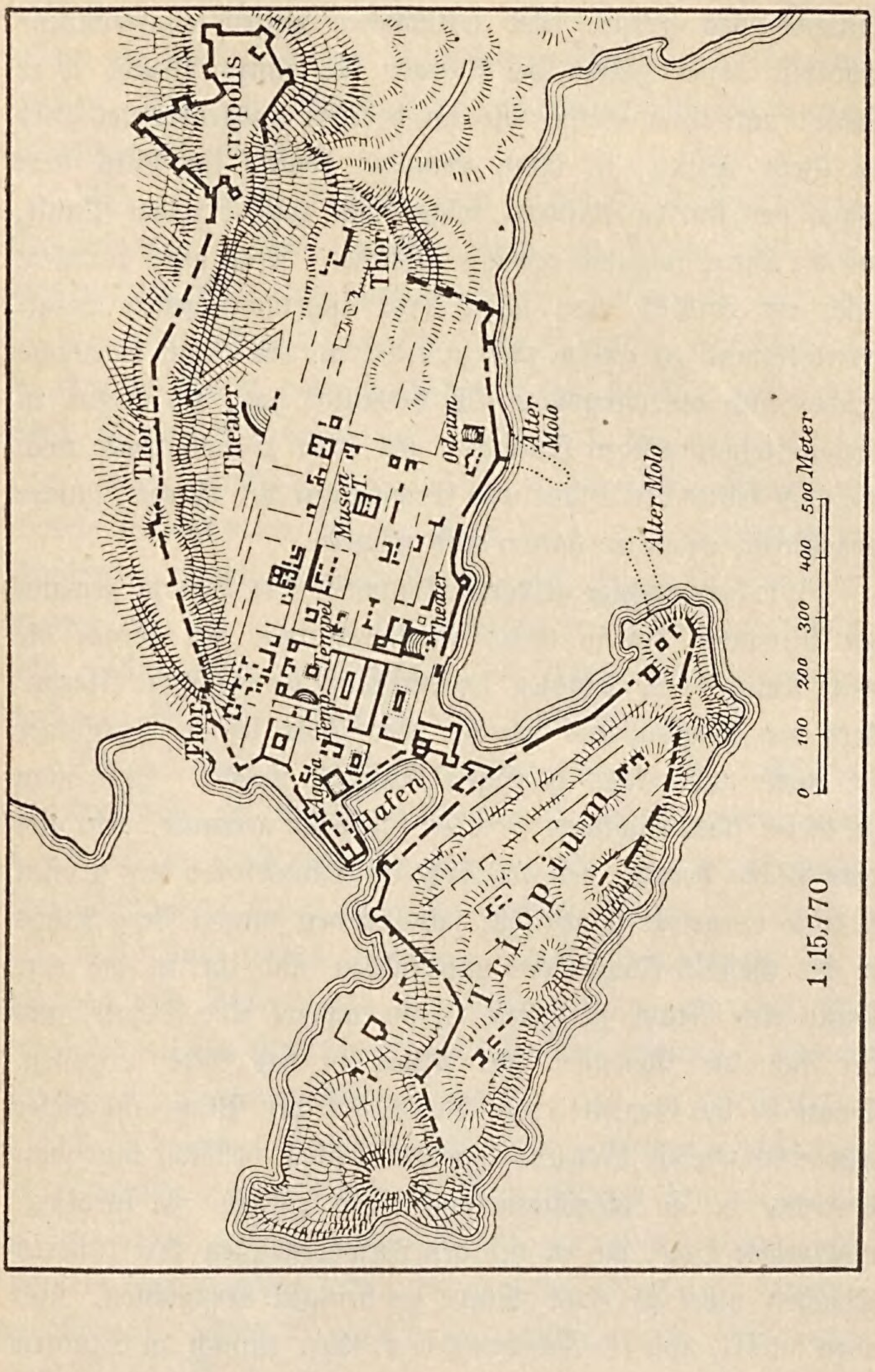
Der Aufbau der Städte war von dem der älteren kaum besonders verschieden: es ist immer den Griechen eigen und ein wesentlicher Teil ihrer Stärke geblieben, daß sie die Naturgegebenheiten nicht durch Gewalt, sondern durch Anschmiegen sich dienstbar gemacht und in den natürlichen Rahmen sich gefügt haben, wie in einen freiwillig gewählten. Auf und ab folgen die Mauern den Capricen der Felsschroffen. Da diese Städte nicht mehr allmählich gewordene, sondern zu einem ansehnlichen Teil geschaffene waren, d. h. für eine größere Auswandererschar auf einmal angelegt wurden, so ist es möglich, daß hier auch zuerst die innere Anordnung eine regelmäßigere war. Indessen wird das durch den teilweis bloßgelegten Plan der ägyptischen Griechenstadt Naukratis, die sogar erst dem VII. Jahrhundert v. Chr. angehört, kaum bestätigt (s. Flinders-Petrie, Naukratis II Taf. IV). Mehr als zwei Jahrhunderte später, im Zeitalter des Perikles haben Griechen sich durchgerungen zu dem, womit man im Orient begann, zur Anlage der Städte aus einem Gusse; aber wie alles, was ihnen von fernher zukam, unter der Berührung ihrer Hand gleichsam zu Golde wurde, so wird nunmehr die Stadt nicht bloß regelmäßig gezogen, sondern durch sinnvolle Verteilung und wohlberechnetes Verhältnis ihrer einzelnen heiligen, öffentlichen und privaten Bestandteile zu einem einheitlichen Kunstwerk gestaltet. Das war doch etwas ganz anderes, etwas ungleich Höheres, als der Orient je gewollt oder gedacht hatte. Erst die Renaissance ist wieder darauf zurückgekommen, die ganze Stadt

als eine monumentale Einheit zu behandeln*); und unser Bestreben regelmäßiger Straßengestaltung erscheint wie ein durch die Verhältnisse stark beschränkter und gesunkener Rest jenes Ideals der Antike und der Renaissance.

Es sei gestattet, hier eine Stadt kurz zu skizzieren, deren vor Augen liegende Gestaltung zwar in eine etwas spätere Zeit fällt, die aber doch als ausgezeichnetes Beispiel sowohl für Verkehrstüchtigkeit wie für kunstgemäße Anlage gelten kann: das ist die Stadt Knidos an der Südwestecke der Küste Kleinasiens (Plan auf S. 351 nach Newton, Discoveries Taf. 50; Travels II 257 ff.).

Dem vortretenden felsigen Gestade fügt sich mit ganz schmalem niedrigen Isthmus ein langgezogenes Kap fast inselgleich an, das nach dem Meere steil und schroff abfällt, nach dem Isthmus gelinder nieder geht und mit dem ansteigenden Festlande drüben gleichsam zwei Seiten eines gewaltigen Naturtheaters bildet, welche zwischen sich die beiden Häfen halten, die noch künstlich mehr gesichert und durch einen Kanal im Isthmus verbunden sind. Terrassen, die die Unebenheit des steinigen Bodens nicht aufheben, sondern kunstvoll accentuieren, ziehen in der Längsrichtung der Stadt vom Meere empor. Gleich unten über dem Wasser tragen sie kleine Theater und einen Tempel; dann klimmen die parallelen Querstraßen, welche die Längsstraßen rechtwinklig durchschneiden, allmählich empor; in reichem Wechsel bauen sich Tempel, öffentliche und Privatbauten

*) Burckhardt, Gesch. d. Renaiss. in Ital.[2] S. 210 ff. G. Dehio, Repertorium für Kunstwissensch. 1880 III S. 241. Die Bauprojekte Nicolaus V und L. B. Alberti. — Für das Altertum vgl. des Verf. „Piraeusstadt" in den Ber. d. Sächs. Ges. d. Wissensch. 1878.



Plan von Knidos (Budrun).

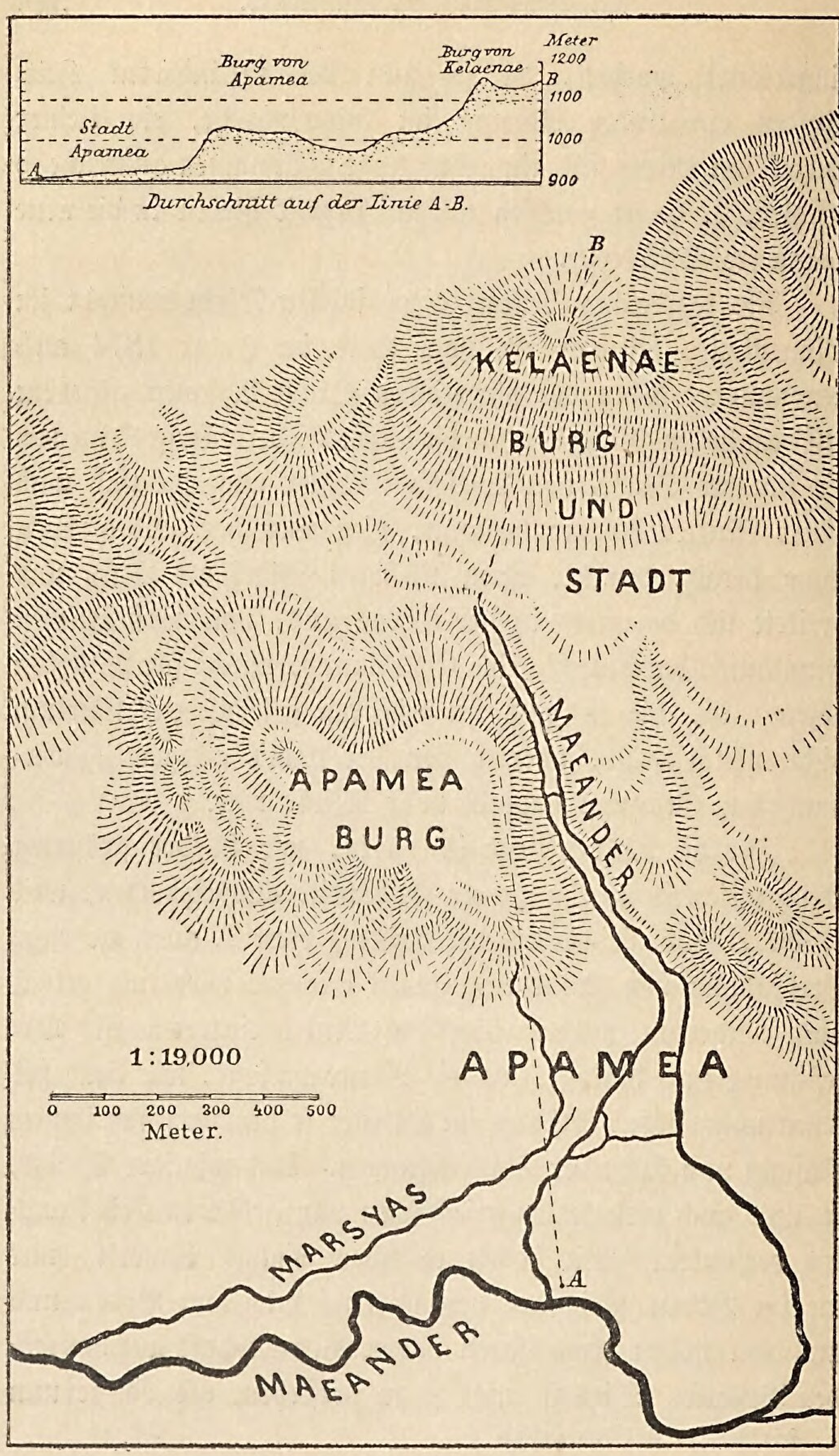
zwischen ihnen auf. Alle überragt unterhalb des Bergkammes das große, dem natürlichen Felsen abgewonnene Theater. Hier hatten die Bürger die ganze Pracht ihrer Stadt und ihrer Häfen wie ein herrlich ausgebreitetes Bild zu ihren Füßen; zu ihren Häupten konnte ihr Blick dem Zuge der starken Mauern folgen bis zum höchsten Punkt, wo die Burg stolz und fest sich aufbaute. Man wird gestehen, solch ein Anblick war schon dazu angethan, jenen Lokalpatriotismus zu wecken und zu erhalten, der kaum irgendwo reicher und opferfreudiger sich bethätigt hat, als grade in diesen kleinasiatischen Städten. Es trifft ja auch heute noch zu, daß Blüte der Stadt und Gemeinsinn der Bürger immer gegenseitig einander halten und steigern.

Die kunstmäßige geregelte Bauweise der Städte gewann im Altertum um so mehr an Bedeutung, als gerade die neue Anlage von Städten im Anschluß an die Züge Alexanders des Großen und an die Herrschaft seiner Nachfolger zu einer unerwartet häufigen Aufgabe wurde. Was man in dieser übermächtigen Zeit zu lösen sich getraute, geht aus dem Plane hervor, den der Architekt Deinokrates dem großen Könige vorgelegt haben soll, nämlich den ganzen Berg Athos in die Gestalt Alexanders umzubilden und ihr in die eine Hand eine Stadt zu geben, in die andere eine Schale, aus der sich die Gewässer des Athos in das Meer ergössen. Sonst ist im Gegenteil die Devise bei der Platzwahl dieser letzten Epoche die Bequemlichkeit. Aber vielleicht thut man Unrecht, da so schlechthin von einer „Wahl" zu sprechen: ungezählte Orte, die es bei den Anforderungen der früheren Epochen nicht zu einer Stadt zu bringen vermochten, sind eben im III. und II. Jahrhundert v. Chr. einfach zu Städten

eingerichtet worden, da ja nun bei veränderten Zeitläuften ein linder Abhang im Binnenlande, ein kleiner Hügel am Meere für eine Stadtlage vollkommen ausreichend erschien, d. h. sie wuchsen mit Leichtigkeit hinein in die neue geänderte Stadtrolle.

Als lehrreiches Beispiel einer solchen Diadochenstadt im Binnenlande sei hier ein vom Verf. im Jahre 1874 aufgenommener Plan der phrygischen Stadt Apamea gegeben: auf dem hohen Hügel thronte die ältere Niederlassung Kelaenae, die jüngere Stadt, von Antiochos Soter angelegt und nach seiner Mutter Apama benannt, stieg aus der unbequemen Lage herab, benützte einen mäßigen Hügel als Burg und breitete sich darunter in der Ebene aus, von wasserreichen Flußläufen durchfurcht, eine Erscheinung, welche für Babylon bezeugt ist, die ja auch im früheren griechischen Altertum nicht völlig fehlt, aber wegen der damit gelegentlich verbundenen Gefahren damals nicht beliebt war.

Für die Kultur liegt ja hierin, wie in der größeren Bequemlichkeit überhaupt ein Fortschritt ausgesprochen, weil es die erhöhte Sicherheit der Existenz erweist, aber die enge Verbindung von Natur und Stadt erscheint wiederum gelöst, und wiederum müssen künstliche Mittel eintreten für Befestigung und Anlage, wo die Natur versagt, wie einst bei jenen wurzellosen Städten im Orient; so berühren sich immer Anfang und Ende der Entwickelungen. Und wie jene Städte, so sind auch diese letzten griechischen zum größeren Teil klanglos versunken. Wir haben es schon einmal bemerkt, nur die im Boden gleichsam verankerten, mit dem Boden und aus dem Boden erwachsenen haben Anwartschaft auf dauernden Bestand. Dies ist nicht so zu verstehen, als ob sie nun


Burg von Apamea
Burg von Kelaenae
Meter
1200
1100
1000
900
Stadt Apamea
A
B
Durchschnitt auf der Linie A-B.
KELAENAE
BURG
UND
STADT
APAMEA
BURG
MAEANDER
APAMEA
1:19,000
0 100 200 300 400 500
Meter.
MARSYAS
MAEANDER

ununterbrochen dasselbe Leben führten: es giebt Zeiten, in denen auch solche natürlichen Städte veröden, und die Alten haben daher selber vom Sterben der Städte gesprochen (Luc. Charon 23. Cic. ad Fam. IV 5, 4), was sie freilich nicht gethan hätten, wenn sie ihnen nicht als lebende Wesen erschienen wären, wie sie in Wahrheit sind. Wir sehen jetzt, daß das nur ein Scheintod war, und können hier vielmehr wieder von Unsterblichkeit naturgewordener Städte sprechen. Es findet freilich der Verfall der antiken Welt, das Eindringen feindlicher Mächte gerade in den Stadtlagen einen sehr sprechenden Ausdruck: aber sie verschwinden nicht; die verkehrstüchtigen Städte fliehen ins Binnenland, die bequemen klimmen wieder die Höhen hinauf, kurz das uralte Besiedelungslied setzt aufs neue ein. Und die uralte Stätte wird wie zu einem Asyl, um in unbeachteter Stille neue Daseinskraft zu sammeln.

In einzelnen und gerade sehr bedeutenden Fällen liegt der ganze Lebensprozeß klar vor uns: Akrokorinth, erst eine feste Burg, erhält an seinem Fuße eine Stadt; dann werden mit dieser die Häfen durch Mauern verbunden. Im Laufe der Geschichte wird diese Verbindung gelöst; und beinahe wir haben es noch erlebt, daß Korinth wieder beschränkt war auf die alte Veste, die im Freiheitskampfe mit zuerst von den Griechen genommen wurde und noch jetzt das überaus malerische Bild einer zerstörten Türkenstadt bietet. Und nicht anders ist es bei Athen selber; wenn nun aber diese Stadt jetzt immer weiter sich ausbreitet unter seiner Burg, die Verbindung mit den Häfen aufs neue immer fester wird, so erkennen wir darin die alte gesetzmäßige Entwickelungsbahn und ein untrügliches, gleichsam topographisches

Symptom neuer Blüte. Ausdehnung und Zusammenziehung, im Wechsel einander ablösend, sind wie die Atemzüge im Leben der Städte, aber auch nur der Städte, welche wirklich leben, natürlich geworden und gewachsen sind, nicht der willkürlichen Schöpfungen. Und gerade diese werden daran erkannt, daß sie vergehen können, ohne eine Spur zu hinterlassen. Bei diesen ist auch die Wanderung Willkür, bei jenen eine Notwendigkeit, die aus der geschichtlichen Entwickelung folgt. Bei diesen bedeutet Bewegung Tod, bei jenen Leben.

Mittel- und Unteritalien kommen dem Städte gründenden Menschen in ganz ähnlicher Weise entgegen wie der griechische Orient. Ich kann hier nicht näher darauf eingehen, so ehrreich es z. B. wäre, bei Rom von vornherein die abweichende und auffällige Wahl des Platzes gegenüber den anderen Städten zu charakterisieren. — Norditalien mi seinem großen Strom und dessen Nebenflüssen bietet weniger streng determinierte Plätze und verweist die Städte auf den Wasserschutz wie in Nordeuropa.

Noch in allen Stadtlagen des Mittelalters ist die Rücksicht auf das Schutzbedürfnis als ein leitendes Motiv zu erkennen. Jedes Reisehandbuch kann darüber belehren. Zum ersten Mal in unserer Epoche lösen sich die alten Formen: niemals hat es ein friedlicheres Städtetableau gegeben als heutzutage, und wenn wir genauer zusehen, so sind es merkwürdiger Weise gerade die gesteigerten Kriegsmittel, die diesen friedlichen Charakter veranlassen. Es hat heutzutage weder Sinn, noch erscheint es überhaupt thunlich, mehr als eine kleine Zahl von Orten wirklich so zu befestigen, wie die neue Kriegskunst und das Hantieren mit so gewaltigen

Kräften und Massen es verlangen. Wie sehr derjenige irren würde, der etwa einmal in einem kommenden Jahrtausend daraus auf den Weltfrieden unserer Zeit schließen würde, das wissen wir leider! Bis in dieses Jahrhundert hinein hat die Stadtentwickelung in den Bahnen der Natur wandeln müssen. Spätere Geschlechter werden bei Betrachtung unserer Zustände und der zukünftigen auch den Kampf der mechanischen Mittel gegen die Natur oder den Ersatz dieser durch jene heraus zu rechnen und zu würdigen haben. Und eben weil wir, wie wir nun erkennen müssen, an einem Wendepunkte stehen, schien es mir nützlich, einmal die bisherige historische Entwickelung rein formal herauszuschälen.

Antike Gräber.

Groß ist unter uns modernen Menschen der Hang, uns in ältere Zeiten und Kulturen zurückzuversetzen, größer vielleicht, als er je gewesen, allgemeiner verbreitet jedenfalls. Aber dieser Hang wird geadelt, ja eigentlich berechtigt erst dadurch, daß er sich über den trägen Genuß erhebt, den die Befriedigung jeder zufälligen Neugier gewährt; — wenn im Betrachten der wechselnden Erscheinungen der menschliche Geist sich selber wieder erkennt, wenn er sich dabei seiner selbst, seiner Kindheit, seiner Irr- und Lebensgänge bewußt, wenn er zu eigener neuer Betrachtung angeregt wird, alsdann erst dürfen wir von einem rechten Genuß, einem wahren Gewinn sprechen.

Wenn nun in diesem Zusammenhange überhaupt von einem „mehr oder weniger" die Rede sein kann, so darf man wohl sagen, daß die Betrachtung irgend einer historischen Entwickelung bei einem Volke zwar äußerst anziehend und lehrreich sein kann, aber anziehender, einleuchtender, an augenfälligen Ergebnissen reicher ist auch hier jedenfalls eine vergleichende Betrachtung verschiedener Völker und Zeiten,

auch wenn dieselbe nur auf einen ganz kleinen Kreis bestimmter Vorstellungen sich bezieht — und gerade dann vielleicht am meisten. Es ist bekannt, daß die Sprachforscher auf diesem Wege zu den schönsten, ja wunderbarsten Resultaten vorgedrungen sind, daß durch das einfache Zusammenstellen und Vergleichen der Bezeichnungen verwandter Sprachen für gewisse Bedürfnisse und Beschäftigungen des Lebens der uralte Kulturbesitz gleichsam herausgerechnet worden ist, welchen die Völker, die jetzt Europa bewohnen, als gemeinsames Erbteil aus ihren Stammsitzen mit hinweggenommen haben, oder mit andern Worten welchen die Sprache enthält.

Nun aber ist es ja nicht die Sprache allein, durch welche der Mensch seinen Gedanken Ausdruck giebt: je weiter wir uns von der Neuzeit und ihren uns verwandten oder doch vertrauten Begriffen entfernen, je weiter wir zurückschreiten in das höhere Altertum, desto wichtiger wird auch für uns jene andere Ausdrucksweise, welche nicht an Worte gebunden ist. Unser Wissen von vergangenen Zeiten würde noch lückenhafter sein, wenn nicht auch die menschliche Hand des Ausdruckes fähig, wenn nicht auch aus den gebliebenen Werken der Hände eine Brücke zurückleitete zum Verständnis anders gearteter, längst entschwundener Kulturen. Wir dürfen sagen, die Wichtigkeit dieser monumentalen Sprache, dieser monumentalen Überlieferung wächst für uns in dem Grade, als uns geschriebene Zeugnisse im Stiche lassen. Und die Gebilde der Hand in diesem Sinne zur Aussage zu zwingen, ist eine der schönsten und höchsten Aufgaben, welche wir überhaupt uns zu stellen vermögen; um so wertvoller, je bedeutsamer der Kreis der Monumente, je

bedeutsamer die Völker, die wir ins Auge fassen; und in der Wahl wenigstens hoffe ich keinen Fehlgriff gethan zu haben. Denn nicht auf solche Völker soll sich unsere Betrachtung beziehen, welche entweder über roheste Kulturanfänge nicht hinausgekommen sind wie die sog. Wilden, oder die einem uns gänzlich fremden Kulturkreise angehören wie die Ostasiaten, sondern auf die Völkergruppe zumal um den SO. des Mittelmeerbeckens, von deren Kultur die unsrige nur als Erweiterung und Fortsetzung zu betrachten ist. Dann aber hat auch das Gebiet, auf welches ich führen will, an sich nichts, was uns fremd wäre, nichts, was nur einem bestimmten Volke, einer Zeit, einem Lande zukäme; es ist rein menschlich, — so alt, wie die Welt ist, und wohl auch, wie sie sein wird: denn wir haben keinen Grund anzunehmen, daß der Schmerz des ersten Menschen, der mit Bewußtsein ein ihm verbundenes teures Leben enden sah, weniger tief gewesen sei als der unsrige, keinen Grund anzunehmen, daß der Trieb, diesen Schmerz auszudrücken weniger lebendig in ihm gewesen wäre, als er in uns ist; im Gegenteil, nach allem was wir an sog. Naturvölkern noch heute schauen, müssen wir uns vorstellen, daß jenes unnennbare Weh ihn völlig widerstandslos und mit seiner vollen Schwere getroffen hat. Die Klagen der Vorzeit, soweit sie der Mund gesprochen, sind verhallt und verloren, aber sie sind nicht verloren, soweit ihnen die Hand greifbare Formen verliehen hat, diese liegen noch vor unsern Augen und gerade durch die Verborgenheit geschützt, reicher, ungeschädigter, erkennbarer als alle übrigen — in den Gräbern der Alten.

In der That mit den größten Erwartungen müssen

wir gerade an diese Denkmälerklasse herantreten, wenn wir uns vorstellen, wodurch dieselben hervorgerufen sind. Wer je einen teuren Toten zur Erde bestattet hat, der weiß, wie wir gerade in die Pflege und Ausstattung des Grabes und Gedenkmales noch einmal all unsere Liebe und Trauer legen möchten — in Wahrheit der erste und nächste irdische Trost, den wir kennen. Und wenn es ferner wahr ist, — wenn wir auch dies Eingeständnis unserer Schwäche mit Recht machen, — daß es nichts giebt, was den Menschen so vertieft und zugleich so seine innersten Gefühle und Gedanken aufdeckt wie der Schmerz, dann müssen wir ja erwarten, daß Grab und Gräberbrauch das seelische Leben der Vorzeit aufs hellste beleuchten, — daß diese lebendig wie nichts anderes, uns in die innersten Gedanken, in die Hoffnungen und Wünsche längst untergegangener Völker einführen müssen. Und so ist das geistige Band bezeichnet, welches die folgenden Darstellungen zusammenhält.

Es hat, soweit wir erkennen können, überall einmal eine Zeit gegeben, in welcher Lebende und Tote friedlich bei einander wohnten; allerdings konnte der Tote nicht über der Erde bleiben, man barg ihn in einer Vertiefung, wie das griechische Wort für „bestatten" noch deutlich verrät, bei dem es nur merkwürdig ist, daß es im verwandten Lateinischen nicht wiederkehrt. Auf dieses Vergraben im Erdboden geht es z. T. zurück, wenn zu allen Zeiten und bei vielen Völkern der Sitz der Verstorbenen in einer Unterwelt gedacht ward. Dieses Zusammenbleiben Lebender und Toter fand nicht bloß in den natürlichen Höhlen statt, welche vielfach als die ersten, vielleicht Jahrtausende währenden Zufluchtsorte auch des Menschen gedient haben, auch in den Wohnungen, die er sich

mit seiner Hand erbaut, bringt er den Leib des teuren Toten unter; diese Thatsache, wie sie das Altertum überliefert, wird durch den Augenschein bestätigt: Felshügel im Westen der Stadt Athen selbst tragen zahlreiche Spuren von Wohnräumen, die in den lebendigen Stein geschnitten waren, und innerhalb und außerhalb der Gemächer sind überall Gräber eingestreut, die erst einer späteren Zeit zuzuschreiben wir kaum einen Grund haben. Es ist ein letzter Ausklang dieser Gewohnheit, wenn die Toten zwar nicht mehr innerhalb der Wohnungen, aber innerhalb der Städte gebettet werden, eine Sitte, die in Griechenland wie in Italien bis tief in die historische Zeit hinein bestand, hie und da spät noch üblich war und bei ganz besonderen Verdiensten der Ausdruck der höchsten, fast göttlichen Verehrung geblieben ist.

So lange ein jeder die Ruhestätten seiner Voreltern bei sich oder doch in seiner unmittelbaren Nähe behielt, mochte die Stätte einer besonderen Bezeichnung entbehren können; sobald aber dies aufhörte, machte sich jedenfalls ein anderer allgemeiner menschlicher Trieb geltend, nämlich bedeutsame Stätten auch äußerlich durch ein Mal zu bezeichnen. Nicht ohne Grund nenne ich diesen Trieb einen menschlichen und allgemeinen: die antiken Kulturvölker sind die nächsten Zeugen; nördlich von Beirut in Syrien an uralter Straße haben ägyptische und assyrische Herrscher vom XIV. Jahrhundert v. Chr. an neun Abbilder in den Felsen gemeißelt zum Gedächtnis an die Ausdehnung ihrer Eroberungszüge; der große Assyrer Tiglatpileser I. um 1100 v. Chr. hat sein Bild in der Grotte ausmeißeln lassen, die er für die Quellgrotte des Tigris hielt und welche erst im Jahre 1883

wieder aufgefunden ist; so zeigte man in Syrien und über ganz Kleinasien hin Steinbilder, welche bedeutsame Stationen des Siegeszuges jenes fabelhaften ägyptischen Sesostris bezeichnen sollten. An der Stelle, wo Jacob und Laban von einander schieden, richteten sie einen Steinhaufen auf als ein Mal und Zeugnis. (Gen. 31) Wo Penelope ihren Vater verlassen hatte, um ihrem Gatten zu folgen, zeigte man noch in später Zeit ein Bildnis; und dieser Trieb der Verewigung, Betonung einer Stelle, die einmal bedeutungsvoll war, ist es, der auch in der Bezeichnung der Totenstätten sich ausspricht: so erzählt Agamemnons Seele in der Unterwelt der Seele Achilles, wie sie seine Gebeine gemeinsam mit denen des Patroklos bestattet:

Und einen hohen herrlichen Hügel über Euch beide
schütteten wir, das heilige Heer kampffroher Argiver
am vorlaufenden Strande des breiten Hellespontos,
daß es fernher glänzt den meerdurchschiffenden Männern,
allen, die jetzt mitleben, und künftigen Menschengeschlechtern.

Und in der That, noch heute steigt vor dem, der von Westen dem troischen Gestade sich nähert, der hohe Hügel auf als ein Wahrzeichen, ein Mal, das eine Stätte bezeichnet, die nicht verloren, nicht vergessen werden sollte. Aber es sind für die alten Kulturvölker Ausnahmefälle, in welchen ein Grab schon durch seine eigene Gestalt oder Größe und Lage dem Gedächtnisse genügt, sonst ist bei den Griechen schon in der homerischen Zeit die Stufe erreicht, welche eine individuelle Bezeichnung des Grabes verlangt, Hügel und Grabstein für unerläßlich hielt: schön sagt Hera zum Zeus, daß er den Helden Sarpedon nicht retten dürfe; aber wenn

er gefallen, mögen ihn Tod und Schlaf in seine Heimat tragen;

wo ihn rühmlich bestatten die Brüder zugleich und Verwandten,

unter Hügel und Stein, eine Ehre, die Toten gebühret.

Der griechische Text drückt den Anspruch, den der Tote auf beides hat, noch schärfer aus.

Der Hügel ist die älteste Form, besser vielleicht das älteste Zeichen des Grabes, welches wir kennen, und ein Wort für Grab im Griechischen (τύμβος) wie im Lateinischen (tumulus) hat ursprünglich nur die Bedeutung einer Erhöhung, während unserem Worte Grab die andere Seite, die Vertiefung zu Grunde liegt. In der That ergiebt sich ja auch ein Hügel ganz von selber, da die Gruft nach der Bestattung die vorher ausgehobene Erde nicht mehr völlig zu fassen vermag. Einzelne Völker z. B. nordische sind über diese Stufe niemals hinausgekommen, und ausdrücklich sagt Tacitus (c. 27) von den Germanen: „ein Rasenhügel bildet das Grabmal; die mühselige und aufwändige Ehre eines Monumentes verschmähen sie als eine Belastung für die Bestatteten,“ wobei er freilich zunächst an die Prachtdenkmäler seiner Zeit dachte. Der Hügel ist die Grabform auch für verbrannte Leichen, wo er doch nicht ohne weiteres notwendig war, ein neuer Beweis für die Ursprünglichkeit dieser Form, wie für das höhere Alter des Beerdigens gegenüber dem Verbrennen, wie es Jac. Grimm auch aus einer Reihe von andern Gründen erschlossen hat. So liefert jede neue Betrachtungsweise — und die unsrige ist eine solche — auch neue Gesichtspunkte für alte Fragen. Ebenso wenig wie mit der Grabform hat übrigens Bestatten oder Verbrennen

mit dem Unsterblichkeitsglauben zu thun, wie Jac. Grimm ausführlich erwiesen und Beobachtungen bei andern Völkern uns noch täglich bezeugen können.

So wie die älteste Bestattung uns entgegentritt als eine Verbindung zweier Teile, einer unterirdischen Bergestätte und eines überirdischen Zeichens, hat sie auch zugleich alle Möglichkeiten erschöpft, deren die Beisetzung überhaupt fähig ist, denn von einzelnen Besonderheiten dürfen wir hier wohl absehen. Gruft und Zeichen, diese beiden sind gleichsam die überall gegebenen formalen Elemente; das verschiedene Verhältnis beider, die größere Betonung des einen auf Kosten des andern, ihre Gestaltung, Form, Ausstattung bezeugen uns, wie sie auf tiefsten Gründen des Glaubens beruhen, den Unterschied von Nationen, auch da noch, wo wir kaum noch einen andern wahrnehmen können, bisweilen für uns den einzig erkennbaren. Wie sehr das Altertum selber bestimmte Grabformen als individuellen Ausdruck bestimmter Zeiten, Völker und Zustände empfand, können wir noch später in mehreren Fällen erkennen, in welchen aus durchsichtigen Gründen die Wahl ganz überlebter Formen beliebt ward: so lassen sich die Könige von Amasia in Pontus noch im III. und II. Jahrhundert v. Chr. in Felsenhöhlen bestatten mit tempelartigen Façaden, weil das in uralter Zeit die herkömmliche Zurüstung der Gruft im Norden Kleinasiens für die Fürsten des Landes gewesen war. In derselben Periode errichten sich die Könige von Pergamon hohe Erdhügel, um dadurch ihre etwas bedenkliche Legitimät zu vergolden; denn solche Erdhügel — tumuli — waren gerade im vorderen Kleinasien, wo die Pergamener saßen, charakteristisch für die uralt eingesessenen halb fabelhaften Herrscher.

Ich will vorgreifend und erklärend hier nur noch hinzufügen, daß gleiche Grabformen für die Zusammengehörigkeit weit zerstreuter Volksglieder bisweilen das einzige, wenigstens deutlichste Zeugnis sind und dadurch eine schwerwiegende geschichtliche Bedeutung erhalten können. Ich schicke mich nun an, jene beiden Elemente des Grabes durch mehrere der wichtigsten Kulturvölker der alten Welt kurz zu verfolgen. —

Weiter hinauf als bis zu dem merkwürdigen Volke im Nilthale reicht der rückwärts gewendete Blick des Geschichtsforschers nicht; da trifft es sich denn gut, daß die Gräber in Ägypten die besterhaltenen, mannigfaltigsten und ohne Zweifel die bedeutsamsten Denkmäler sind. Über jene von mir als erste gekennzeichnete Stufe sind allerdings auch die ältesten unter ihnen weit hinaus: die Schmalheit des fruchtbaren Bodens und die periodischen Überschwemmungen desselben verwiesen das Grab von vornherein an die wüsten und felsigen Ränder des Landes; ein Hügel war hier schnell verweht, auf dauerhaftere Schöpfungen drängte hier die Natur des Landes — nicht selten die bestimmendste, größte, Lehrmeisterin — gebieterisch hin. In der That finden wir dort schon 3000 Jahre vor unserer Zeitrechnung feste Grabdenkmäler und zwar solche, die nach ihrer Anordnung und ihrem Inhalt eine Auffassung von Tod und Sterben verraten, welcher eine lange Entwickelung schon vorangegangen sein muß. Trotz der Aufhellung der letzten Jahrzehnte verharrt meiner Erfahrung nach das allgemeine Wissen über Ägypten immer noch auf dem etwas altertümlichen Standpunkte, wie ihn die landläufigen Geschichtswerke inne haben; es hat sich aber gezeigt, daß dort eben alles anders gewesen

ist, als wir meinten: lebendige Entwickelung, Auf- und Abwogen der Verhältnisse, wo wir Jahrtausende langen Stillstand voraussetzten. Die alten Weltwunder, die Pyramiden sind auch in der Zeit ihrer Entstehung etwas Ausnahmsweises, Königliches gewesen; das Privatgrab jener ältesten Periode war wesentlich anders und drückt die Entstehung aus der Erdaufschüttung über der Gruft noch deutlich in seiner Form aus. „Mástaba“ Bank, nennen es jetzt die Araber, mehr noch gleicht es einem in Stein übertragenen gewaltigen Rasengrabe, dessen Länge von 24—170′ und dessen Breite 18—80′ beträgt, während die Höhe von 12 bis gegen 30′ aufsteigt. Dieser also oft gewaltige Bau enthält aber niemals die Ruhestätte des Toten, sondern — und hierin liegt die Entstehung aus einem Erdgrabe noch deutlich ausgesprochen — der Sarkophag steht tief unten in einer Gruft, zu welcher ein Schacht von der Plattform der Mástaba her 40, 60 ja 80′ tief hinabführt; die Mástaba ist oft nichts anderes als eine von Kalksteinblöcken oder von sonnengebrannten Ziegeln umkleidete kompakte Masse von Sand, Schutt und Steinbrocken, also wirklich nur ein versteinter Hügel; aber eine außen bei der SO.-Ecke angebrachte Nische enthält auch hier schon jenen Grabstein, welchen die Göttin Hera als das Recht des Toten bezeichnet, eine Reliefplatte, welche mit hieroglyphischer Schrift bedeckt ist, auch den Toten wohl selber darstellt, Opfergaben vor ihm. An dieser Stelle ist aber bei umfangreichen Anlagen eine Thür, und diese führt in ein Zimmer, welches dann auch jene Gedenkplatte birgt; im Kern des Mauerwerks ausgesparte Gänge, von den heutigen Arabern „serdab“ genannt, hängen nur durch ganz schmale Öffnungen mit jenem Zimmer

zusammen. Diese durchaus unbetretbaren Gänge bergen Statuen des Toten, auch andere kleine Figuren, welche z. B. bei ganz gewöhnlichen irdischen Vorrichtungen z. B. beim Speisebereiten, Teigkneten, Kornstampfen dargestellt sind. Die Wände jenes Vorderzimmers aber sind eng bedeckt mit Scenen des Lebens. Säen und Ernten, Jagen und Keltern, Gelage und Fahrten auf der Nilbarke, Herden werden herangetrieben, Kühe gemelkt, Vögel gefangen; Einnahmen werden von Schreibern verzeichnet, säumige Arbeiter werden geprügelt, es wird Getreide geworfelt, es wird gebacken und gewebt. In großer Gestalt tritt häufig das Bild des Toten unter all die kleinen Figuren. Die Gruft unten enthält außer dem unverzierten Sarkophag aus Kalkstein oder Rosengranit nur ein paar Wassergefäße und Knochen.

Diese Thatsachen sind zum großen Teil allen bekannt, die Illustrationen zur ägyptischen Kultur oder etwa das Berliner Museum gesehen haben. Uns aber interessiert hier in erster Linie etwas anderes; welchen Sinn, so fragen wir, haben diese versteckten Statuen, dieses Verbergen des Leichnams in tief verschüttetem Schacht, diese Darstellungen von allem, was jenes einfache, aber keineswegs freudlose, oder gar finstere Dasein ausmachte oder verschönte? Welchen Genuß hatte der Vorstorbene davon, welchen Trost gewährte es den Hinterbliebenen? Erst ganz neuerdings sind wir in den Stand gesetzt, diese Fragen zu beantworten, wenngleich ein Zweifel erlaubt ist, einmal ob wir mit unserm modernen Geist und unserer diesem Geist gleichgewachsenen Sprache überhaupt noch in der Lage sind, jene kindlichen Vorstellungen ganz richtig aufzufassen und auszudrücken, und dann ob wir dieselben nicht überhaupt für zu klar und konsequent

halten. Soviel leuchtet indessen ein, felsenfest glaubte der Ägypter an eine Fortdauer nach dem Tode; für diese aber ist ihm offenbar nichts wichtiger erschienen als die Erhaltung einer irdischen Hülle: nach dem Sterben blieb — dies entnehmen wir großenteils den Gräbern und dem Grabesbrauch selber, — es blieb vom Menschen eine, sagen wir, Dublette lebendig, die Ägypter nennen es „ka“, ein Geist, und doch nicht körperlos, am ehesten vielleicht als Gespenst zu bezeichnen. Dieses „ka“ zu erhalten war die hauptsächlichste Sorge, dafür aber wieder erscheint die Bewahrung einer körperlichen Form als erste Bedingung; nun hatte in jener ältesten Zeit die Kunst des Einbalsamierens noch nicht jene außerordentliche Höhe erreicht, welche uns heute noch den Anblick vom ägyptischen Antlitz aus der Mitte des zweiten Jahrtausends ermöglicht; der Leichnam in seinem Sarkophage konnte zerfallen, dann blieben aber als Sitze jener „ka“ die wohlversteckten Statuen übrig: solange auch nur eine derselben noch vorhanden war, war für das „ka“ gesorgt. Aber gerade weil der Mensch sein Leben, eine Art von Scheinleben weiterführt, soll er der gewohnten Umgebung, der gewohnten Genüsse nicht entraten: dies ist der Grund für jene Darstellungen des täglichen Lebens, die am Orte der Bestattung zunächst etwas so Befremdliches haben, welche sich zum wirklichen Leben verhalten wie das „ka“ zum Menschen. Wie es hier gemalt war, und die Figuren jener Dienenden sorgen, daß es ihm nie am nötigen Personal mangelt, so ging es ihm. Aber auf der anderen Seite ist diese Vorstellung vom „ka“ doch so körperlich, daß es der Nahrung bedarf; an der Schwelle seines Hauses wartet es auf die Spenden seiner

Angehörigen, und auf solche Weise ist dieser Glaube allerdings auch von ethischer Bedeutung geworden, indem er das Familiengefühl betonte und lebendig erhielt. Nun war aber auch hier mit der Schwäche der Menschen zu rechnen. Der Verstorbene kann vergessen werden, Familie und Nachkommen können vergehen, dafür sind denn jene Herden und Fleischkeulen, Krüge und Brote an die Wand gemalt, und es genügt ein Gebet, um all dieses für das „ka“ in wirkliche Speise zu verwandeln, um die ganz imaginären, sehr hohen Zahlen, die darüber stehen z. B. 1000 über 3 Krügen, zu realisieren, kurz alles jenes bloß Gemalte erhält durch das Gebet eine stellvertretende Kraft, und nun ist für das „ka“ gesorgt bis ans Ende der Dinge, und das muß auch so sein, denn dieses Haus ist ein ewiges, wie die Inschriften es bezeichnen, es ist aber auch zugleich das „gute“ Haus, dies vielleicht nur aus jenem euphemistischen Triebe, der die klassischen Völker veranlaßte dem Schreckhaften wohlwollende und Gutes verheißende Namen zu geben. Aber eine großartige Redeweise ist es, wenn der Sarkophag, der Herr des Lebens genannt wird. Daß das Abbild für den Toten die Wirklichkeit ersetze, ist übrigens eine Vorstellung, die weitverbreitet ist und z. B. im fernsten Osten, in China bewirkt, daß dem Verstorbenen ein papierenes Haus mitgegeben wird, ausgestattet mit allem Komfort der Neuzeit und papierene Schlüssel zu den papierenen Truhen, die das Gold und Silber — d. h. Pappendeckel mit Stanniolüberzug (Edw. B. Tylor, Primitive culture I 445), welches der Tote im Jenseits braucht. Aber auch jenes Scheinleben findet — wie die Ägyptologen noch nicht beachtet haben — eine merkwürdige Analogie in den Vorstellungen einiger Naturvölker, wie bei gewissen nord-

amerikanischen Indianern (Tylor II 62), nach deren Bericht einmal einer von ihnen das Land der Seelen im sonnigen Süden besuchte, wo er schöne Bäume und Pflanzen sah, durch die er aber gerade hindurchgehen konnte. Eine Legende auf den Tongainseln im großen Ozean erzählt, daß einst ein Boot auf der Rückkehr von den Fidschiinseln an das Eiland der Seelen verschlagen wurde. Vergebens versuchte die hungrige Mannschaft die Brotfrucht zu pflücken, sie war wesenlos, durch Bäume und Häuser schritten sie ohne Widerstand hindurch, und die Seelen der Häuptlinge, die ihnen begegneten, wandelten unbehindert durch ihren festen Körper hindurch. Wenn ich dies anführe, so geschieht es, um zu zeigen, daß wir auch bei diesen ägyptischen Vorstellungen auf rein menschlichem Grunde wandeln.

Zwölf bis fünfzehn Jahrhunderte mag die Mastaba das Grab der Ägypter gewesen sein; bedenkt man, daß jede nur für einen Hausstand errichtet ward, so wächst das Bild jener Totenstadt, die sich beim alten Memphis, östlich vom heutigen Kairo unter den Pyramiden ausdehnte, ins Ungeheuerliche, auch wenn man die große Majorität derjenigen in Abrechnung bringt, welche keine Mittel zu einem so aufwändigen Bau besaßen und sich mit Massenbestattung begnügen mußten.

Es ist bis zum Überdruß wiederholt worden, bleibt aber nicht weniger wahr, daß das Königsgrab des alten Reiches, die Pyramide so hoch über dem Privatgrabe steht wie der ägyptische König über den Unterthanen; auch die Pyramide ist nichts als das steinerne Bild eines gewaltigen Hügels, der über der Gruft des Herrschers errichtet ward. Wenn der Grundriß der Pyramide nicht rund ist wie bei den Tumuli, den Hügelgräbern in Kleinasien und Griechen-

land, so meinte eben der ägyptische Baumeister bei der viereckigen Anlage das festeste und unzerstörbarste Gefüge zu erreichen, und diese Hoffnung hat ihn nicht betrogen. Ich brauche hier bei diesen gewaltigen Bauten nicht lange zu verweilen: sind sie doch seit zwei Jahrtausenden die Lieblinge der Phantasie der Menschheit. Auf eine Strecke von etwa 70 km östlich von Kairo verteilen sich etwa 100 Pyramiden, von denen die größten, zugleich ältesten, die des Cheops, Chefren und Mykerinos noch jetzt eine Höhe von 137, 135 und 66 m erreichen. In ihrem vollendeten Zustande blieb die Cheopspyramide nur ca. 16 m unter den höchsten Turmspitzen der Erde, denen des Kölner Doms von 160 m, und noch heute ragt die geschädigte Spitze fast so hoch wie der Münsterturm zu Straßburg und höher als der Stephansturm zu Wien. Wenn man sich vorstellt, daß jede der vier Seiten der Grundfläche über 727,50 m lang ist, also einen bedeutend größeren Raum bedeckt als das Berliner Schloß, und dabei ca. 160′ (53 m) höher aufragt als der Schloßturm, so erhält man eine Ahnung von der märchenhaften Ungeheuerlichkeit der Anlage. Mit bewundernden Beinamen werden die Pyramiden in der Hieroglyphie ausgezeichnet: die Hohe, die Große

Der Gedanke indessen ist derselbe wie beim Privatgrabe: auch hier ist die eigentliche Gruft unterirdisch, der Leichnam wie die ersetzenden Statuen werden so heimlich geborgen wie möglich; ungezählte der Art, die nie wieder ans Licht des Tages kommen, mag der feste Kern im Innern noch umschließen. Wie sehr eine vollkommene Umkleidung mit gewaltigen glatten Steinblöcken diese Bauten unangreifbar, ja unnahbar machte, wie irreführende Gänge und Schachte

und fast unverrückbare Steinverschlüsse darauf berechnet waren, den Sarkophag unfindbar zu machen, ist zu bekannt, als daß ich es im einzelnen beschreiben müßte. Statt jenes Zimmers in der Mastaba war ein kleiner Tempel am Fuß dieser Steinberge die Stätte, wo man den toten König mit Spenden versorgte und ehrte.

Und noch eines, was der in dieser Grabausstattung ausgedrückte Glaube mit sich brachte, darf hier nicht fehlen, weil es uns eine neue Perspektive vom Grabe her wieder ins Leben zurück öffnet. Nahm man einmal an, daß auch Statuen des Verstorbenen vom Scheinbilde benützt werden, den einbalsamierten Leib selber ersetzen konnten, so lag es nahe, diese Bilder so genau wie möglich nach dem Individuum zu bilden, dem sie dienen sollten: und nun erst verstehen wir, wie es kommt, daß die ägyptischen Statuen aus der ältesten Zeit, in welcher jener Glaube am lebendigsten war, die besten menschlichen Abbilder darstellen, welche der ägyptischen Kunst überhaupt jemals gelungen sind. Da giebt es Holz- und Kalksteinstatuen von wunderbarem Leben; die Höhe des alten Reiches ist darin nie wieder erreicht worden.

Als um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. Ägypten allmählich begann aus tiefem politischen Verfall sich aufzurichten, als von der neuen Hauptstadt in Oberägypten, dem 100thorigen Theben, der Wunderstadt nach der homerischen Geschichte, neue kraftvolle Regenten ausgingen, das Verlorene und mehr als das zurückzugewinnen, feierte auch die Kunst ihre Renaissance. Aber man muß bedenken, daß diese Kunst von der Blüte jener alten zeitlich etwa so weit getrennt war, wie wir heutzutage vom Ausgang des klassischen Altertums. Dieses neue Reich ist freilich in der Baukunst von

eben so hoher Originalität wie Großartigkeit; in der Plastik hingegen lediglich eine Nachahmerin jener alten Muster, dadurch unlebendig und manieriert, und es ist verhängnisvoll für unsere modernen Anschauungen geworden, daß wir diese Renaissanceerzeugnisse der ägyptischen Kunst zuerst und am massenhaftesten kennen gelernt haben und uns gewöhnten, dieselben als typische Vertreter der ägyptischen Kunst überhaupt anzusehen. In unserm Zusammenhange hier mögen wir aus der eben bezeichneten Thatsache schließen, daß der Grabgebrauch und die bei und in der Bestattung zum Ausdruck kommenden Ideen im neuen ägyptischen Reich andere sind als im alten; und dieser Schluß ist durchaus zutreffend. Eine neue, wenn man will, geistigere Auffassung des Todes scheint eingetreten, die ersetzenden Statuen fehlen und gewiß nur zum Teil deshalb, weil die Kunst des Einbalsamierens damals auf ihrer Höhe war. Allerdings hat uns ja ein günstiges Geschick vor wenigen Jahren die größten Regenten des neuen Reiches Seti I. und den II. Ramses leibhaftig wiedergeschenkt, und wir schauen heute wieder das Antlitz von Männern, deren Leben Jahrhunderte vor den homerischen Griechen liegt und welche schon für den ältesten Geschichtsschreiber der Hellenen zur fabulosen Persönlichkeit des welterobernden Sesostris sich verflüchtigt hatten.

Die Königsgräber dieser Zeit waren bestimmt, den menschlichen Blicken auf ewig entzogen zu werden; nichtsdestoweniger stehen sie an Großartigkeit und Arbeitsaufwand hinter den Pyramiden kaum zurück. Am linken Ufer des Nil, nicht weit von der neuen Hauptstadt Theben sind sie tief eingebohrt in die Seitenwände eines wilden Thales; unkenntlich gemacht und eng verstellt ist ihr Eingang; und

wer will sagen, welcher furchtbaren Mittel man sich bedient haben mag, um den unzähligen Mitarbeitern unmöglich zu machen, das Geheimnis der Lage zu verraten. Doch mögen auch Ehrfurcht und Glauben allein sehr mächtig gewirkt haben. Ein schräg absteigender Schacht führt tief in das Innere der Erde; im Grabe Setis liegt das Ende fast 100 m vom Eingang: Gänge und Gemächer wechseln ab; oft meint man, man stehe vor der Schlußwand, und nur ein Zufall deckt die winzige Pforte auf, die immer weiter hinab und hineinführt; täuschende Schachte halten den Erforscher auf, endlich steht am Schluß der einfache Steinsarkophag. Nun aber sind die Wände bedeckt mit Darstellungen, man sagt nicht zuviel, mit Tausenden von Figuren, in leichtem Relief angelegt und mit frischen Farben bedeckt. Nicht mehr das irdische Leben schildern sie, wenigstens nicht vorzugsweise, ihre Absicht ist eine höhere. Jenes „ka“ existierte fort in gleicher Weise, ob der Mensch gut oder böse gewesen; jetzt betont man den Begriff der Seele, des „ba“, bei der die sittlichen Eigenschaften keineswegs gleichgiltig sind und welche — wie die Sonne im Westen unter der Erde zu verschwinden scheint, so im Westen eine lange und beschwerliche unterirdische Reise anzutreten hat, um nach vielen Prüfungen und Fährlichkeiten vor dem Richterstuhl der Nachtsonne des Osiris-chent-Ament und seinen 42 Beisitzern zu erscheinen. Bestand sie vor diesen nicht, so ward sie dem endlichen Verderben preisgegeben; ward sie beim Wägen vollwichtig erfunden, so bestand sie mit Hilfe des Osiris und anderer Götter auch noch ihre weiteren Kämpfe mit den Mächten der Finsternis, bis sie gleich der im Osten neugeborenen Sonne siegreich einging in die himmlischen Behausungen, um

als lichtes Wesen zu den Göttern sich zu gesellen. Diese Wanderungen oder Wege der Seele nun stellten jene unterirdischen Gänge symbolisch dar; und die Ähnlichkeit war vollständig, sobald die Götter, Dämonen und Ungeheuer, von denen jene gefürchtete Unterwelt bevölkert war, durch Skulpturen und Malereien an den Wänden dargestellt wurden; und so groß ist auch hier wiederum die vertretende Kraft der Bilder, daß die Rechtfertigung des Verstorbenen vor dem Osiris malen fast gleichbedeutend war, wie die Rechtfertigung thatsächlich bewirken. Und wie stark muß ein Glaube gewesen sein, welcher tausend und abertausend von Gestalten mit unermüdlichem Fleiß und höchster Sorgsamkeit ausführen ließ, die doch nach menschlicher Berechnung ein sterbliches Auge nie wieder erblicken sollte. — Entfernt von diesen Gräbern der Könige lagen ihre Tempel, in diesem Zeitraum sind sie ohne Umschweife zu Göttern geworden und verlangen eine entsprechende Verehrung.

Die Privatgräber dieser Art blieben wohl an einer Façade kenntlich; daher bewahrten sie aber auch aus der ältesten Zeit die Sitte, den Toten in tiefem senkrecht gerichteten Schacht zu verbergen und zu erhalten.

Schließlich wird auch die ägyptische Kultur altersschwach wie alles Menschliche; die Versuche, den Leib des Verstorbenen zu schützen, werden aus vielerlei Gründen immer schwächlicher, aber auch noch die letzte Sitte, das Aufstellen in Tempelbezirken — lassen den alten Gedanken deutlich erkennen.

Es entspricht der wahren Bedeutung des ägyptischen Grabes innerhalb der Kultur des Volkes und des Altertums überhaupt, wenn wir demselben in unserer Darstellung

einen breiteren Platz eingeräumt haben. Spricht nun das ägyptische Grab eine sehr entschiedene und verständliche Sprache, die jedes Accentes mächtig ist, bald kindlich und rührend, bald majestätisch und gewaltig, so schweigt uns das Grab des zweiten großen alten Kulturvolkes im Osten, des Volkes im Mittelstromlande in Mesopotamien noch fast vollständig. Babylonier und Assyrer meine ich, und setze dabei voraus, daß es bekannt ist, daß die Assyrer nur die Fortsetzer oder Nachahmer der älteren babylonischen Civilisation sind, zu der sie sich etwa so verhalten wie das sog. neue ägyptische Reich der Ramessiden zu jenem alten des Cheops und Chefren.

Es ist freilich schon ein vielsagender, bedeutsamer Zug, daß den Ruinen in Assur und Babylon nicht Gräber und Tempel wie in Ägypten ihre Signatur geben, sondern der Königspalast, d. h. seine Reste treten vor allen übrigen in den Vordergrund, ja, sind eigentlich die einzig hervortretenden; und die Thaten der Könige im Krieg und Frieden bedecken die schier endlosen Reliefplatten, die den Sockel der königlichen Behausung umziehen. So fragen wir hier auch die Bildwerke, die in Ägypten so gesprächig sind, vergebens um Aufschluß. Wie muß jedes Individuum in diesem Lande zurückgetreten sein vor dem Einen! Diese Lehre können wir schon aus diesen rein negativen Thatsachen ziehen.

Daß bisher in Assyrien noch gar kein Grab aufgetaucht ist, hat soviel Auffälliges, daß die Meinung geäußert werden konnte, es hätten am Ende die Assyrer sich alle in ihrem Stammlande unten in Babylonien begraben lassen, wie etwa fromme Türken von der europäischen Seite sich gern nach Kleinasien hinüberbringen lassen, wie die persischen

Schiiten massenweise nach Nedjef und Kerbela gebracht werden und wie fromme Juden und Mitglieder zumal der russisch-orthodoxen Kirche hinabziehen nach Jerusalem, um auf heiligem Grunde die letzte Ruhstatt zu finden. Indessen hat diese Erklärung große Schwierigkeiten. Soviel ist jedenfalls sicher, das Grab tritt im Mittelstromlande ganz zurück; auch der Boden des Landes mag dabei nicht wenig mitgewirkt haben. Was sich in Babylonien bisher von Gräbern gefunden hat, hat kein großes Interesse, schon weil es zeitlich nicht recht fixierbar ist. An die Unsterblichkeit, an eine Belohnung des Guten, eine Strafe des Bösen ward auch hier geglaubt; der unkörperliche Geist bewohnt auch hier das Grab, schützt die, welche ihn gut behandeln und sucht die heim, welche ihn vernachlässigen; wer ganz ohne Grab bleibt, muß umherirren ruhelos auf ewig. Aber all diese Ideen finden in der Ausstattung der Gräber, soweit wir jetzt wenigstens sehen, nur einen schwachen Ausdruck. Versuche, den Leib zu bewahren dadurch, daß man ihn in Honig oder Erdpech bettet, sind auch hier gemacht; den Männern sind ihre Waffen, vor allem ihr Petschaft beigefügt, den Frauen ihr Schmuck, beiden allerlei Nahrungsmittel in Wirklichkeit und in Nachbildung, Krüge mit Getränk und eine Schale zum Trinken, die auf der Handfläche oder hinter dem Kopfe ruht. Das Grab ist unterirdisch, von Steinen gestellt, oder der Leib ist in zwei aneinander schließende irdene Hülsen gezwängt. Keine Spur von jener aufs Kleinste bedachten, ausführlichen Sorgfalt der Ägypter; kaum scheint es sicher, ob ein Mal die Stelle bezeichnet hat. Wie verschieden müßten wir schon beide Völker beurteilen, wenn wir nichts hätten als ihre Gräber.

Syrien, zumal Phönizien und Palästina, wie sie von verwandten Stämmen bewohnt werden, bieten auch in ihren Grabanlagen viel Verwandtes; nur verharrten die Juden offenbar absichtlich bis zu einer recht späten Zeit auf der ältesten Stufe, d. h. hier der Beisetzung in natürlichen Höhlen. Eine solche Höhle und zwar eine zwiefache ist es, welche Abraham vom Hethiter Ephron um den recht bedeutenden Preis von 400 Silberschekeln erwarb zum Erbbegräbnis; und als Felsenkammern treten uns heute noch die Begräbnisstätten in Palästina entgegen, oft nur Erweiterungen natürlicher Höhlen, immer kunstlos angelegt mit Höhlungen in den Seitenwänden, die den mit Linnen umhüllten Körper aufnahmen, um alsdann durch eine vorgesetzte Platte verschlossen zu werden; also ganz in der Weise der Ruhestätten, die uns als die ältesten christlichen Katakomben bekannt sind. Joseph von Arimathia läßt den Leichnam Christi in eine neue Grabstätte legen, die er sich im Felsen ausgehöhlt hat und wälzt einen großen Stein davor. Dies Puritanertum — wenn man so sagen darf — in Beziehung auf die Grabstätte entspricht ja ganz der Richtung des Volkes, und es ist unzweifelhaft, daß gewisse Gräber mit architektonisch gegliederten Façaden, die sich in Palästina finden und zu den sonderbarsten Phantastereien Anlaß gegeben haben, erst der römischen Kaiserzeit angehörten. Ein kunstloses und anscheinend namenloses Mal hat freilich auch diesen Gräbern wohl meist nicht gefehlt: Jacob errichtet ein solches über dem Grabe Rahels, und über der Grube, in die Absalom geworfen ward, lag ein Haufen Steine. Mit einer ähnlichen Enthaltsamkeit zeichnen die heutigen Türken in den weiten Regionen Kleinasiens die Ruhestätten der Ihrigen nur durch

einen rohen natürlichen Stein, und die ausgedehnten schweigsamen und melancholischen Steinfelder, welche die großen Städte des Innern umgürten oder an verlassenen Stellen in vergessener Einsamkeit schlummern, verraten auf einen Schlag die ganze Gleichgültigkeit dieses Geschlechtes gegen das irdische Leben und gegen den Anspruch des einzelnen.

Es hat nichts mit einem Grabmal zu thun, wenn Absalom noch bei Lebzeiten sich ein Denkmal errichtet hat im Königsgrunde: „denn er sprach: ich habe keinen Sohn, darum soll dies meines Namens Gedächtnis sein und hieß die Säule nach seinem Namen und heißt auch bis auf diesen Tag: die Hand Absaloms.“ Das Wort, mit welchem der hebräische Text das Denkmal bezeichnet, hat sich mehrfach auch auf phönizischen Inschriften gefunden, und vor wenigen Jahren haben wir auf solche Weise auch die Form eines so bezeichneten Males, einen kurzen Obelisken auf viereckiger Basis kennen gelernt.

Die phönizischen Gräber sind in ihrer Form und Anlage den jüdischen verwandt; aber sie legen allmählich immer mehr Nachdruck auf das Denkmal und zeichnen sich durch reiche Beigaben aus, welche sie mit in das Grab legen. Denkmal und Grab bestehen hier unverbunden neben einander; denn die Gruft ist nicht durch das darüber befindliche Denkmal, sondern durch eine Treppe außerhalb desselben zugänglich. Die Beigaben bestehen in Thonfiguren, von denen nicht wenige deutlich den Charakter von Amuleten tragen, andere die Erneuerung des Lebens symbolisch ausdrücken; dann in Gebrauchsgegenständen, Schmucksachen, Spiegeln, Ringen, niemals in Waffen, auch dies ist bedeutsam

für das Handelsvolk. Die zahlreichen phönizischen Kolonien außerhalb Phöniziens zeigen einen gleichen Charakter.

Bei den Gräbern der Perser, die im übrigen nur die Erben babylonisch-assyrischer Kunstweise waren, begegnet uns ein neuer Zug: eine Reihe persischer Herrscher, auch der allen wohlbekannte Darius, sind bei Persepolis in Felsenhöhlen beigesetzt. An diesen Felsen nun ist vor den Ruhestätten eine Façade ausgemeißelt im Relief wie die eines Tempels mit Säulen und einer Thür, darüber auf einem seltsamen Aufbau betet der König vor einem Feueraltar; ohne Zweifel geht diese Ausstattung auf die Vergöttlichung des verstorbenen Herrschers; die Thür aber ist nur eine Scheinthür, der wirkliche Eingang zu den Gräbern ist an unzugänglichen Stellen der Felsen angebracht, auch hier herrscht also die Tendenz, den Toten nicht nur zu bergen, sondern auch zu verstecken, aber hier wohl aus dem Grunde, weil die Verletzung der Grabesruhe ein Schimpf sei, den man noch den Verstorbenen anthut.

Diese Anschauung, daß der Verstorbene ein Gott geworden sei, eine Anschauung, welche im Trostbedürfnis der Hinterbliebenen ihre volle Erklärung findet, — diese ist es, welche den Gräbern der nördlichen Hälfte Kleinasiens und der südlichen Landschaft Lycien in erster Linie ihr Gepräge giebt. Tempelfaçaden, bald frei aus dem lebendigen Felsen herausgearbeitet, wie ich sie auf meiner letzten Reise in Kleinasien aufgefunden, oder im Relief ausgemeißelt bilden das nunmehr offene, nicht mehr verborgene Antlitz der letzten Ruhestätten; bisweilen freilich sind auch sie nur Maske, und der eigentliche Eingang ist irgendwo verborgen; im ganzen aber tritt diese Tendenz des Versteckens im Laufe der Zeit

völlig zurück. Das merkwürdige Lycien, ein recht eigentliches Gräberland, dessen überall zu Tage tretende Felsen der gestaltenden Hand gleichsam entgegenkamen, bietet neben jenen Tempelfaçaden auch ganze hohe Häuser als Grabstätten, steinerne sehr genaue Nachahmungen von hölzernen Vorbildern und hohe Katafalke, die aller Orten dem Auge sich darbieten. Je offener diese Grabstätten dalagen, desto mehr bedurften sie des Schutzes; als die religiöse Scheu nachläßt, treten zuerst in lycischen Grabschriften jene wunderlichen Androhungen von schweren Geldstrafen auf, denen der Grabesschänder verfiel, Geldstrafen, die dann ihren Weg über ganz Kleinasien und den Norden der Balkanhalbinsel bis nach Italien genommen haben. Leider hat dies im Lauf der Jahrtausende die Plünderung dieser so einladend offenen Grabstätten nicht verhindert, und keines unter diesen Tausenden von Gräbern giebt uns mehr durch seinen Inhalt irgend einen Aufschluß darüber, was die Bestatteten über Tod und Sterben gedacht.

Nahe der Westküste Kleinasiens taucht dann plötzlich eine andere uralte Form des Grabmales wieder auf, die schon überwunden hinter den Pyramiden liegt: die Form des runden oben spitzen Erdhügels, des Tumulus, die nur auf felsigem Terrain zum Steinhügel wird. In ganzen Scharen tritt diese Form des Males in Lydien, auf der Troischen Ebene, in der Umgebung Smyrnas auf: überall ist sie mit den ältesten, sagenhaften Bewohnern in Verbindung gebracht, d. h. sie war den historischen Griechen fremd geworden. Die Ruhestätte des Toten ist dabei nicht immer unterirdisch, sondern vielfach im Kerne des Hügels enthalten, oft nicht in der Mitte, vielmehr zur Seite gerückt,

um die Auffindung zu erschweren, immer noch ein, wenn auch schwächlicherer Versuch, wie er uns an den ägyptischen Gräbern in voller Schärfe entgegen tritt. Aber auch hier hat diese Sorge uns bis jetzt wenigstens kaum genützt, ausgeraubt und damit der uns wichtigsten Beweisstücke entkleidet stehen diese Formen vor uns: nur ein bedeutungsvoller, die Fortdauer des Lebens symbolisierender Zierrat ist bei einigen von ihnen gewiß. Wenn wir nun finden, wie dieser Tumulus und die Felsfaçade auf weitentlegenem italischen Gebiete, im alten Etrurien wiederkehren, so sehen wir hier einmal deutlich, wie wichtig das Grab für uralte Völkerzusammenhänge werden kann; denn eine alte halb verlorene Überlieferung, welche die Tyrrhener nach Etrurien aus dem vorderen Kleinasien kommen läßt, erhält erst durch diese Thatsachen eine sichere, gleichsam monumentale Bestätigung.

Wir schreiten über die Völkerbrücke Kleinasiens endlich hinüber nach Griechenland, das heute unser letztes Ziel sein soll; eine Behandlung der Gräber und Grabesbräuche dieses Landes ist freilich ein Thema für sich, in derjenigen Ausführlichkeit wenigstens, deren dieser Gegenstand würdig ist. Hier will ich nur noch einiges Bedeutungsvolle und Typische herausgreifen.

Die letzten anderthalb Jahrzehnte haben uns in Griechenland Zeiten erschlossen, die bisher nur durch Sagen matt und ungewiß erleuchtet waren und welche weit vor den Beginn der überlieferten Geschichte fallen. Gerade diese sind uns aber wiederum in erster Linie erschlossen worden durch Gräber, die bei ihrer versteckten Lage den einst in ihnen geborgenen Reichtum vielfach ganz unberührt uns geschenkt

haben. Da zeigt sich nun, daß alle alten Formen, die wir bisher kennen gelernt, auf dem Boden Griechenlands vertreten sind: natürliche Höhlen dienten als Gräber bei Nauplia in der Landschaft Argolis, die von Schliemann bei Mykenae aufgedeckten Schachtgräber mit ihren märchenhaften Schätzen sind noch in jedermanns frischem Gedächtnis; den Hügel, den Tumulus vertritt, so scheint es uns, eine eigentümliche Gattung von Grabstätten, die sog. Kuppelgräber, über deren gewölbtem Hohlraum eine Aufschüttung gelagert zu haben scheint. Ein Mal, eine Platte mit Relief scheint bereits die Gräber von Mykenae bezeichnet zu haben. Aber die asiatische, wenn man will barbarische Pracht der Ausstattung, wie diese Gräber sie zeigen, ist den historischen Hellenen fremd, deren Größe und harmonische Begabung auch in der Bescheidenheit und dem Maße ihrer Gräberausstattung und gerade da besonders hell hervorleuchtet. Ein kleiner Erdhügel und ein einfaches Mal, wie die homerischen Gedichte sie fordern, haben den griechischen Totenstätten für alle Zeit das Gepräge gegeben. Aber das wird stets der Ruhm der Hellenen bleiben, daß sie viel mit wenigem thaten: einfach waren die Formen, aber von einem unerschöpflichen Reichtum der Inhalt.

War in den früheren Kulturländern einmal der bildliche oder bauliche Ausdruck für die herrschende Vorstellung vom Grabe gefunden, so blieb er unverändert durch Jahrhunderte; solches Verharren zeigten die ägyptischen Mastabas und Grottengräber, die phönizischen Höhlen, die kleinasiatischen Tempelfaçaden und Tumuli. Der Rahmen in Griechenland, der Grabstein war enger, beschränkter als irgendwo anders; aber in der Beschränkung auch hier die größte

Freiheit, in der Enge die bunteste, und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, die tiefste Mannigfaltigkeit. Die älteste Sitte, die wir neuerdings kennen gelernt haben, das Grab mit einer Statue zu bekrönen, mag noch mit orientalischen Gewohnheiten zusammenhängen, tritt uns doch diese Sitte zunächst in gewissen griechischen Teilen Kleinasiens entgegen. Das eigentlich klassische Grabmal des Griechen ist die Steintafel; diese ist der mannigfachsten Ausschmückung fähig, je nachdem sie schlank und schmal oder breit und niedriger gestaltet ist. Ungern haben die Griechen das Dasein verlassen: Achill klagt in der Unterwelt, daß er lieber der Knecht des geringsten Mannes auf Erden sein, als über alle Toten herrschen wolle. Immer mehr tritt im Laufe der Zeiten die Verehrung des Toten als eines Heros, eines Halbgottes in den Vordergrund, jenes Gegengewicht, welches so viele Völker für nicht zu groß und schwer hielten und noch halten, um gegen die Bitterkeit des Sterbens in die Wagschale geworfen zu werden. So verstehen wir denn, daß den griechischen Grabdenkmälern so gut wie jede Andeutung des Todes fehlt: im Gegenteil, alles mahnt an das Leben: in feierlicher Haltung als Krieger, Priester, Landmann steht der Verstorbene im Relief an seinem Grabstein: rührend und erhebend zugleich sind jene herrlichen Familienscenen, zumal attischer Grabsteine, die ein trauliches Beisammensein aller Familienglieder darstellen; daß der Abschied, den Mann und Frau und Kinder von einander nehmen, der letzte ist, ist kaum bemerkbar; nur einen Zug verhaltener Wehmut, leiser Trauer meinen wir in den stillen Zügen jener großen Gestalten wahrzunehmen. Immer wieder kehren diese Scenen, nie einander gleich, und doch von gleichem Gepräge und

Eindruck. Die allgemeine Neigung der hellenischen Plastik, die irdischen Begebnisse unter dem Bilde des Göttlichen darzustellen, kommt auch hier zur Geltung: auf dem Grabe liebender Ehegatten sehen wir Orpheus und Eurydike, und es ist kein Zufall, daß wir nicht recht zu sagen vermögen, ob hier der Abschied beim Tode der Frau dargestellt ist, oder jener letzte Abschied in der Unterwelt, da Orpheus sich vor der Zeit umblickte. Wohl hat die griechische Kunst der besten Zeit, wie die Poesie der Griechen, eine Gestalt des Todes gekannt: einen ernsten Mann mit gewaltigen Schwingen und wohl mit einem Schwerte umgürtet; aber niemals noch ist er uns auf Grabmälern begegnet, und wir können getrost sagen, er wird es auch nie. Jener bekannte Genius, der die Fackel senkt, jener schlafende Amor sind verstandesmäßige Bildungen der römischen Zeit, und dieser blieb es vorbehalten, sie auf die Gräber zu setzen. Diese späten Dinge gehen uns hier nichts an, ein so mannigfaches Interesse dieselben auch bieten. Den Geist der Menschheit verraten rein nur diejenigen Bildungen, welche der jugendlichen, sich selber überlassenen Entwickelung derselben angehören; und Sinn und Absicht dieser zu verfolgen, ist hier mein Bestreben gewesen.

Die Großartigkeit ägyptischer Anlagen können wir bewundern, ein vielseitiges Interesse den Ruhestätten der orientalischen Völker abgewinnen, verwandte Saiten schlagen nur die griechischen Gräber in uns an, mit ihrer anspruchslosen Anlage der Gruft; dem sinnvollen und oft ergreifenden Schmucke des Denkmales, wenn auch allerlei Einzelheiten, wie die Ausstattung der Gruft mit Thongefäßen und Thonfiguren, die Spende auf Grab und Stein, auf einem

uns fremd gewordenen Grunde gewachsen sind. Wie viel wir gerade diesen verborgenen Schätzen für unsere Anschauung antiken Lebens verdanken, ist ein Nebengewinn, der nichts mit den Gräbern als solchen zu thun hat.

Ja, um eines könnten wir die Hellenen beneiden, ob es auch gleich ursprünglich aus ihrem Widerstreben gegen Tod und Sterben hervorgegangen sein mag, das uns fremd sein sollte. Wenn uns etwas den Gedanken an unsere letzte Ruhestätte bitter erscheinen läßt, so ist es die Vorstellung, daß wir gebettet werden an weltentrücktem, einsamem Orte: denn wer sucht jetzt einen Friedhof auf, außer an gewissen festlichen Tagen, oder es treibt ihn ein neuer Verlust oder ein noch frischer Schmerz zu der sonst scheu gemiedenen Stätte. Das Altertum, voran das griechische, hat die streng abgeschiedenen Räume der Toten nicht gekannt: an den belebtesten Wegen standen sie aufgereiht, die Denkmäler vergangener Geschlechter, immer den Lebenden vor Augen; im Bilde schauten die Dahingegangenen sie täglich an; ja sie verkehrten mit einander durch die Inschriften, welche nicht selten an die direkt Vorübergehenden gerichtet sind, ein gutes Wort, eine freundliche Ermahnung mit auf den Weg geben, wohl auch den Rat, sich des Lebens zu freuen, so lange es Tag sei.

Wenn wir nun zusammenfassend sagen dürfen, daß alle antiken Völker durch ihren Grabesbrauch, durch Grab und Grabmal nur das Streben ausdrücken, die Schrecken des Todes auf ihre Weise zu überwinden — so haben die Griechen allein unter allen den Weg dazu durch die Kunst gewählt. Alle leitete ein tiefes Bedürfnis des Herzens. Unsere von noch reineren Vorstellungen erfüllte Welt könnte

an sich des Grabmales wohl entraten, allein mächtiger als all unser Glauben und Hoffen ist doch das Gefühl geblieben, welches von jeher ein Zeichen verlangt: wie schon geschrieben steht, nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen! —

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei, Berlin-Schöneberg.

Hirschfeld, Gustav

Aus dem Orient

Berlin 1897